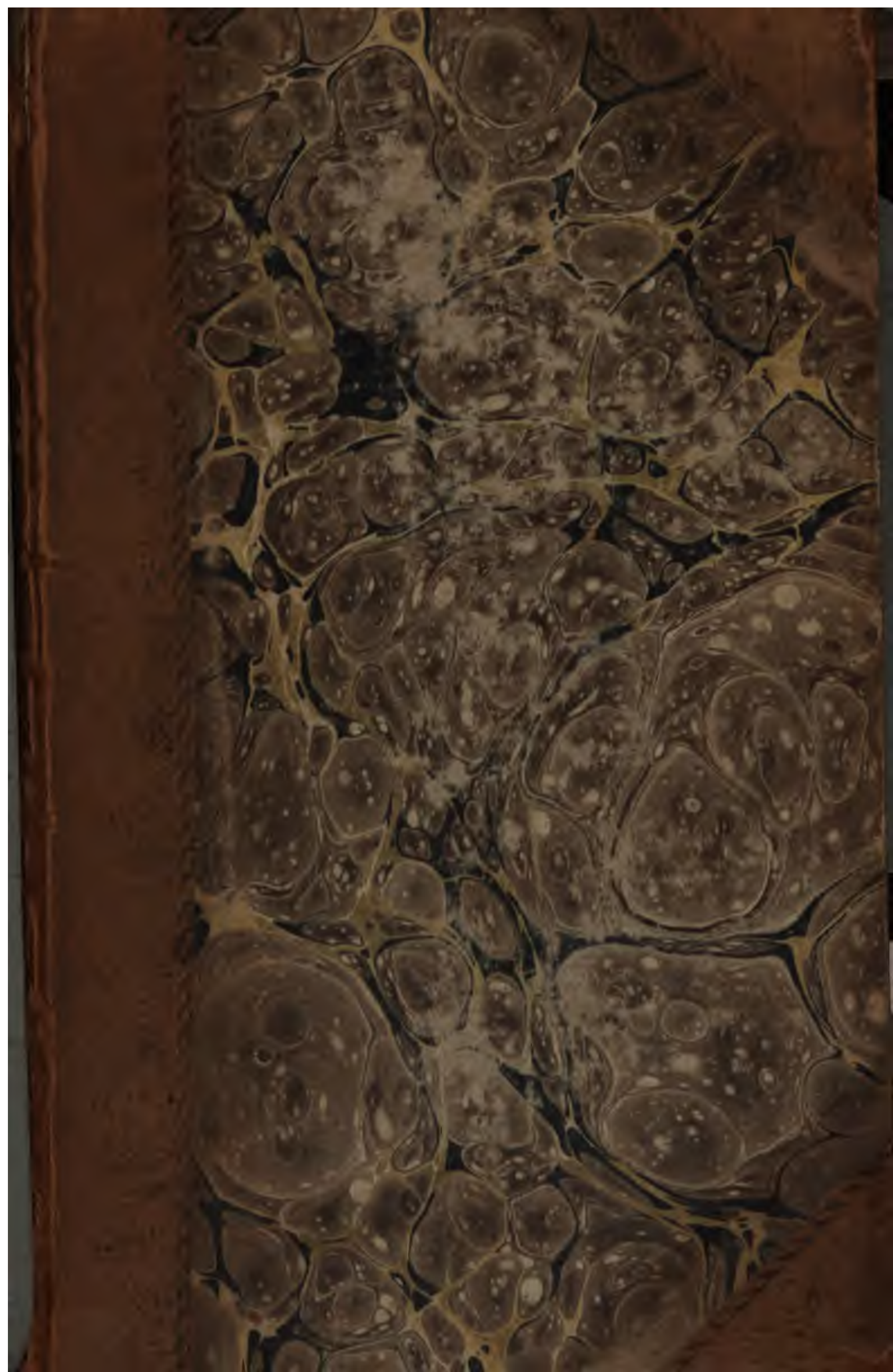
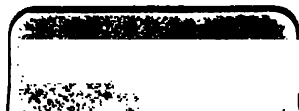



600086659/





Krug's
gesammelte Schriften.

Erster Band.

Erste Abtheilung.

Theologische Schriften.

Erster Band.



Braunschweig,
Verlag von Friedrich Vieweg.

1830.

Theologische Schriften

von

Wilhelm Traugott Krug,
Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig.

Erster Band.



Braunschweig,
Verlag von Friedrich Vieweg.
1830.

Der

protestantischen Kirche

zur

dritten Jubelfeier

der Uebergabe

des

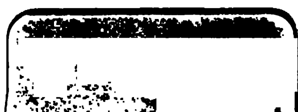
Augsburger Glaubensbekenntnisses

in treuer Anhänglichkeit gewidmet

vom

Verfasser.





Krug's gesammelte Schriften.

Erster Band.

Erste Abtheilung.

Theologische Schriften.

Erster Band.



Braunschweig,
Verlag von Friedrich Vieweg.

1830.

Der

protestantischen Kirche

zur

dritten Jubelfeier

der Uebergabe

des

Augsburger Glaubensbekenntnisses

in treuer Anhänglichkeit gewidmet

vom

Verfasser.

Der

protestantischen Kirche

zur

dritten Jubelfeier

der Uebergabe

des

Augsburger Glaubensbekenntnisses

in treuer Anhänglichkeit gewidmet

vom

Verfasser.

Der

protestantischen Kirche

zur

dritten Jubelfeier

der Uebergabe

des

Augsburger Glaubensbekenntnisses

in treuer Anhänglichkeit gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Zweck und Umfang dieser Sammlung sind dem geehrten Publikum aus der frühern Ankündigung derselben schon bekannt. In vier Abtheilungen soll sie die theologischen, politischen, philosophischen und vermischten (philologischen, historischen, ästhetischen u. s. w.) Schriften des Verfassers enthalten. Jedoch sollen die größeren, bereits mehrmal aufgelegten, Werke ausgeschlossen bleiben, damit die Sammlung nicht zu bändereich und zu kostspielig werde. In jeder Abtheilung werden die einzelen Schriften chronologisch auf einander folgen, wenn nicht ein besondrer Grund irgendwo eine Abweichung von dieser Ordnung erheischen sollte. Daß es an Verbesserungen und Zusätzen, selbst an neuen Aufsätzen nicht fehlen werde, ist versprochen worden; und die Erfüllung dieses Versprechens, so wie desjenigen, welches der Verleger in Bezug auf anständige Ausstattung und sehr billigen Preis dieser Sammlung gegeben hat, bekundet schon die erste,

hier vorliegende Abtheilung. Dem geehrten Publikum aber, welches sich dem Anfange des Unternehmens so geneigt bewiesen, statten Verfasser und Verleger den verbindlichsten Dank dafür ab. Möge dieselbe Theilnahme dem Unternehmen auch bei seinem Fortgange nicht entstehen! — Geschrieben zu Leipzig in der Neujahrsmesse 1830.

Krug.

Inhalt dieses Bandes.

Dritte Abtheilung.

Berichtigungen.

S. 25.	Z. 6.	von unten ist nur hinter daher einzuschieben.
— 72.	— 11.	von unten l. Mangels st. Mangel.
— 92.	— 3.	von oben l. eingeschränkter st. eingeschränkten.
— 120.	— 6.	von unten l. bestimmten st. bestimmt.
— 122.	— 12.	von oben fehlt 2. im Anfange der Zeile.
— 233.	— 5.	von unten l. kategorischer Schluß st. gültiger Vernunftschluß.
— 235.	— 16.	von oben ist so auszustreichen.
— 236.	— 16.	von oben l. kategorischer st. kathegorischer.
— 248.	— 14.	von unten l. sie st. Sie.
— 374.	— 6.	von unten l. trug st. ertrug.
— 436.	— 7 u. 8.	v. o. sind die Anfangsbuchstaben u und h versetzt.
— 438.	— 17.	von oben l. und den st. und zu den.
— 442.	— 22.	von oben l. Vernunft st. Religion.

Anmerkung. Einige Ungleichheiten in der Orthographie wird der geneigte Leser eben so, wie kleinere Versehen, entschuldigen, indem hin und wieder die frühere Orthographie des Verfassers statt der spätern beibehalten worden.

I.

Briefe

über

die Perfektibilität

der

geoffenbarten Religion.

Prolegomena

zu jeder positiven Religionslehre als festbegründeter Wissenschaft.

(Erschien zuerst anonym: Jena und Leipzig, 1795. 8.)

Ει κακως ελαλησα, μαρτυρησον περι του κακου, ει δε καλως, τι με δερεις;

Job. 18, 23.

Vorrede zur ersten Auflage.

Wenn eine Sache von der einen Partei über alles verehrt und gepriesen, von der andern auf's äußerste verachtet und herabgesetzt wird, beide aber sich unaufhörlich darüber mit großer Erbitterung streiten, ohne daß eine die andere von dem Werthe oder Unwerthe der bestrittenen Sache zu überzeugen im Stande wäre: so steht allemal zu befürchten, daß ein gemeinschaftliches Misverständniß zum Grunde liege, welches beide Theile, weil sie von einer und ebenderselben Voraussetzung nach ganz entgegengesetzten Richtungen ausgehen, nothwendig von einander entfernt halten und sie in einen Streit verwickeln muß, der nicht eher beigelegt werden kann, als bis die gemeinschaftliche Quelle des Irrthums entdeckt, und die wahre Beschaffenheit der Sache durch eine gründliche Dedukzion ihres Ursprungs und Endzwecks dargelegt ist. So ging es bisher in der Philosophie, so ging es auch in der Theologie, zweien Wissenschaften, die, so wie sie stets gegen einander in einer bald friedlichen bald feindseligen Wechselwirkung begriffen waren, oft auch in Ansehung ihres innern Zustandes gleiche Schicksale hatten. Wie in jener zwei Hauptparteien, Dogmatiker und Skeptiker, sich unaufhörlich bekriegten, indem sie beide voraussetzten, die philosophische Einsicht müsse eine Kenntniß der Dinge an sich sein, die Einen aber eine solche Kenntniß zu besitzen wähnten, die Andern hingegen, weil sie die Möglichkeit derselben nicht begreifen konnten, alles Wissen und Erkennen für ein täuschendes Scheinen hielten, mithin von nichts Geringerem die Rede war, als von Grund oder Ungrund, Werth oder Unwerth

der ganzen philosophischen Wissenschaft: so kämpften auch in der Theologie zwei Parteien einen Kampf, der gleichfalls nichts Geringeres betraf, als den Grund oder Ungrund, Werth oder Unwerth der gesammten theologischen Wissenschaft, und ihres Objekts, der geoffenbarten Religion selbst. Die eine, Gewalt habende oder doch von den Gewalthabern unterstützte, Partei behauptete, die Religion, zu welcher sie sich bekenne, sei als eine durch unmittelbare Wirksamkeit der Gottheit entsprungene Religion die besste und vollkommenste, die sich nur denken lasse, weit erhaben über alle Erfindungs- und Fassungskraft der menschlichen Vernunft, die weiter nichts zu thun habe, als die Belehrungen der Gottheit gläubig anzunehmen. Die andre, zwar nicht durch öffentliche Autorität privilegirte, aber wegen geheimes Anhangs und innerer Stärke nicht minder mächtige Partei gab zu, daß, wenn die Gottheit selbst sich offenbare, eine auf solchem Grunde erbaute Religion völlig untadelhaft und höchst vollkommen sein müsse. Allein bei der vorgeblich geoffenbarten Religion sei dieß keineswegs der Fall; mithin sei sie nichts weniger, als eine solche, sei völlig ungöttlich, falsch, bloß auf menschlichen Wahn, ja wohl gar auf Betrug gegründet.

Man begreift leicht, daß, so lange beide Parteien von dieser Voraussetzung der absoluten Vollkommenheit einer geoffenbarten Religion ausgingen, sie nie zusammenkommen konnten. Jene behauptete die Vollkommenheit der Religion, weil sie geoffenbart sei; diese leugnete die Geoffenbartheit derselben, weil sie nicht vollkommen sei. Man begreift aber auch eben so leicht, daß die Religion selbst, über deren Grund und Werth so hartnäckig gestritten wurde, durch diesen Streit und durch das Vorurtheil, woraus er entsprang, an Wirksamkeit für die Welt, und die Theologie an Brauchbarkeit für die Religion, die sie bearbeiten sollte, gar sehr verlieren musste. Denn vorausgesetzt, daß die geoffenbarte Religion ursprünglich bestimmt war, sich erst in den Köpfen und Herzen der Menschen, denen sie anvertrauet wurde, nach und

nach zu vervollkommnen, und nur die selbthätige Entwickelung der in der menschlichen Vernunft gegründeten moralischen und religiosen Begriffe zu befördern: so musste die Religion, wenn sie bereits für durchaus vollkommen und unverbesserlich gehalten wurde, nothwendig die eigne Thätigkeit des menschlichen Geistes hemmen, und ihn zum blinden Glauben an unbegreifliche Lehrsätze gewöhnen; die Theologie aber musste als ein künstliches Werkzeug zur Handhabung dieses Glaubens selbst wieder mehr oder weniger, wie es eben die Umstände mit sich brachten, zur Verunstaltung der Religion beitragen.

Es war daher unter den vielen Verdiensten des unsterblichen Semler's um alle Theile der Theologie gewiß keines der geringsten, daß er der Erste den großen Gedanken von der fortschreitenden Vervollkommnung der geoffenbarten Religion als Grundsatz in Bearbeitung derselben frei und öffentlich aufstellte. Dieser Grundsatz war es eigentlich, durch welchen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Wiedergeburt der Theologie, wieferne sie die Lehren der Offenbarung nicht bloß von Zusätzen reinigen, sondern auch weiter entwickeln, und ihr selbst zur Schutzwehr gegen naturalistische Angriffe dienen soll, so glücklich eingeleitet wurde; so wie im letzten Viertel ebendesselben Jahrhunderts durch die Aufstellung des Grundsatzes, die menschliche Erkenntniß könne und solle keine Kenntniß der Dinge an sich sein, die Wiedergeburt der Philosophie, wieferne sie sowohl spekuliren, als auch die praktischen Ueberzeugungen des gemeinen und gesunden Verstandes begründen, und ihm selbst eine Schutzwehr gegen skeptische Einfälle sein soll, so schön begonnen hat.

Wie es aber immer neuen Grundsätzen zu gehen pflegt, daß sie, bevor sie gründlich erwiesen und vollständig entwickelt sind, von den Anhängern der ihnen entgegenstehenden ältern Grundsätze misverstanden, bestritten und verketzert werden: so ging es auch dem Perfektibilitätsprinzipe, und zwar um so mehr, da die Sprache, in welcher dieser

Grundsatz zuerst vorgetragen wurde, dunkel und verworren war; da er in Gesellschaft so vieler andern neuen Behauptungen, unter denen manche nur allzukühn und weniger haltbar waren, auftrat; da der Urheber keinen durchgängig richtigen und nach festen Regeln bestimmten Gebrauch davon zu machen wusste; und da endlich die Sache selbst, die dadurch in Untersuchung kam, von der größten Wichtigkeit und von allgemeinem Interesse war. Nicht nur blinde Eiferer, denen nicht die Wahrheit, sondern ihr eigenes Interesse am Herzen zu liegen pflegt, nicht bloß träge Gemüther, denen alles Neue verhasst ist, weil es sie in ihrer behaglichen Ruhe stört, sondern selbst wahrheitliebende, helldenkende und gutgesinnte Männer verkannten und verdammten einen Grundsatz, der an sich eben so richtig und wahr, als er an heilsamen Folgen für Religion und Theologie reich und fruchtbar ist. Einen merkwürdigen Beleg zu dieser Behauptung giebt der Ausspruch eines Mannes, dem man keines jener ehrenvollen Prädikate absprechen kann, und dessen Verdienste um so manchen Theil der Wissenschaft und Kunst allgemein anerkannt werden*). »Hat man,« sagte er in einer seiner Schriften, die ganz auf Beförderung eines gründlichen und liberalen Studiums der Theologie abzweckt, mit seiner gewohnten Energie, „hat man Christum selbst nicht oft so auf-»geputzt, und putzt ihn zum Theil noch auf? Gnostisch, »alexandrinisch, scholastisch, aristotelisch, zuletzt, ich mag »nicht sagen, wie? hat man nicht gar das System aufge-»bracht, daß man das Christenthum so ausschmücken müsse! »Denn was Christus und die Apostel gepredigt, sei nur »Kindheit des Christenthums, Anfang: wir, wir »seien in den männlichen Jahren. Man hat dazu zwei »verschiedene Lehrbegriffe (nicht Lehrarten) erdacht, deren »einer für die Schwachen, der andre für die Starken sei

*) Herder, wenn ich nicht irre. Doch kann ich die Stelle, wo das Folgende geschrieben steht, nicht mehr nachweisen.
Anm. z. n. A.

»und die sich gar nicht ähnlich sein dürfen. So wird der »Irrthum, die Lüge, der Betrug befestigt, und Christus und »die Apostel zum Theil selbst zu Magiern, zu doppelsinnigen »Betrügern erniedrigt.« Der Verfasser ereifert sich hierauf über diejenigen, welche dergleichen behaupten, so gewaltig, daß er das Wehe über sie ausruft, sie mit jenen Herr-Herr-Sagern in Parallele stellt, und ihnen ankündigt, Jesus werde, so wie er diese Leute schon bei Lebzeiten haßte, so auch am letzten Tage sie nicht kennen. Dieß ist nun freilich ein wenig hart; indessen kann man es niemanden verdenken, dem das Christenthum theuer und werth ist, wenn er jenen Grundsatz für verdächtig hält oder gar verabscheut, so lange derselbe bloß als eine unbestimmte Hypothese aufgestellt, von unstatthaften Meinungen nicht abgesondert, und weder die Wahrheit, noch die Unschädlichkeit, noch die Anwendbarkeit desselben gründlich erwiesen ist.

Ist es vielleicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß, ungeachtet des Beifalls, den jener Grundsatz bereits unter den aufgeklärtesten und edelsten Männern gefunden zu haben scheint, die genannten drei Eigenschaften desselben noch immer nicht in dasjenige Licht gestellt seien, welches erfoderlich ist, wenn er allgemeinen Eingang finden, und nicht im Kopf und Herzen vieler Verehrer des Christenthums mannigfaltige Widersprüche antreffen soll? Ist es vielleicht zu viel gewagt, wenn ich es übernehme, ihm dieses Licht geben, diesen Eingang verschaffen, und diese Widersprüche heben zu wollen? — Doch ich fühl' es selbst nur allzuwohl, wie schwer ein solches Unternehmen schon an sich — noch mehr fühl' ich's, wie schwer es für mich sein würde, wenn ich es ganz ausführen, ganz vollenden wollte. Nur ein Versuch soll gegenwärtige Schrift sein, das große Problem aufzulösen, ob und wieferne man eine fortschreitende Vervollkommnung der geoffenbarten Religion behaupten könne? Mehr um selbst belehrt zu werden, als um Andre zu belehren, wagt' ich es, meine Gedanken darüber öffentlich mitzutheilen. Man erwarte also hier nicht lauter

neue und bisher unerhörte Dinge; man wundre sich aber auch nicht, wenn ich von manchen selbst in den neuesten Zeiten aufgebrachten und ziemlich herrschend gewordenen Vorstellungsarten abgewichen bin. Ich habe mir es bei dieser ganzen Untersuchung zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht, mich in keinem Punkte derselben an irgend eine öffentliche oder Privatautorität, wäre sie auch von noch so großem Gewichte, zu binden, sondern überall meiner eignen Ueberzeugung zu folgen, und das, was ich auf diesem Wege fand, es mochte neu oder alt, angenommen oder verworfen sein, freimüthig und offenherzig darzulegen. Ich hoffe, billig denkende Leser werden mir dieß nicht übel deuten. Wo es die Wahrheit gilt, darf kein Ansehen der Person gelten; und wenn ich mir die Freiheit genommen habe, fremde Meinungen und Urtheile zu prüfen, zu berichtigen oder zu verwerfen: so gesteh' ich damit einem Jeden eben das Recht in Ansehung meiner eignen Urtheile und Meinungen zu.

Um aber den Leser in den Stand zu setzen, gegenwärtigen Versuch aus dem rechten Gesichtspunkte zu betrachten und zu beurtheilen, wird es nöthig sein, den Zweck und Plan desselben noch etwas genauer zu bezeichnen. Beides liegt zwar für einen aufmerksamen Leser offen da; indessen kann es zuweilen nützlich sein, sich voraus mit dem Gange und den Hauptideen einer Schrift etwas näher bekannt zu machen.

Der Grundsatz der fortschreitenden Vervollkommnung der geoffenbarten Religion, oder, wie ich ihn zuweilen der Kürze wegen genannt habe, das Perfektibilitätsprinzip (indem Perfektibilität sowohl die Fähigkeit als das Bedürfniß einer solchen Vervollkommnung andeuten soll) muß vor allen Dingen genau erklärt, deutlich bestimmt und gründlich erwiesen werden, damit er nicht für eine bloße Meinung, für eine scheinbare Hypothese gehalten, sondern für das, was er ist, für einen allgemeinwahren und nothwendigen Grundsatz anerkannt werde. Dieß auszuführen, war der Zweck der ersten Abtheilung dieser Briefe, wo es also bloß darauf ankam, die Beweise, auf welchen die Wahrheit

jenes Satzes beruht, an und für sich auseinanderzusetzen, ohne auf die Folgerungen, die man daraus herleiten und wodurch man ihn verdächtig machen könnte, Rücksicht zu nehmen. Hier musste demnach die Maxime auf das strengste beobachtet werden, welche schon von Andern angepriesen und bewährt gefunden worden: »In jeder wissenschaftlichen Untersuchung mit aller möglichen Genauigkeit und Offenheit »seinen Gang ungestört fortzusetzen, ohne sich an das zu kehren, wowider sie außer ihrem Felde etwa verstoßen möchte, »sondern sie für sich allein, so viel man kann, wahr und vollständig zu vollführen.« Aber freilich war damit bei weitem noch nicht alles geschehen. Man kann einen Satz auf das gründlichste erwiesen haben, und wird doch vergeblich auf den Beifall Andrer hoffen, wenn man nicht zugleich theils gewisse Vorurtheile aus dem Wege räumt, auf welche sich die entgegengesetzte Meinung gründet, theils zeigt, daß das praktische Interesse nichts bei unserem Satze verliere, wofern er für gültig angenommen wird. Das menschliche Herz weiß oft die irrigsten Grundsätze mit seinem praktischen Interesse so innig zu verweben, daß derjenige, welcher sie bestreitet, für einen Feind der Religion und Moralität, der Ruhe und Wohlfahrt der Menschen gehalten wird, weil er den Menschen etwas zu rauben scheint, was ihnen bisher Muth im Tugendkampfe, Trost im Unglücke, und Beruhigung wegen der Zukunft gegeben hatte. Es mussten also auch in dem vorliegenden Falle, der in so vielfacher Beziehung auf das Praktische steht, nicht nur die Vorurtheile, die der vollen Ueberzeugung hinderlich sein möchten, bei Seite geschafft, sondern auch alle Besorgnisse gehoben werden, welche gutgesinnte Gemüther von der Annahme eines neuen Grundsatzes zurückschrecken könnten. In dieser Absicht sind die Briefe der *zweiten* Abtheilung geschrieben. Mithin haben die beiden ersten Abtheilungen den gemeinschaftlichen Zweck, die *Allgemeingültigkeit* des Perfektibilitätsprinzips zu zeigen, sowohl in *positiver*, als in *negativer* Hinsicht. Sollte aber die Materie wenigstens einigermaßen erschöpft werden, so be-

durft' es drittens noch einer allgemeinen Darstellung des Einflusses, welchen der angegebne Grundsatz auf die gesammte Theologie und auf theologische und religiose Denkart überhaupt haben müsste, wenn er wirklich zu einem allgemeingeltenden Grundsatze würde. Hier war es also nöthig, manche sowohl ältere als neuere Meinungen und Verfahrungsarten in der Theologie, durch Anwendung des Perfektibilitätsprinzips auf dieselben, gleichsam unter einen einzigen Gesichtspunkt zu stellen, und aus demselben nach ihrer Wahrheit, Zulässigkeit und Brauchbarkeit zu betrachten.

Freilich ist mit diesem allen weiter nichts geliefert, als eine vorläufige allgemeine Erörterung der Grundregel, nach welcher die systematische Theologie in ihrem theoretischen und praktischen Theile bearbeitet werden muß, wenn sie auf festen Unterlagen beruhen, und die Aufführung eines brauchbaren und möglichst vollkommnen Lehrgebäudes derselben einen glücklichen Fortgang haben soll. Es sind — wie ich es auch gleich auf dem Titel nicht aus stolzer Anmaßung, sondern im lebhaften Gefühle, wie wenig eigentlich durch diese Schrift noch geleistet sei, angedeutet habe — es sind nur Prolegomena zu einer künftigen Wissenschaft der christlichen Religion, und auch diese nur im allgemeinen Abrisse. Hätte der vorliegende Gegenstand in seinem ganzen Umfange ausgeführt werden sollen, so würde noch eine Darstellung, Prüfung und Läuterung jedes einzelen Hauptstücks der geoffenbarten Religion nach dem Grundsatze der Perfektibilität hinzuzufügen gewesen sein. Dieß würde eine Art von Propädeutik der positiven Religionswissenschaft gegeben haben; aber sie hier und jetzt schon zu versuchen, schien mir ein zu voreiliges Unternehmen zu sein. Zu einer solchen Arbeit fehlen noch die höheren Prinzipien, welche nur die Philosophie geben kann; und so lange auf dem Felde dieser Wissenschaft in ihrem reinen Theile die Stürme sich nicht größtentheils gelegt haben, kann man auf dem Felde der kritischen Theologie nur sehr unsichere Schritte thun. Wäre aber gar keine Hoffnung vorhanden, daß jene Stürme sich jemal legen

sollten: so müsste die ganze Theologie immer und ewig ein schwankendes Rohr bleiben, das der Wind der Leidenschaften und subjektiver, individualer Meinungen hin und her wehete. Wer diese Aeußerung als eine Thorheit mitleidig belächeln, oder vor ihr als einem Aergernisse furchtsam zurückbeben kann, für den schrieb ich nicht. Er lege mein Buch weg, und ziehe sich ruhig hinter seine Verschanzungen zurück! Niemand wird ihn aus denselben zu vertreiben begehren, wenn er nur selbst keine Ausfälle wagt, und Andern ein Plätzchen außerhalb derselben auf dem freien Felde vergönnt. Wer aber Kraft, Muth und guten Willen hat, selbst Hand ans Werk der Vervollkommnung zu legen, der lese und unterwerfe jede meiner Behauptungen der strengsten Prüfung. Daß sie nicht alle dieselbe aushalten werden, kann ich voraus ahnen. Ist und bleibt aber nur der Hauptsatz wahr, so darf ich ja wohl Nachsicht wegen der Fehltritte im Einzelen hoffen. Und sollte selbst jener nach einer sorgfältigen Prüfung als falsch und ungegründet befunden werden, so würden die reinen Absichten, welche mir die Feder in die Hand gaben, Beruhigung genug für mich sein, und es würde mir, den Vortheil der eignen Belehrung ungerechnet, doch wenigstens das neidlose Verdienst bleiben, Andern zur Ausrottung eines in seinen Folgen so wichtigen Irrthums Veranlassung gegeben zu haben.

Vorrede zur neuen Auflage.

Ein ganzes Menschenalter ist verflossen, seit diese Schrift das Licht der Welt erblickte. Sie war die erste, durch den Druck bekannt gemachte, Frucht meines Geistes, außer einer akademischen Gelegenheitsschrift, welche ich beim Abgange Reinhard's von Wittenberg nach Dresden unter dem Titel herausgegeben hatte: Principium, cui religionis christianae auctor doctrinam de moribus superstruxit, ad temporα ejus atque consilia aptissime et maxime accommodate constitutum. Dissertatio gratulatoria ad *F. V. Reinhardum* etc. Vitebergae, 1792. 4. Diese Gelegenheitsschrift war gleichsam der Embryo, aus welchem sich die Briefe über die Perfektibilität entwickelten. Der Grundsatz war darin schon ausgesprochen, ja selbst auf dem Titel angedeutet. Aber niemand achtete darauf; kein Widerspruch, keine Anfechtung erfolgte, wahrscheinlich weil die Schrift lateinisch war und ebendeshalb wenig in Umlauf kam. Selbst Reinhard widersprach nicht, lobte sogar; und doch widersprach und misbilligte er in so strengen Ausdrücken, als ich drei Jahre später dasselbe in deutscher Sprache und mit größerer Ausführlichkeit lehrte. Gleich ihm widersprachen und misbilligten auch Andre in noch strengeren Ausdrücken; ja man ergriff sogar harte Maßregeln gegen mich und das arme Buch, als wäre die ganze christliche Kirche dadurch gefährdet.

Daß sie es nicht war, hat der Erfolg bewiesen. Denn noch befindet sich die christliche Kirche in demselben Zustande, trotz meinem Buche. Auch ist sie keineswegs durch das

Verbot einer neuen Auflage desselben gerettet worden. Denn was ich und der rechtmäßige Verleger nicht thun durften, das thaten die Nachdrucker, die sich bekanntlich an solche Verbote nicht kehren, sondern nur um so gieriger über das Verbotene herfallen.

Hieraus schließ' ich nun wohl mit vollem Rechte, daß es mit der angeblichen Gefahr nichts zu bedeuten habe, und hoffe ebendeshalb, daß man duldsamer gegen ein ungefährliches Buch sein werde, wenn es jetzt in einer neuen Auflage erscheint. Der Hauptsache nach ist es dasselbe geblieben, ob es gleich im Einzelen mehre Verbesserungen und Zusätze erhalten hat. Ganz umarbeiten mocht' ich es nicht, um nicht das jugendliche Wesen zu vertilgen, welches einem Erzeugnisse der ersten wissenschaftlichen Liebe eigen sein und bleiben muß. Auch will ich nur offenherzig gestehn, daß meine Ansichten von der Religion, wieferne diese unter dem Namen einer geoffenbarten eine bestimmte Gestalt angenommen hat, mithin zu einer positiven Religionsform geworden ist, sich im Ganzen nicht geändert haben. Ich halte die Religion in dieser Form noch immer für etwas der Vervollkommnung nicht nur Fähiges, sondern auch Bedürftiges, wenn nicht unser ganzes Religionsgebäude im Laufe der Zeiten zu einer alterthümlichen Ruine werden soll, die zwar sehr ehrwürdig sein, aber doch nicht mehr von denen bewohnt werden kann, welche für ein solches Gebäude nun einmal eine ihrer Geistesbildung angemessene Gestalt fodern.

Will man mich darob schelten, als hätt' ich in 34 Jahren nichts weiter gelernt — gut! Ich will den Vorwurf nicht zurückgeben, da es manchem meiner Gegner in dieser Beziehung wohl eben so ergangen. Aber seltsam ist es doch, daß, beim Lichte besehen, die ganze Streitsache noch heute wie vor 34 Jahren steht. Nur andre Wendungen hat man genommen, andre Namen aufgebracht oder stärker in Umlauf gesetzt. Was ich damal Perfektibilismus und Imperfektibilismus nannte, das nennt man jetzo Razionalismus und (weil Irrazionalismus zu hart klingen

würde) Supernaturalismus. Wie heftig aber über diese beiden theologischen Ansichten oder Denkarten bis auf die jüngste Zeit herab gestritten worden, ist ja wohl männiglich bekannt. Die theologische Welt hat sich also im Ganzen während dieser Zeit nicht verändert. Sie ist noch immer zwischen zwei Grundansichten getheilt, deren keine die andre hat überwinden können, und wahrscheinlich auch nicht völlig überwinden wird.

Bei so bewandten Umständen trag' ich auch kein Bedenken zu behaupten, daß meine Briefe über die Perfektibilität noch heute nicht widerlegt sind, troß allen Gegenschriften, welche bald nach deren Herausgabe erschienen und jetzo kaum noch den Titeln nach bekannt sind. Das ist aber auch ganz natürlich. Denn meine Gegner hüteten sich wohl, in die Sache selbst einzugehn. Sie disputirten nur durch Konsequenzen. Sie ließen die Prämissen stehn und hielten sich nur an die Konklusion. Wenn diese wahr wäre, sagten sie, so wäre ja zu befürchten, daß das ganze Christenthum nach und nach seine Gestalt veränderte oder wohl gar in eine sogenannte Vernunftreligion verwandelt würde.

Dagegen frag' ich aber: Hat denn nicht das Christenthum im Laufe der Zeiten seine Gestalt wirklich verändert? Ist etwa das heutige Christenthum einerlei mit dem Christenthume der ersten Jahrhunderte oder gar mit dem Urchristenthume? Gestehen nicht vielmehr alle Theologen ein — welcher Partei sie auch sonst angehören mögen — daß das kirchliche Christenthum — sei es katholisch oder protestantisch gestaltet — ein andres sei, als das biblische? Und ist wohl irgend eine Macht der Welt, heiße sie selbst weltlich oder geistlich, im Stande, das ursprüngliche Christenthum wieder herzustellen? Sind nicht alle Versuche der Art mislungen, weil es eben nicht möglich ist, Geschehenes ungeschehen zu machen?

Allein eben diese Unmöglichkeit, Geschehenes ungeschehen zu machen, muß auch diejenigen beruhigen, welche die sonderbare Furcht hegen, das Christenthum möchte wohl gar in

eine bloße Vernunftreligion verwandelt werden, wenn man den Grundsatz der Perfektibilität darauf anwendete. Das Christenthum ruht ja auf einem historischen Grunde, der nun und nimmer zerstört werden kann. Auch bedarf jeder Menschenverein, er heiße Staat oder Kirche, eines positiven Elementes zu seinem Bestande. Wie daher der Staat sein positives Recht hat, das nie in ein bloßes Vernunftrecht verwandelt werden kann: so hat auch die Kirche ihren positiven Glauben, der nie in einen bloßen Vernunftglauben verwandelt werden kann. Wie aber der Staat sehr vernunftwidrig handeln und dadurch sich selbst schaden würde, wenn er sein positives Recht für absolut vollkommen erklären und gar kein Vernunftrecht als eine Norm für jedes positive Recht anerkennen wollte: so würde auch die Kirche sehr vernunftwidrig handeln und ebendadurch sich selbst schaden, wenn sie ihren positiven Glauben für absolut vollkommen erklären und gar keine Vernunftreligion als eine Norm für jede positive Religion anerkennen wollte. Sie würde nämlich, da sie außer Wort und Schrift kein andres rechtliches Mittel hat, sich geltend zu machen und immer weiter auszubreiten, durch ihr starres Festhalten am Positiven, durch ihr sprödes Verschmähen des Razionalen, mit einem Worte, durch ihren Imperfektibilismus Ursache werden, daß nach und nach immer mehr Glieder von ihr abfielen, je weiter die Menschheit in der Bildung fortschritte. Man möge also das wohl beherzigen! — Dixi et salvavi animam meam.

Der Briefe

über

die Perfektibilität

der

geoffenbarten Religion

erste Abtheilung,

enthaltend

die Erklärung und den Erweis des Grundsatzes von der fortschreitenden Vervollkommnung der geoffenbarten, insonderheit der christlichen Religion.

Der Briefe

über

die Perfektibilität

der

geoffenbarten Religion

erste Abtheilung,

enthaltend

die Erklärung und den Erweis des Grundsatzes von der fortschreitenden Vervollkommnung der geoffenbarten, insonderheit der christlichen Religion.

Ce n'étoit pas le dessein de Jésus Christ et des Apôtres de présenter aux hommes un système complet des vérités à croire et des préceptes à pratiquer. Ils ne voulurent point marquer à la raison les limites invariables, au delà desquelles elle n'oseroit plus se hazarder. Ils voulurent seulement lui donner la première impulsion; ils voulurent la réveiller de cette profonde léthargie, dans laquelle elle avoit été plongée; ils voulurent lui indiquer le chemin, dans lequel il falloit marcher pour ne point s'égarer, et pour arriver d'un pas plus ferme, d'une manière plus sûre vers le terme de la perfection et de la félicité.

HAFFNER de l'éducation literaire. p. 52.

Erster Brief.

Sie haben Recht, lieber Freund! Der Gedanke, daß Gott das menschliche Geschlecht nach und nach zu immer höhern Stufen der Vollkommenheit und Glückseligkeit erzieht, ist ein herzerhebender Gedanke; und die ganze Geschichte, insonderheit die Geschichte des menschlichen Geistes, ist der besste und lehrreichste Kommentar hierüber. Denn wenn es bei jener Erziehung vornehmlich auf geistige Bildung ankommt: so ist die allmähliche Entwickelung und Ausbildung religioser und moralischer Begriffe, oder aller der Wahrheiten, die sich auf Kenntniß und Verehrung des höchsten Wesens und auf Besserung des menschlichen Herzens beziehen, ganz vorzüglich ein augenscheinlicher Beweis des Satzes, daß unser Geschlecht nicht dem Spiele eines blinden Zufalls preisgegeben ist, sondern von einer weisen und liebevollen Hand zu einem höhern Ziele geführt wird.

Ich will mich hier nicht auf die Bemühungen der großen Männer des Alterthums berufen, die sich selbst überlassen über jene großen Wahrheiten nachdachten, und durch das viele Schöne und Gute, was sie darüber sagten, Lehrer und Wohlthäter des menschlichen Geschlechts wurden. Nur bei dem will ich stehen bleiben, was Sie selbst anführen, nämlich, daß die geoffenbarte Religion, durch welche Gott dem menschlichen Geschlechte bei dessen Ausbildung zu Hülfe kommen wollte, nach und nach zu größerer Deutlichkeit, Reinigkeit, Vollständigkeit, Brauchbarkeit — kurz, zu immer höherer Vollkommenheit erhoben wurde. Nicht auf einmal stellte sie sich dem menschlichen Auge im vollen Lichte dar,

sondern sie wurde nach dem weisen Erziehungsplane der Gottheit nur allmählich bis dahin erhoben, wo sie sich, wie Sie sagen, in dem reinsten und hellesten Glanze zeigen, und in der Hand des großen Weltregenten das wirksamste Mittel der Veredlung und Beglückung des Menschengeschlechts auf alle Ewigkeiten hinaus sein sollte.

Den historischen Nachrichten zufolge, welche wir hierüber in dem Buche selbst finden, das diese verschiednen Offenbarungen Gottes enthalten soll, und theils wegen seines hohen Alterthums, theils wegen des Charakters seiner Urheber oder andrer äußern und innern Merkmale der Echtheit allen Glauben verdient, waren die Begriffe der patriarchalischen oder Urwelt von dem höchsten Wesen, seinen Eigenschaften, Werken, Gesinnungen und Handlungen, von dem Verhältnisse, in welchem die Menschen gegen dasselbe stehen, und der daraus entspringenden Verehrung desselben, von der Natur und Bestimmung des Menschen und seinem daher sich ergebenden pflichtmäßigen Verhalten gegen sich selbst und Andre, noch äußerst roh und unvollkommen, und trugen ganz sichtbar das Gepräge des Zeitalters, in welchem sie sich entwickelt hatten. Es waren nur unausgebildete Elemente der Religion und Moralität.

Moses that einen ziemlichen Schritt weiter. Er, obgleich eigentlich nur politischer Gesetzgeber, der einem bisher ganz rohen und unterjochten Nomadenvolke durch weise Disziplinarverordnungen bessere Sitten zu geben sich bemühte, stellte doch schon gewisse mit Religion und Moralität verwandte Grundwahrheiten auf, die wenigstens in der Folge, bei einer ordentlichen Staatsverfassung und allmählicher, durch Zivilisirung herbeigeführter, Entwickelung des moralischen Gefühls, Keime vollkommnerer Einsichten werden konnten; weshalb er sie auch durch viele und strenge, aber größtentheils zweckmäßig gewählte, Zerimonien vor den Verderbnissen der in der ganzen alten Welt verbreiteten Viel- und Abgötterei zu schützen suchte. Aber seine Religion war doch immer noch eine Kinder-, oder vielmehr, weil dabei alles

auf seinen neugebildeten Staat berechnet war, eine bloße Staats-Religion; sein Jehovah nur ein Nazionalgott, obwohl zugleich Weltherrscher; die Verehrung desselben ein Hof- und Sklavendienst; die Tugend, die er empfahl und empfehlen konnte, eine politische, eigennützige Tugend, die mit wahrer Herzens- und Lebensbesserung wenig oder gar keinen Zusammenhang hatte.

Unter dem von ihm so gebildeten Volke ließ die Fürsehung nach und nach eine Menge begeisterter Herrscher, Seher, Dichter und Lehrer auftreten, die zum Theile für die Erhaltung der mosaischen Religionseinrichtung eifrig wachten, und sie vor Verunreinigung durch heidnischen Aberglauben zu verwahren strebten; zum Theile sie weiter ausbildeten und besonders durch Aufstellung des Grundsatzes: »Nicht auf Opfer und heilige Gebräuche, sondern auf Gehorsam, Mildthätigkeit, Treue und Gerechtigkeit gründe sich »das Wohlgefallen Gottes,« sehr veredelten, und auf den Zweck der Herzens- und Lebensbesserung mehr anzuwenden suchten; zum Theil endlich auch noch eine größere Reform der israelitischen Gottesverehrung ahneten, und künftige Geschlechter darauf vorbereiteten und aufmerksam machten.

Nachdem endlich die Periode dieser Religionsveränderung gekommen und das menschliche Geschlecht so weit herangewachsen war, daß es nun in die Geheimnisse Gottes, soweit es sterblichen Augen sie zu schauen vergönnt ist, gleichsam völlig eingeweihet werden konnte: so trat der längst verheißene und, wiewohl unter falschen Bildern, sehnlichst erwartete Menschenbeglücker, Jesus, genannt Messias oder Christus, auf, zerstreute die vorige Dunkelheit, und ließ das helle Tageslicht anbrechen. Er bekämpfte mit glücklichem Erfolge allgemeinherrschende höchst schädliche Vorurtheile und Irrthümer, gab den Menschen die herrlichsten Belehrungen über Gott und ihr Verhältniß gegen ihn, lehrte sie, ihn auf die würdigste Art verehren, zeigte ihnen die erfreulichsten Aussichten in die Ewigkeit, gab ihnen insonderheit Anleitung zur reinsten, gottge-

dadurch befördeter sittlicher Vollkommenheit möglich und nöthig sei — wird freilich Niemand zu leugnen begehren, dem nicht Eigendünkel und Stolz auf seine vermeintlich tiefe Einsicht und unbefleckte Tugend die Augen ganz verblendet haben. Und doch würde auch ein solcher wenigstens bei andern Subjekten, denen nicht eine gleiche Erleuchtung und Frömmigkeit zu Theil geworden, die Möglichkeit und Nothwendigkeit des Wachsthums in der Religion zugeben müssen.

Aber eine ganz andre Frage ist's, ob die geoffenbarte Religion bloß Instrument der Vervollkommnung, oder Instrument und Objekt derselben zugleich sei? d. h. ob die geoffenbarte Religion an und für sich betrachtet unverbesserlich, und mithin bloß das Mittel sei, durch welches den Menschen Religionseinsichten mitgetheilt, und ihre sittliche Vollkommenheit befördert werden solle, oder ob selbst die Summe religioser und moralischer Kenntnisse, die in der Schrift gleichsam niedergelegt sind, durch menschliches Nachdenken erhöht und berichtigt werden könne, dürfe und müsse, wenn der Zweck der Offenbarung erreicht werden soll?

Nun hat man zwar diese wichtige Frage gewöhnlich gar nicht erst aufgeworfen und besondre Untersuchungen darüber angestellt; allein aus dem, was geschehen ist, kann man sehr deutlich abnehmen, wie man darüber gedacht hat. Man hat nämlich allgemein vorausgesetzt, die Religion, wieferne sie in der Schrift geoffenbart, müsse nothwendig die reinste, vollkommenste und besste sein, wenn sie anders eine göttliche Religion, und zwar eine solche sein solle, die für alle Zeiten und Länder tauge. Dieß thaten nicht nur die Freunde, sondern selbst die Feinde derselben. Jene, um sich bei dem uns von Gott durch seine Gesandten, und besonders durch Jesum und dessen Schüler mitgetheilten Unterrichte völlig beruhigen, diese hingegen, um die Göttlichkeit der Schrift und die Wahrheit der auf sie gegründeten Religion desto glücklicher bestreiten zu können, wenn sich Meinungen und Sätze darin auftreiben ließen, die jener Voraussetzung zuwider zu

laufen schienen. Denn drehen sie sich nicht — diejenigen ausgenommen, welche die Möglichkeit aller Offenbarung oder gar die Religion überhaupt bestreiten — bei ihren Angriffen fast alle um den einzigen Schluß: Eine geoffenbarte Religion darf durchaus nichts Mangelhaftes, Falsches und Unvollkommnes enthalten, sonst ist sie Gottes unwürdig; sie muß auch mehre und bessere Belehrungen enthalten, als uns schon die Betrachtung der Natur und das eigne Nachdenken der Vernunft geben kann, sonst ist sie überflüssig. Nun aber enthält eure vorgebliche Offenbarung diesen und jenen einer ausgebildeten Vernunft zuwider laufenden Lehrsatz, diese und jene anstößige Geschichte und Behauptung; die philosophirende Vernunft hingegen verschafft uns weit richtigere, erhabnere, deutlichere und vollständigere, oder wenigstens eben so richtige u. s. w. Begriffe über religiose und moralische Gegenstände; also —

Da man glaubte, daß man nur den Untersatz leugnen dürfe, und es sich nicht beifallen ließ, daß man salva sua thesi auch den Obersatz leugnen könne: so gab man dem Feinde schon halb gewonnenes Spiel, und bereitete sich selbst einen harten Kampf. Daß man aber wirklich von Seiten der Offenbarungsfreunde die absolute Vollkommenheit und daraus folgende Unveränderlichkeit der in der Schrift enthaltenen Religionswahrheiten von jeher behauptet habe, und großentheils noch behaupte, davon können Sie nicht nur fast alle über die geoffenbarte Religion entworfene Systeme, sondern selbst viele der neuern Versuche, die Ehre derselben zu retten und die dabei vorkommenden Schwierigkeiten aufzulösen, überzeugen. Es würde viel zu weitläufig und auch unnöthig sein, wenn ich dieß ausführlich zeigen wollte. Lassen Sie mich daher einige wichtige Punkte, die besonders hieher gehören, zur Erläuterung berühren, weil wir dadurch vielleicht einiges Licht auf unsere ferneren Untersuchungen werfen können.

Ich berufe mich zuerst auf einige dogmatische Begriffe und Grundsätze, wie sie gewöhnlich in den Pro-

legomenen zur Dogmatik, vornehmlich, was die frühern Lehrbücher derselben betrifft, angegeben werden. Da dieselben auf das ganze System den ausgebreitetsten Einfluß haben, und der hier inwohnende Geist alle Glieder oder Artikel des dogmatischen Körpers beseelt: so wird sich aus einer aufmerksamen Betrachtung jener Begriffe und Grundsätze leicht entdecken lassen, wie diejenigen, welche sie aufstellten, über die Religion dachten, deren systematischem Vortrage sie dieselben vorausschickten.

Schon der vorhin erwähnte Unterschied zwischen objektiver und subjektiver Religion nach den Bestimmungen, die man hinzuzufügen pflegt, gründet sich auf die Voraussetzung einer absoluten Vollkommenheit der geoffenbarten Religion. Jene, sagt man, sei nur einzig und wahr; diese könne nach Maßgabe der Subjekte gar verschieden und durch mancherlei Zusätze und Irrthümer entstellt, niemal aber der objektiven gleich sein, viel weniger sie je übertreffen.

Ebendarauf bezieht sich auch die gewöhnliche Vorstellung von den verschiednen Stufen der göttlichen Offenbarungen, die ich bereits im vorigen Briefe ausgeführt habe. Denn ebendadurch erklärt man die christliche Offenbarung für die absolut höchste und letzte, und mithin für die vollkommenste, durch Christum uns bekannt gemachte Art, Gott zu erkennen und zu verehren; und ebendeswegen behauptet man auch, sie müsse Universalreligion werden, und ganz so, wie sie eben ist, ewig dauern; woraus denn auch wohl die in neuern Zeiten so oft wiederholte und so sehr übertriebne Herabwürdigung der alttestamentlichen Religionsurkunden zum Theile zu erklären sein mag.

Man erhebt ferner die Klage, die Religion habe bald ihre ursprüngliche Reinheit und Vollkommenheit verloren, nachdem man darüber zu philosophiren angefangen und sie durch menschlichen Witz weiter auszubilden versucht habe. Daraus sei die Theologie — eigentlich das theologische System über die Religion — entstanden, welche

dann von der Religion selbst in so vielerlei Rücksicht unterschieden wird, daß, wer diese Unterschiede aufmerksam betrachtet, versucht wird, zu glauben, Religion und Theologie seien wie Himmel und Erde, wo nicht gar wie Himmel und Hölle von einander entfernt. Jene, sagt man, schöpfe aus der einzig echten Quelle, der Schrift; diese nehme auch Philosophie und andre gelehrte Kenntnisse zu Hülfe. Jene enthalte bloß die zur Seligkeit zu wissen nöthigen Wahrheiten; diese aber gar viele unnütze Spekulazionen. Jene solle ebendeswegen die Menschen zur Weisheit und Tugend bilden, und sei deshalb für alle bestimmt; diese schade oft sogar der wahren Weisheit und Tugend, und sei nur das Werk und Geschäft solcher Männer, die vom Staate als Lehrer der Religion in Kirchen und auf hohen Schulen angestellt worden. Jene sei so alt, als das Christenthum, oder gar, als die Welt, und darum desto ehrwürdiger und unverletzbarer; diese sei weit später entstanden, und man könne auch an ihr, wie an der wächsernen Nase der Juristen, ohne Nachtheil für die Religion nach Belieben manches anders drehen und wenden. Jene endlich müsse ihrer hohen Einfalt, Würde und allgemeinen Brauchbarkeit wegen ganz kunstlos dargestellt werden; diese könne durch spitzfindige Erklärungen, feine Unterscheidungen, tiefsinnige Beweise u. s. w. mancherlei Verzierungen oder Verunstaltungen, sei es als Bollwerk für die reine Lehre oder als Spielzeug für müßige Köpfe, erhalten.

Man unterscheidet ferner Grundartikel und Nichtgrundartikel der Religion, und theilt jene von neuem ein in Artikel vom ersten und zweiten Range, um anzuzeigen, die geoffenbarte Religion besitze eine so hohe Vollkommenheit, daß man ohne Verlust der Seligkeit gewisse Lehren derselben — welche und wie viele? darüber ist man freilich nicht einig — nicht einmal ignoriren, geschweige denn leugnen, oder sich nur auf eine andre als die einmal hergebrachte Art vorstellen dürfe. Auch redet man von einer, aus diesen Grundlehren entspringenden, Glaubensähn=

lichkeit (analogia fidei) der man beim Auslegen der Schrift sowohl als beim eignen Nachdenken über die Religionswahrheiten durchaus folgen müsse, wenn man nicht auf gefährliche Abwege gerathen wolle.

Man giebt die Schrift selbst für die einzig sichere und vollständige Glaubens- und Lebensregel aus, und weil dieß von keinem menschlichen Werke gesagt werden kann, so beruft man sich auf eine sogenannte Eingebung oder Einhauchung (inspiratio). Wiewohl man nun nicht bestimmt angeben kann, worin dieselbe eigentlich bestanden, und wie weit sie sich erstreckt habe, ob bloß auf die Sachen oder auch auf die Worte, ob auf alles, was gesagt und geschrieben wurde, oder nur auf manches, ob nur auf den mündlichen und ersten Vortrag oder auch auf den schriftlichen und fortgesetzten, ob die heiligen Männer dabei selbst thätig wirkten, oder musikalischen Instrumenten glichen, die nur von einem Andern behaucht oder berührt entzückende Melodien von sich geben: so soll sie doch auf alle Fälle so viel bewirkt haben, daß die heiligen Schriftsteller von allem Irrthume frei waren und die vollkommensten Einsichten in Sachen der Religion besaßen.

Darauf gründet man nun ferner gewisse besondre Eigenschaften der Schrift (affectiones scripturae) indem man ihr nicht nur volle Zulänglichkeit, sondern auch ein richterliches, in höchster Instanz entscheidendes Ansehen beilegt, vermöge welcher Vorzüge sie eines Theils alles enthalte, was zur Seligkeit zu wissen nöthig, anderes Theils auch einzig und allein bestimme, was und wie viel zur Seligkeit erfoderlich, und in Religionssachen wahr oder falsch, gut oder verwerflich sei.

Endlich ergiebt sich aus allem diesen als nothwendige Folge der Grundsatz: Die Vernunft muß unter den Gehorsam des Glaubens gefangen genommen werden; und diesen Grundsatz erklärt man dahin, daß, wenn gleich jene die Schrift auslegen, und allenfalls auch die Aussprüche derselben gegen ihre eignen Grundsätze halten

dürfe, um sich von der Wahrheit der ersteren zu überzeugen, sie dennoch von den aus der Schrift richtig abgeleiteten Sätzen etwas zu verwerfen oder daran zu ändern durchaus nicht befugt sei, sondern alles, was sie nicht begreifen und mit ihren sonstigen Grundsätzen und Einsichten nicht vereinigen könne, gläubig annehmen müsse, weil die vollkommenste Religion gewiß nichts Fehlerhaftes enthalten werde.

Wenn in unsern Tagen nicht alle hier aufgezählten Begriffe und Grundsätze mit derjenigen Strenge und Härte in den dogmatischen Lehrbüchern und andern, die Religion betreffenden, Schriften aufgeführt werden, womit sie hier charakterisirt sind, und ehedem beinahe von dem ganzen Heere der Theologen vertheidigt wurden; wenn man vielmehr schon seit geraumer Zeit angefangen hat, sie entweder ganz bei Seite zu legen, oder wenigstens anders zu bestimmen, und ihnen einen mildern Sinn unterzulegen: so bitt' ich Sie, lieber Freund, zu bedenken, eines Theils, wie vielen Antheil an dieser veränderten Denkart entweder Gleichgültigkeit gegen die Offenbarung überhaupt, oder richtigere Einsicht in die wahre Bestimmung derselben haben möge; anderes Theils, daß, wo nicht alle, doch die meisten jener Begriffe und Grundsätze noch immer in vielen Köpfen die herrschenden, und manche derselben erst in neuern Zeiten auf die Bahn gebracht und so bestimmt worden sind, daß die Idee einer absoluten Vollkommenheit der geoffenbarten Religion sehr deutlich durchschimmert.

Bei so bewandten Umständen konnt' es auch nicht fehlen, daß diese Vorstellungsart, auf Erklärung der Schrift und Ableitung der Religionswahrheiten aus derselben angewandt, einen merklichen, zum Theile sehr nachtheiligen Einfluß auf Exegese, Dogmatik, Moral und auf die ganze theologische und religiose Denkart haben musste.

Von jeher gab es eine Menge Bibelfreunde, die, wenn sie gleich nicht allemal mit den gehörigen Hülfsmitteln, den Sinn der Schrift zu erforschen, versehen waren und nach richtigen Grundsätzen verfuhren, dennoch glaubten, weil sie

es gut meinten, mit aufrichtigem Herzen Wahrheit suchten, und alles, was sie fanden, gläubig annahmen, den richtigsten Weg in der Schriftauslegung zu gehen. Nach der Voraussetzung, daß die Schrift den vollständigsten, richtigsten, durchaus göttlichen Religionsunterricht enthalte, verweilte man bei jedem Worte, Ausdrucke und Gedanken der Schrift, presste ihn, soviel man konnte, und fand wohl gar wegen der hohen Fruchtbarkeit derselben, und um das Mangelhafte, Anstößige, Kindische, das man in gewissen Vorstellungen und Erzählungen nicht verkennen konnte, mit guter Art zu entfernen, weil es mit jener Voraussetzung stritt, einen zwei-, drei-, vierfachen Sinn in ihren Worten. Man bildete sofort jeden Ausdruck oder Gedanken der Schrift weiter aus, und machte, ohne zu überlegen, ob er wirklich einen positiven, allgemein gelten sollenden Unterricht, oder nur eine, auf Zeit und Ort sich beziehende, Vorstellungsart, eine beiläufige Erläuterung und entfernte Anspielung auf gangbare Ideen, eine im freundschaftlichen Gespräche oder im Streite mit Gegnern, wo nicht jedes Wort sorgfältig abgewogen wird, hingeworfene Aeußerung enthalte, einen eignen Glaubensartikel daraus. Und um nun die gefundene absolut vollkommene Lehre nicht wieder zu verlieren, so wurde sie hinter die Palissaden einer künstlichen Terminologie versteckt, vor welchen der gesunde Verstand zurückbeben musste; es wurden Symbole und Glaubensformeln gemacht, um das Kleinod der vermeintlich in ihrer wahren und vollkommnen Gestalt entdeckten, und ebendarum alleinseligmachenden Religion auch für die Nachwelt aufzubewahren; und um es den Verfälschungen der Irrgläubigen nicht Preis zu geben, erfand man auch eine eigne Streittheologie, mittels welcher man nach Regeln und Grundsätzen alle die bekämpfen, mitunter auch beschimpfen konnte, welche von dem einmal angenommenen Systeme abgewichen und deshalb mit dem leidigen Ketzernamen gebrandmarkt waren.

Hatte gleich die große Kirchenverbesserung des sechzehnten Jahrhunderts denen, welche ihr zugethan waren, den

Weg zur Einsicht in die wahre Bestimmung der geoffenbarten Religion sehr glücklich eröffnet, und es ihnen als gegen jeden untrüglichen Glaubensrichter Protestirenden zur Pflicht gemacht, in der Religionsvervollkommnung immer weiter fortzuschreiten: so verließ man doch leider jenen Weg nur allzubald wieder, verkannte die wahre Bestimmung der Offenbarung, und das Vorurtheil von ihrer absoluten Vollkommenheit (worunter man durch eine sonderbare Verwechselung die Vollkommenheit des Lutheranismus oder Kalvinismus verstand) nebst allen den nachtheiligen Folgen, die es zugleich mit dieser Verwechselung auf Wissenschaft und Denkart haben musste, herrschte mit der größten Allgemeinheit über die Gemüther der Gläubigen. Nachdem aber ein geläuterter Geschmack in den schönen Künsten und Wissenschaften, gründliche Sprachkenntnisse, allgemeinere Verbreitung philosophischer Einsichten und selbst die Angriffe heftiger Offenbarungsfeinde angefangen hatten, die theologischen Köpfe von dem alten Wuste zu säubern: so merkte man wohl, daß auf dem bisherigen Wege, das Ansehen der Offenbarung zu behaupten, nicht weiter fortzukommen sei. Man schlug daher, obwohl bei gleichem vorgesteckten Ziele, einen ganz andern Weg zur Erreichung desselben ein. Weil man nämlich einsahe, daß viele Sätze des theologischen Systems sich mit den Wahrheiten der philosophirenden Vernunft nicht wohl in Einstimmung bringen ließen, und doch nicht annehmen konnte oder gestehen wollte, der Grund zu manchen irrigen, mangelhaften, der Vernunft anstößigen Vorstellungen und Lehren möchte wohl zum Theil in der Schrift selbst liegen: so fiel man über das System her, und behauptete, man müsse, da das Christenthum durch das System so verfälscht und verunstaltet worden, wieder rückwärts gehen, und die Religion in ihrer ursprünglichen Einfalt, Reinheit und Vollkommenheit herzustellen suchen. Man stürmte also auf das System los, und riß mit aller Gewalt ein, um, wie man sagte, durch Preisgebung der Außenwerke die Festung selbst zu retten. Zum Theile gab nun eine gesündere Exe=

gese manches gute Werkzeug dazu her. Doch schien man mit dieser allein nicht völlig ausreichen zu können. Man versuchte also zwei andre Mittel. Einmal suchte man an den Worten der Schrift so lange zu drehen und zu wenden, bis man einen vernünftigern Sinn unterschieben konnte, als man bisher darin zu finden gemeint hatte. »Man exegesirte weg, was man zuvor wegräsonnirt hatte,« wie ein neuerer Moralphilosoph sehr treffend sagt *). Man fing, statt daß man ehedem so vieles in die Schrift hineingetragen hatte, wovon sie kein Wort wusste, nun an, manches herauszutragen, was in ihr, wenn man die Augen nicht mit Fleiß verschließen will, mit unverkennbaren Zügen geschrieben steht. Weil man aber wohl merkte, daß man nicht so ganz auf rechten Wegen sei, und weil das Geschrei der Gegenpartei zu lebhaft wurde: so bediente man sich einer andern noch künstlichern Methode, die absolute Vollkommenheit der geoffenbarten Religion zu retten. Man gab vor, Jesus und die Apostel hätten zwar dieses und jenes gesagt, aber ganz anders darüber gedacht. Sie bequemten sich nur weislich nach den Vorurtheilen des Volkes, ließen Irrthü-

*) Schmid, im Versuch einer Moralphilos. §. 12. S. 43 der 2 Ausg. Man könnte diese Art zu exegesiren die vernünftelnde nennen, zum Unterschiede von der gesündern, auf richtige Grundsätze der Hermeneutik gebauten Schrifterklärung. Sehr richtig urtheilt der Verf. von jener, wenn er gleich darauf hinzusetzt: »Nachdem man eine Zeitlang diesen Weg betreten hat, »und nunmehr anfängt, dieses Mittel redlich und unbefangen »für die nächste historische Absicht, ohne Hinblick auf die entferntern Zwecke, zu gebrauchen, so wird sichs deutlicher zeigen, »daß jener Weg zu diesem Ziele nicht führt.« Daß man aber gleichwohl die Spur dieses Weges, durch willkürliche Deutungen einen reinvernünftigen Sinn in die Aussprüche der Schrift zu legen, noch nicht ganz verloren habe, davon zeigen die neuesten philosophischen Versuche, Harmonie zwischen Schrift, System und Vernunft, oder zwischen den biblischen, kirchlichen und razionalen Lehrsätzen der Religion zu bewirken.

mer desselben stehen, weil es zu einfältig, zu ungelehrig, zu sinnlich war, weil es zu fest daran hing, weil sie selbst viel andre und wichtigere Dinge zu thun hatten, als jene Vorurtheile und Irrthümer zu bekämpfen, weil sie dadurch auch ihrer bessern Lehre den Eingang in die Herzen ihrer Zeitgenossen erschwert haben würden, u. s. w. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß bei diesem Vorgeben etwas Wahres zum Grunde liegt; allein in der Anwendung, die man von einer an sich richtigen Bemerkung machte, hat man sich gar häufig große Uebertreibungen zu Schulden kommen lassen; und die Ursache davon lag meistens in einer falschen Voraussetzung, welcher selbst ein großer Theil derjenigen Heterodoxen, deren Bemühungen aus reinen Absichten hervorgingen, eben sowohl als die orthodoxe Partei ergeben war. Denn man bemerkt bald, daß bei aller Verschiedenheit der Meinungen doch zuletzt alles darauf hinauslief, die Offenbarung, vornehmlich die christliche — als auf welche allein sich die eine Partei einschränkte, da die andre auch die judäische für einen vollkommenen Religionsunterricht ansahe, zu dem das neue Testament nur eine Art von Supplement sei — enthalte, recht verstanden, die vollkommenste Religionslehre, und lasse der menschlichen Vernunft nur das Bestreben übrig, sie in der wahren Gestalt zu erkennen und in ihr Eigenthum zu verwandeln. Von diesem gemeinschaftlichen Punkte ging alles aus, obgleich die Wege, die man nachher betrat, verschieden waren, und oft einander entgegen liefen.

Nach dem gewöhnlichen Gange, welchen der menschliche Geist bei seinen Fortschritten in der Erkenntniß zu nehmen pflegt — daß er nämlich nur dann erst den richtigen, gerade zum Ziele führenden Weg auffindet, wenn er lange Zeit hindurch mancherlei Um- und Abwege vergebens versucht hat — geschah' es auch hier, daß man endlich zu ahnen anfing, der Standpunkt, von welchem man bisher ausgegangen war, möchte wohl nicht der einzig mögliche, und die absolute Vollkommenheit der geoffenbarten Religion mehr willkürlich vorausgesetzt, als gründlich erwiesen sein. Eine

solche Ahnung war es vielleicht, als der würdige Jerusalem sagte *): »Die Welt ist zwar noch nie so glücklich »gewesen, daß sie die volle Wohlthätigkeit dieser Religion »empfunden hätte; aber auch sie, diese Religion, ist noch »in ihrem Anfange;« und: »Es ist eine irrige Einbil»dung, daß das Christenthum bei seinem Anfange das »erleuchtetste und lauterste habe sein müssen.« Zwar scheint es, wenn man seine Worte im Zusammenhange ansieht, als wenn er dabei mehr an die subjektive Erkenntniß und Wirksamkeit der Religion in den Köpfen und Herzen ihrer Bekenner gedacht hätte; und durch das Gleichniß vom Lichte der Sonne, das an sich beim Aufgange derselben so rein und heiter als im Mittage sei, aber beim Fortgange den Horizont immer weiter erleuchte und mehr in die Augen falle, scheint er sogar, wenn man es genau nehmen will, die objektiv keiner Vervollkommnung fähige Natur der geoffenbarten Religion zu verstehen zu geben. Indessen bleiben jene Worte doch immer ein bedeutender Wink, der nur vielleicht mit etwas zu großer Schüchternheit hingeworfen war.

Eben so hat Crichton in einer eigenen Schrift**) es sich unter andern auch zum Zwecke gemacht, das Vorurtheil von der Unverbesserlichkeit der Religion zu bestreiten; und die darüber geäußerten Grundsätze des Verfassers verdienen Beifall und Beherzigung. Gleichwohl scheint auch hier schon der

*) In seinen Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion. Th. I. Betr. 5. Absch. 2. S. 169 und 170 der Braunschw. Ausg. v. J. 1785. Wenn Jerusalem in der nach seinem Tode erschienenen Fortsetzung dieser Betrachtungen der christlichen Religion so oft das Prädikat der allervollkommensten, allerreinsten giebt: so scheint der edle Mann vermöge einer sehr begreiflichen Illusion mehr das vor Augen gehabt zu haben, was das Christenthum durch fortschreitende Bildung werden kann, als was es in seiner ursprünglichen Gestalt war.

**) Sie führt den Titel: Ueber die Unverbesserlichkeit der Religion, des Gottesdienstes und der Liturgie freier Christen. Halle 1782. Man sehe Abschn. 2-4. S. 4-12.

Titel zu verrathen, daß nur von der Verbesserlichkeit des kirchlichen Lehrbegriffs, oder wenigstens — wenn man die Erklärung des Verfassers erwägt, er verstehe unter *Religion* die fortgesetzte Anwendung der richtigen Erkenntniß Gottes zur immer größern Besserung und Beruhigung des Herzens — nur von der Vervollkommnung des erkennenden Subjekts durch die Religion, die schon als richtig vorausgesetzt wird, die Rede sei.

Weit deutlichere und sehr lehrreiche Winke über die Perfektibilität der geoffenbarten Religion enthalten die Schriften *Semler's*, der unter so vielen neuen, obgleich nicht immer genug entwickelten und genau bestimmten Begriffen und Grundsätzen, die er im ganzen Felde der Theologie auf die Bahn brachte, auch diese Idee zuerst so lebhaft ergriffen und so nachdrucksvoll zur öffentlichen Prüfung aufgestellt hat, als erfoderlich war, um ein altes, tief eingewurzeltes Vorurtheil nur erst zu erschüttern. So redet er zum Beispiel an einem gewissen Orte *) von dem Schaden, den die Fortsetzung und Einmischung jüdischer und heidnischer Begriffe der christlichen Religion, *die unaufhörlich hätte wachsen sollen*, so viele Jahrhunderte lang zugefügt habe; und behauptet kurz darauf, alle Schriften der Apostel seien bloß

---

*) Man sehe S. 22, 28 u. 29 der Vorrede zu *Huch Farmer's Briefen* an Dr. *Worthington über die Dämonischen* u. s. w. Halle 1783. So sagt er auch Br. 3. Zus. 50. S. 132: »Es ist ein alter Fehler sogenannter locorum theologicorum — »als hätten nun die Ausdrücke der Schrift eine ewig währende, »richtige Belehrung für alle Menschen in allen Zeiten, die doch »nicht jene Leser sind, für welche dieß die recht fruchtbaren Aus»drücke waren: sie können es aber nicht immer unverändert blei»ben, weil nicht eben die lokalen Stellungen der Leser fortdauern »können«; und Br. 4. Zus. 101. S. 224: »Die Bibel ist kein »*Register* aller in aller Zeit *möglichen* Kenntnisse, wenn »gleich ihre Abfassung in manchen Schriften den *Anfang* gesun»der Kenntnisse durch Berichtigung und Ausbesserung damaliger »Vorurtheile sehr glücklich gemacht hat.«

da, um die geistliche Erkenntniß und Uebung der Christen zu befördern; nicht daß die Christen alle Theile und Glieder derselben, eins wie das andre, in ein unabänderliches, schon beendigtes, vollkommenes Ganze zusammensetzen, und hiemit dem Wachsthum ihrer gegenwärtigen Erkenntniß, die also noch nicht da gewesen ist, ein Hinderniß zubereiten, und daher Gott andichten sollten, er habe im ersten Jahrhunderte solche Kenntnisse und Verbindungen derselben erschaffen, welche nun die Erkenntnisse und Verknüpfungen in allen Christen aller Zeiten ein für allemal wieder ausmachen, und in diesem einmaligen Maß' und Gewichte für alle Gemüther ewig passen und fortdauern müßten; die Offenbarung sei vollkommen zu ihrem Endzwecke, aber der Endzweck, der bei den künftigen Christen in ihrer Lokalität stattfinden könne, sei nicht schon bei den Christen des ersten Jahrhunderts bewerkstelligt worden; folglich seien auch ihre damaligen Kenntnisse nicht das vollkommene und unabänderliche Maß für alle Christen aller Zeiten. — Diesen großen Gedanken hat nun zwar Semler oft genug wiederholt, ihn auch wohl in andre Ausdrücke und Formeln eingekleidet, z. B. wenn er Milch und starke Speise, Geistliche und Fleischliche in der Erkenntniß, das Allgemeine und das Lokale, den Geist und die Historie, das Innere und das Aeußere in Rücksicht religioser Vorstellungen und Gesinnungen sehr sorgfältig unterscheidet, und diesen Unterschied in vielen seiner Schriften, und zuletzt noch in seinem Glaubensbekenntnisse über die natürliche und christliche Religion sehr nachdrücklich einschärft. Allein, wie er überhaupt nicht gewohnt oder nicht im Stande war, seine Gedanken lichtvoll und genau darzustellen, so hat er auch insonderheit diese Idee von der fortschreitenden Perfektibilität der christlichen Religion, so viel ich weiß, nirgend gehörig bestimmt und ausführlich entwickelt, sondern ihr vielmehr durch die Eigenthümlichkeiten seiner Schreibart und durch die Verbindung mit manchen andern

zu gewagten Behauptungen den Eingang erschwert, den sie unter andern Umständen vielleicht gefunden haben würde.

Es war daher kein geringes Verdienst, welches sich Teller um das Christenthum erwarb, indem er jene Idee mit größerer Bestimmtheit, Deutlichkeit und Ausführlichkeit entwickelte. Bereits in den Vorerinnerungen zur dritten Auflage seines treflichen Wörterbuchs hatte er über das nationell gewordene Christenthum oder das männliche Alter desselben einige Vermuthungen, wie er es nennt, von dem zu immer höherer Vollkommenheit sich erhebenden Christenthume, das nicht mehr ist und sein kann, was es in seinem ersten Anfange war, geäußert, und unter andern die wichtige Frage aufgeworfen: »Was ist das Christenthum? Was sollt' es sein, selbst nach »dem eignen Unterrichte seines hohen Stifters? Sollt' es »etwas anders sein, als die beste Weisheitslehre zu einer »immer höher steigenden Glückseligkeit; mithin vielleicht un»ser Unterricht damit anfangen, womit Christus und die »Apostel selbst den ihrigen endigten?« — Und diese Frage hat er in seiner neuesten Schrift über diesen Gegenstand *) so beantwortet, daß ich mich gerade zu darauf be-

*) Die Religion der Vollkommnern; als Beilage zu dessen Wörterbuch und Beitrag zur reinen Philosophie des Christenthums. Berlin 1792. 8. Außerdem hat auch der ungenannte Verfasser einer kleinen Schrift, die im Jahre 1792 zu Jena unter dem Titel erschien: Ueber die heutige und künftige Neologie, von einem protestantischen Theologen — den Gedanken von der Perfektibilität der geoffenbarten Religion auszuführen und zu erhärten gesucht. Sein Hauptzweck ist nämlich, zu zeigen, daß wir, bei allen neuern Aufklärungen über die christliche Religion, noch lange nicht zur möglich vollkommensten Einsicht darin gelangt sind, und behauptet S. 87 ausdrücklich, die Neologie — in dem guten Sinne, den er diesem verrufenen Worte vindizirt — werde nie stillstehen, sondern müsse mit den Zeiten immer fortrücken. Gleichwohl wird man wieder etwas irre an ihm, wenn er als den Grund davon angiebt, daß man die Schrift nie erschöpfen werde; denn dieser Ausdruck kann doch eigentlich nichts

rufen könnte, wenn Sie, mein Freund, nicht ausdrücklich verlangt hätten, Ihnen meine eignen Gedanken über einen so wichtigen Gegenstand mitzutheilen, und wenn ich nicht hoffen dürfte, einerseit Ihnen die Sache aus einigen Gesichtspunkten zu zeigen, welche der würdige Verfasser jener Schrift, vielleicht absichtlich, übergangen hat; anderseit aber durch Ihre Bemerkungen und Gegenerinnerungen neue Belehrung und kräftige Unterstützung zum Fortwandeln auf dem zwar schon seit geraumer Zeit betretenen, aber, wie mich dünkt, noch lange nicht durchaus geebneten Wege zu erhalten.

Dritter Brief.

Wenn ich von einer Perfektibilität der geoffenbarten Religion spreche, so versteh' ich darunter diejenige Beschaffenheit derselben, vermöge welcher sie in sich selbst das Prinzip d. h. die bestimmte Möglichkeit einer stetigen, dem Zweck ihres Urhebers und dem Endzweck ihrer Bekenner gemäßen, Entwickelung und Fortbildung hat. Aus dieser Erklärung ergiebt sich die Behauptung, daß keiner Offenbarung überhaupt, mithin auch der christlichen nicht, eine absolute, sondern bloß eine relative, d. h. nur in Beziehung theils auf vorhergegangene Offenbarungen, theils auf das Bedürfniß gewisser Menschen stattfindende Vollkom-

---

anders heißen, als die Schrift sei die vollständige Quelle, das Non plus ultra unsers Wissens und Glaubens in Sachen der Religion und Moralität. Auch erklärt er S. 17 die Orthodoxie als echte und wahre Lehre, für rein, wieferne sie von allen Zusätzen frei sei, und für alt, wieferne sie vor allen Zusätzen hergehe. Wo aber Perfektibilität stattfindet, da ist nicht jeder Zusatz unecht und falsch. Es kommt dann immer auf den innern Gehalt desselben an.

menheit zukommen könne; daß folglich selbst die durch Jesum begründete Religionsform nichts Feststehendes und Unabänderliches, sondern etwas Fortschreitendes und Wachsendes, daß sie einer unaufhörlichen Vervollkommnung fähig und derselben auch bedürftig sei, wenn sie anders der Menschheit einen dauerhaften, dem sittlichen Interesse derselben entsprechenden, mithin den bei ihrer Bekanntmachung selbst beabsichteten Nutzen gewähren solle.

Um nun diese Behauptung zu erhärten, geh' ich zuerst von dem Satze aus, den Sie mir hoffentlich ohne Widerspruch zugeben werden, daß alle endliche vernünftige Wesen einer unendlichen Vervollkommnung fähig sind. Fortdauernder Stillstand solcher Wesen auf einem gegebnen Punkte ihrer Entwickelungsbahn lässt sich mit dem Glauben an eine göttliche Fürsehung durchaus nicht vereinbaren. Die ewige Weisheit und Güte kann nicht ein Geschöpf ins Dasein gerufen haben, das als ein vernünftiges Wesen — weil Vernunft in allen ihren Bestrebungen auf's Unbedingte geht — zwar immer auf Erweiterung der Schranken seiner Thätigkeit hinarbeiten, aber zugleich, durch den Willen seines Schöpfers oder ein feindliches Schicksal gehemmt, sich ewig in einem und demselben Kreise herumtreiben müsste. Denken wir uns aber ein vernünftiges Wesen noch überdieß als ein sittliches — und wenn gleich Vernünftigkeit und Sittlichkeit als zwei verschiedne Anlagen im Menschen betrachtet werden können, so scheinen doch beide nothwendig mit einander verknüpft zu sein *) — so würde jener Still-

*) Die Frage, ob wir als vernünftige Wesen nothwendig auch moralische Wesen sein mussten, ist, wie der Verfasser der Kritik aller Offenb. (S. 75 der 2. Ausg.) bemerkt, durchaus dialektisch, weil wir erst den Begriff der Moralität aus uns hinwegdenken, und uns dann doch noch als ebendieselben annehmen müssten. Ob aber überhaupt Vernünftigkeit nothwendig mit Sittlichkeit der Anlage nach verbunden sein müsse, ist eine Frage, die sowohl bejaht, als verneint werden kann. Denkt man nämlich

stand sogar der Heiligkeit des höchsten Gesetzgebers widersprechen. Denn durch das Sittengesetz ist uns ein Endzweck als nothwendig aufgegeben, der nur durch unendlichen Fortschritt, durch allmähliche Annäherung erreichbar gedacht werden kann. Diese Annäherung muß also möglich sein; oder sollte sie es nicht sein, so müsste die Gottheit ein moralisches Geschöpf durch einen unbedingten Rathschluß zum ewigen Stillstande verdammt haben; was sich von ihr als einem heiligen Wesen ohne Widerspruch nicht denken lässt. Ist also keins von beiden möglich, so müssen auch alle unsre Kenntnisse, und besonders die, welche religioser oder moralischer Art sind, als das vorzüglichste Mittel unsrer Vervollkommnung, eines unaufhörlichen Wachsthumes fähig sein, und es muß sich schlechterdings kein Punkt denken lassen, wo wir sollten aufhören können, über Gott und unser Verhältniß gegen ihn, und über unsre moralische Natur und Bestimmung richtigere, deutlichere und vollständigere Einsichten zu erhalten. Denn obgleich dem menschlichen Erkenntnissvermögen überhaupt seine bestimmten Gränzen angewiesen sind, die es ohne Gefahr dialektischer Selbtäuschung nicht überschreiten kann, so sind ihm doch innerhalb dieses Feldes keine Schranken gesteckt; oder mit andern Worten: Wenn unsre Erkenntniß auch über einen gewissen Punkt hinaus nicht erweitert oder extensiv vollkommner werden könnte, wenigstens in diesem irdischen

---

beim Worte Vernunft die ganze Vernunft, so wie sie sich in uns durch das Bewusstsein ankündigt, d. h. als theoretisch und praktisch zugleich: so muß jene Frage allerdings bejaht werden. Trennt man aber in der Vorstellung diese beiden Aeußerungen der Vernunft, und nimmt ein eignes, einer jeden von ihnen entsprechendes Vermögen des Gemüths an: so lässt es sich wohl als möglich denken, daß es Weltwesen gebe, die bloß theoretische Vernunft ohne praktische (sittengesetzgebende) besitzen, wie Kant behauptet in der Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft, S. 14 in der Anmerk. Auf allen Fall würde aber die Anlage für die Menschheit beide Vermögen begreifen, indem wir uns als Menschen nothwendig zugleich als moralische oder zu sittlicher Thätigkeit berufene Wesen denken müssen.

Leben, so ist doch eine unaufhörliche intensive Vervollkommnung derselben möglich und nothwendig *). Es kann daher keinem Menschen eine Erkenntniß von jenen Dingen mitgetheilt werden, welche absolute Vollkommenheit hätte; weil sonst ein endlicher Geist entweder in einen unendlichen umgeschaffen, oder mit Gewalt gehindert werden müßte, diese mitgetheilte Erkenntniß von neuem zur Erlangung höherer Einsichten anzuwenden. Jenes ist an sich, dieses moralisch unmöglich. Es scheint also, als wenn die Idee einer zu irgend einer Zeit mitgetheilten und doch absolut, mithin für alle Zeiten, vollkommnen Erkenntniß schon in sich selbst einen Widerspruch enthielte.

Aber, sagen Sie vielleicht, das hat auch Niemand behauptet. Jedermann giebt zu, daß wir in einem andern Leben, in einer andern Verbindung der Dinge eine weit vollkommnere Erkenntniß erhalten werden. Der Apostel sagt ja selbst: Unser Wissen ist Stückwerk; jetzt sehen wir nur durch einen Spiegel; in jenem Leben werden wir die Geheimnisse Gottes, die unsrer Vernunft jetzt unbegreiflich scheinen, durchschauen lernen. — Also, die christliche Religion soll nur für dieses Erdeleben absolute Vollkommenheit haben! In dieser Verbindung der Dinge soll der menschliche Geist nicht im Stande sein, reinere und bessere Kenntnisse in der Religion sich zu verschaffen, als ihm Gott vor beinahe zweitausend Jahren bekannt machen ließ! Wir wollen sehen!

Man hat das menschliche Geschlecht im Ganzen sehr oft und, wie ich glaube, sehr treffend mit dem einzelen Men-

*) So können wir z. B. Gottes Sein und inneres Wesen nie, so lange wir auch darüber grübeln und nachdenken mögen, im eigentlichen Sinne erkennen; aber unsre Begriffe von dem Verhältnisse Gottes als Gesetzgebers zu uns als seinen Geschöpfen sind einer beständigen Läuterung, Berichtigung, Verdeutlichung und Vervollständigung fähig; und unsre Ueberzeugung von dem Vorhandensein eines letzten und höchsten Grundes des Natur- und Sittengesetzes, und von der Einstimmung beider zum letzten und vollständigen Zwecke der Vernunft kann ebendadurch mit jedem Tage fester werden.

schen verglichen, und die verschiedenen Alter von diesem auf die Stufen angewendet, die jenes laut der Geschichte in seiner Entwickelung durchlaufen ist. Wie also jeder einzele Mensch von der Wiege an bis zum Grabe eines beständigen Wachsthums fähig ist: so muß es auch das ganze Geschlecht der Menschen von dem Augenblick an sein, wo Gott das erste Menschenpaar auf diese Erde setzte, bis zu jenem Zeitpunkte, da nach der gemeinen Erwartung die gegenwärtige Verbindung der Dinge und das jetzige System der Menschenwelt, wo Geburt und Tod sich immer vor einander hertreiben, aufhören wird *). Nun kann es freilich Menschen geben, die entweder aus Mangel an Fähigkeit und Unterweisung die Vorstellungen ihrer Kinderjahre mit in das Grab nehmen, oder die aus Einbildung und Gemächlichkeit in einem gewissen Jahre des Lebens ihr System schließen, und es sich recht angelegen sein lassen, daß die einmal festgekettete Gedankenreihe durch keinen neuen Ankömmling, der auf ein Plätzchen in derselben Anspruch machen könnte, unterbrochen werde. Aber kein Vernünftiger wird glauben, daß es wirklich einen Zeitpunkt des Lebens geben könne, wo man seine Kenntnisse nicht mehr erweitern, berichtigen und vervollständigen könnte. Und selbst für den, welcher im trägen Stolze wähnte, ein absolut vollkommenes System des Wissens oder Glaubens zu besitzen und daher keiner Belehrung weiter zu bedürfen, würde doch kaum ein Tag vorübergehn, an welchem er nicht, sei es auch ohne sein Zuthun, durch bloße Erfahrung oder Erzählung, irgend eine Eroberung im Reiche der menschlichen Erkenntniß machen sollte, wenn er gleich in gewissen Theilen und Gegenden desselben nicht weiter vorgedrungen, sondern auf einem bestimmten Platze stehen geblieben oder wohl gar rückwärts gegangen wäre. So kann es auch in dem Leben

*) Ob ein solcher Zeitpunkt je eintreten werde, kann uns bei dieser Untersuchung völlig gleichgültig sein. Es bleibt doch immer möglich, daß durch irgend eine physische Revoluzion, wenn sie auch gerade kein Komet bewirkt, das ganze Menschengeschlecht untergehe.

eines Menschen Zeitpunkte geben, wo äußerliche Hindernisse die Kultur seines Geistes aufhalten und seinen Vervollkommnungstrieb beschränken. Sind aber jene Hindernisse besiegt und diese Schranken durchbrochen, so wird er mit verdoppelter Kraft das Versäumte nachzuholen und auf dem Wege zur Weisheit immer weiter vorzudringen streben.

Gerade so ists auch beim ganzen menschlichen Geschlechte. Es kann Zeiten und Länder geben, und hat deren gegeben, wo es stillstand oder zurückging; aber immer wurde dieser Stillstand oder Rückgang im Einzelen Ursache oder Vorläufer eines desto schnellern und herrlichern Fortgangs im Ganzen. Es konnte Zeitpunkte geben, wo es nicht möglich oder nicht erlaubt war, weiter zu gehn, als die lieben Vorfahren, ja, wo man selbst die Spur von ihren Fußtritten verlor; aber die klügere oder glücklichere Nachwelt zerbrach doch endlich die Fesseln, die ihr gleichsam erblich angelegt waren, suchte den verlornen Weg wieder auf, und wandelte frei und ungehindert immer weiter darauf fort. Wie wär' es denn nun möglich, daß dem menschlichen Geschlecht' in irgend einem Falle, und zu irgend einer Zeit, eine Summe von Wahrheiten, sie komme woher sie wolle, könnte mitgetheilt werden, die nicht nach und nach extensiv oder intensiv an Vollkommenheit gewinnen könnte? Wird es nicht eben darum, weil der Fortschritt des menschlichen Geschlechts zwar unbegränzt ist, aber nicht durch Sprünge, sondern nur allmählich geschieht, immer Zeitpunkte geben müssen, wo es noch nicht reif und vorbereitet genug ist, gewisse Wahrheiten anzunehmen, wo gewisse Mängel und Irrthümer mit seiner ganzen Art zu denken, zu empfinden und zu handeln so innig verwebt sind, daß, woferne diese nicht plötzlich durch ein ungeheures und undenkbares Wunder umgeschaffen werden soll, es nicht möglich ist, jene Unvollkommenheiten von der bessern Erkenntniß, die den Menschen mitgetheilt werden soll, zu trennen? Muß aber auch nicht diese Trennung von selbst über kurz oder lang erfolgen, wenn durch die mitgetheilte Erkenntniß nach und nach bei jenen Menschen Empfänglichkeit für höhere Voll=

kommenheit erzeugt worden ist? Und muß nicht die eigne Thätigkeit der Menschen, woferne sie nicht durch andre Umstände gehemmt wird, diese höhere Vollkommenheit herbeiführen?

Könnten Sie aber noch an der Wahrheit dieses Räsonnements zweifeln und es für eine leere Spekulazion, für eine bloße Schwärmerei der sich selbst erhebenden, immer auf's Erweitern ihrer Gränzen gehenden Vernunft halten: so bitt' ich Sie, die Geschichte der Offenbarung selbst damit zu vergleichen. Sie und alle verständige Freunde der Offenbarung geben zu, daß die Offenbarungen Gottes vor Christus unvollständig waren, und daß die auf diesem Wege erlangten Religionseinsichten immer nach und nach vollkommner wurden, weil Gott den Menschen nur immer so viel zufließen ließ, als sie nach ihrer anderweiten Beschaffenheit und jedesmaligen Lage bedurften und annehmen konnten. Wie? sollte nun zu Jesu Zeiten auf einmal das menschliche Geschlecht, und vorzüglich derjenige Theil desselben, welcher dabei zunächst interessirt war, das jüdische Volk, den hohen oder höchsten Grad von Empfänglichkeit erhalten haben, daß ihm nun das Non plus ultra moralisch-religioser Erkenntniß für dieses Erdeleben hätte mitgetheilt werden können? Ist es nicht aus den christlichen Religionsurkunden selbst gewiß, daß Jesus so viel Hindernisse bei seinen eignen auserlesenen Schülern fand, daß er ihnen nicht sogleich alles mittheilen konnte? Springt es nicht aus der ganzen Geschichte der Entstehung und ersten Verbreitung des Christenthums, so weit wir sie aus dem neuen Testamente kennen, sehr deutlich in die Augen, daß die Apostel, und namentlich Paulus, weiter, als ihr Herr und Meister, gingen, und seine Lehre in einigen wichtigen Punkten erweiterten? — Wollte man darauf erwiedern, sie hätten diese vollkommnern Einsichten ebenfalls durch Jesus während der geheimnißvollen Periode zwischen seiner Auferstehung und Himmelfahrt, und besonders an jenem wundervollen Tage der Glossolalie erhalten; hier aber sei ihr religioses System völlig geschlossen worden, hier habe

ihnen der Geist alles mitgetheilt, was sie und alle Menschen nach ihnen in Sachen der Moral und Religion auf Erden wissen sollten: so möcht' ich wohl für's erste wissen, woher man so genaue und bestimmte Nachrichten über die Gemüthslage und Geistesentwickelung der Schüler Jesu hätte? Sodann widerspricht aber auch das Zeugniß der heiligen Geschichte. Diese enthält in den obwohl sehr unvollständigen Erzählungen von den Thaten und Schicksalen der Apostel und übrigen Schüler Jesu dennoch Beweise genug, daß selbst nach jenem Zeitpunkte die ersten Lehrer des Christenthums in ihren religiosen Einsichten unvollkommen waren; daß sie über gewisse Dinge erst noch neue Aufschlüsse erhielten; daß sie miteinander in Ansehung mancher, die Religion betreffenden, nicht unwichtigen Dinge uneins waren *); daß einer weiter ging, als der andre. Und wie konnte dieß auch anders sein bei dem natürlichen Unterschiede ihrer Fähigkeiten, der selbst aus ihren Schriften sehr deutlich hervorleuchtet, und also von Gott nicht aufgehoben sein konnte? Dieser Unterschied aber schloß eben sowohl alle Gleichheit, als alle absolute Vollkommenheit der Erkenntniß aus.

Setzen Sie zu diesem allen noch hinzu, daß nirgend in der Schrift von einer solchen Vollkommenheit der Religion, welche Jesus und die Apostel vortrugen, ein Wort steht. Wo sagt Jesus, daß er eine Religion offenbaren wolle, die den menschlichen Verstand aller Mühe des weitern Nachdenkens und Forschens über religiose Gegenstände überheben, die so vollkommne Belehrungen über Gott und göttliche Dinge enthalten solle, daß schlechterdings kein höherer Grad von Einsicht den Menschen auf Erden erreichbar sein werde? Daß

*) Ich begreife nicht, warum man sich so viel Mühe giebt, Einstimmung zwischen Paulus und Jacobus herauszukünsteln. Luther's geübtes und feines exegetisches Gefühl betrog ihn wohl nicht, wenn er sagte, Jacobus schreibe directe contra Paulum; aber seine augustinische Dogmatik betrog ihn, wenn er dessen Epistel stramineam nannte, und ihr die indolem evangelicam absprach. — Auch die Apostelgeschichte enthält bekanntlich Belege zur obigen Behauptung. Man sehe Kap. 11 und 15.

er die Wahrheit lehre, sagt er. Aber werden damit alle mögliche Wahrheiten, alles, was sich über Moral und Religion sagen läßt, als Inhalt seines Unterrichts angegeben? Wird dadurch alles Entwickeln und Erweitern der von ihm bekanntgemachten Wahrheiten ausgeschlossen und verboten? — Daß das Gesetz erfüllen dieses andeuten solle, wird wohl niemanden beifallen. Aber gesetzt, es hieße soviel, als die mosaische Religionsverfassung oder überhaupt die ältern Offenbarungen Gottes vervollkommnen: ist nun damit der Grad der Vervollkommnung bestimmt? ist damit jede andre Vervollkommnung durch eigne Kraft und Thätigkeit für überflüssig und widerrechtlich erklärt? Und wenn der Apostel Paulus verlangt, alles zu prüfen, und das Gute zu behalten: so müssen unter dieser Allheit auch die eignen Lehren des Apostels, die er dort und überall vortrug, und nicht nur diese, sondern auch die Aussprüche und Lehrsätze aller übrigen Apostel und Jesu selbst sammt und sonders begriffen sein; so muß das Gute oder, was hier eben soviel heißt, das Beste dasjenige bedeuten, was jeder nach dem jedesmaligen Maße seiner Einsichten für das Richtigste und Vollkommenste halten muß. Und wenn wir alles prüfen sollen, so können wir nichts anders als die Vernunft überhaupt zum Maßstabe bei dieser Prüfung nehmen, sonst ist es keine vernünftige Prüfung. Damit es aber auch eigne Prüfung sei, und wahre Ueberzeugung daraus entspringe, so muß jeder befugt sein, welcher Fähigkeit, Zeit und Lust dazu hat, seine Vernunft dabei zu gebrauchen. Das Erste hat die Natur keinem ganz versagt; das Zweite muß er sich nehmen; und das Dritte sollte wenigstens ein jeder haben! — Daraus ergiebt sich aber die unmittelbare Folge, daß weder Jesus selbst, noch seine Schüler an eine absolute Vollkommenheit ihrer Lehre gedacht haben. Denn da wäre alles Prüfen, Forschen und Nachdenken nicht nur überflüssig, sondern auch höchst gefährlich *).

---

*) Man vergl. Teller's Gedanken hierüber im 6. Kap. der Reli-

Vierter Brief.

Alle und jede Offenbarung hat nach dem einmüthigen Geständniß ihrer Freunde den Zweck, dem menschlichen Geiste zu Hülfe zu kommen, weil er, wenn er sich selbst überlassen worden wäre, die zu seiner geistigen Wohlfahrt nöthigen Wahrheiten entweder gar nicht, oder nicht sobald, oder nicht so deutlich und einleuchtend gefunden haben würde. Wie Gott sich dabei gegen diejenigen verhalte, durch die er sich den übrigen Menschen offenbart, davon ist jetzt die Rede nicht. Bloß das Verhältniß untersuchen wir, in welchem Gott gegen die steht, denen er sich durch gewisse Mittelspersonen offenbart. Unstreitig, inwiefern er sich offenbart, d. h. gewisse vorhin unbekannte, oder doch nicht recht erkannte Wahrheiten mittheilt, in dem nämlichen, in welchem die Werkzeuge seiner Offenbarung gegen die übrigen Menschen stehen, d. h. in dem Verhältniß eines Lehrers, der unterrichtet und erzieht. Nun ist der Zweck jedes vernünftigen Unterrichts, die Fähigkeiten des Lehrlings zu üben und zu stärken, und eben dadurch das allmähliche Wachsthum seiner Erkenntniß so zu befördern, daß der Lehrling nach und nach immer fähiger werde, durch die eigne Thätigkeit seines Gei-

gion der Vollkommnern, S. 50 ff. nebst S. 18 ff. und im 9. Kap. S. 64 ff. — Es erhellet zugleich aus der obigen Bemerkung, daß kein kirchliches Glaubenssystem bei der Voraussetzung einer absoluten Vollkommenheit der geoffenbarten Religion konsequenter sei, als das katholische. Ein unfehlbarer Glaubensrichter und blinde Unterwerfung unter die Aussprüche desselben ist erfoderlich, um eine solche Religion in ihrer Echtheit zu erhalten. Das Protestiren gegen solche Anmaßungen ist die größte Inkonsequenz von der Welt, wenn man nicht zugleich das Fundament wegreißt, auf welchem sie beruhen. Aber freilich muß erst das Gebäude niedergestürzt sein, ehe man den Grund desselben entdecken und zerstören kann.

stes seine Einsichten zu erweitern, zu verbessern und zu erhöhen. Man will ihm nicht auf einmal die vollkommenste Erkenntniß, die man selbst hat, oder die für den Lehrling je erreichbar ist, gleichsam eingießen. Denn wenn man auch dazu einen Trichter hätte, so würde doch diese Erkenntniß eben darum, weil sie nicht durch eigne Geistesübung erlangt, nicht auf eignem Grund und Boden erzielt, nicht von der Natur erzeugt, sondern von der Kunst erzwungen wäre, dem Lehrlinge, wie eine ausländische, nicht für Menschen des gleichen Bodens und Klimas gewachsene, im Treibhause erkünstelte Frucht, wenig gesunde, kräftige, seiner Natur angemessene Nahrung geben. Nur selbgedachte, nicht nachgebetete Erkenntniß, nur solche Wahrheiten, die in das Gedankensystem eines Menschen gleichsam eingewebt, aber nicht demselben nur angestickt sind, können ihrem Besitzer einen wahren, wesentlichen und dauerhaften Nutzen gewähren. Denn Kraftübung und Krafterhöhung, die ohne solche Erkenntniß sehr unbedeutend sein wird, ist doch unstreitig der vornehmste Zweck unsers ganzen irdischen Strebens nach Wahrheit, da wir von dem Materialen, das uns hier gegeben wird, um unsrer Kräfte uns bewusst zu werden und sie daran zu üben, wohl äußerst wenig mit in jenes Leben hinüber nehmen möchten, weil wir dort immer neuen und ganz andern Stoff, unsre Kraft zu üben und durch die Uebung vollkommner zu werden, vorfinden dürften. Es scheint also schon der Zweck aller Offenbarung überhaupt jede absolute Vollkommenheit des Geoffenbarten auszuschließen, weil jede Hülfleistung sich nach dem Bedürfnisse dessen, dem geholfen wird, und jeder Unterricht sich nach den Fähigkeiten dessen, der belehrt wird, richten muß, wenn beides zweckmäßig und brauchbar sein soll; oder mit andern Worten, weil das Gesetz der Stetigkeit und Sparsamkeit, wie in der ganzen sichtbaren Natur, so auch in der Geisterwelt, alle Sprünge und allen unnützen Aufwand ausschließt.

Was nun von jeder Offenbarung überhaupt gilt, das muß auch von der christlichen insbesondere, und da sie die

vollkommenste sein soll, von ihr ganz vorzüglich gelten. Ich könnte sie also gleich unter die obige allgemeine Regel subsumiren. Indessen wird es doch vielleicht nicht unnütz sein, in das Wesen der christlichen Religion und in den Zweck, den Jesus bei seinem Unterrichte hatte, etwas tiefer einzudringen, weil sich hieraus Resultate ergeben dürften, die jener Betrachtung mehr Gewicht gäben.

Es ist über den Zweck Jesu, und über den Plan, den er zur Ausführung desselben entwarf, so mancherlei räsonnirt und deräsonnirt worden, daß man beinahe furchtsam werden sollte, sich an eine neue Untersuchung dieser unter den denkendsten Köpfen so streitigen Sache zu wagen. Bald sollte Jesus ein irdisches Reich aufzurichten zur Absicht gehabt, und seine Lehre nur als Mittel und Vorbereitung zu diesem politischen Zwecke gebraucht haben. Bald sollte sein Plan bloß moralischer Natur gewesen sein. Auch diejenigen, welche das Letztere behaupteten, schränkten entweder denselben bald mehr, bald weniger ein, oder gaben ihm die weiteste Ausdehnung. Gemeiniglich aber drückte man sich hierüber so aus: Jesus habe eine neue Religion stiften, und dadurch dem menschlichen Geschlechte über Gott und dessen Verhältniß gegen die Menschen, über die Bestimmung derselben zu einer ewigen Glückseligkeit, und über die Mittel sie zu erlangen, solche Aufschlüsse und Belehrungen geben wollen, die alles, was vor ihm von den weisesten und besten Menschen über jene Gegenstände gesagt worden, weit überträfen, und daher dem menschlichen Geiste, wenigstens für die Periode dieses Lebens, weiter nichts zu wünschen oder zu erwarten übrig ließen. Ich für meine Person stimme von ganzem Herzen der Behauptung bei, daß der Zweck und Plan Jesu allgemein und moralischer Natur war *); auch will ich nichts gegen den

---

*) Daß man beides mit vollem Rechte annehmen könne oder vielmehr müsse, ist wohl nach dem, was F. V. Reinhard in der Schrift: Ueber den Plan, den der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf (Wittenb. u. Zerbst, 1789. 8.) darüber, besonders S. 11 — 51, gesagt hat,

Ausdruck erinnern, Jesus habe eine neue Religion stiften wollen *). Aber aus beidem folgt doch gar nicht nothwen=

keinem Zweifel unterworfen. Wenn man sich, um zu beweisen, der Plan Jesu habe sich bloß auf Palästina, aber neben der judäischen Religionsverfassung zugleich auch auf die damit innigst verwandte Staatsverfassung erstreckt, auf Matth. 5, 17. 18. beruft: so bedenkt man nicht, daß 1) den Ausleger nichts zwingt, νομος bloß von der judäischen Verfassung, dem Judenthume zu verstehn, als habe Jesus diesem bloß eine vollkommnere Gestalt ertheilen wollen; vielmehr leitet uns 2) der Ausdruck νομος και προφηται, V. 18., auf die Idee der in den Schriften des A. T. enthaltenen Religionsgrundsätze, die freilich mit dem politischen Zustande der Nazion genau verbunden waren. Jesus konnte also 3) wohl sagen, er sei nicht Willens, jene Grundsätze ganz aufzuheben, sondern bloß zu vervollkommnen; denn theils erwartete man dieß vom Messias, theils erhielten auch wirklich die ältern Offenbarungen Gottes durch die neuern eine vollkommnere Gestalt. Will man aber dessen ungeachtet an die religios=politische Verfassung der Juden denken, so bemerke man 4) daß Jesus selbst anfangs seine Absichten — wenn sie anders auf gänzliche Abschaffung des Judenthums gerichtet waren — nicht deutlich zu erkennen geben durfte, um die Herzen der Juden nicht gleich von sich zu entfernen; daß 5) Jesus hier vorzüglich mit seinen Jüngern redet, und ihnen eine Anweisung zu geben scheint, wie sie sich anfangs bei ihrem Lehramte verhalten, und nicht gleich mit stürmischen Angriffen auf das Judenthum beginnen sollten; daß 6) die Worte, ἑως παντα γενηται, sich auf die Vollführung seines Werkes auf Erden erstrecken (vergl. Joh. 19, 30.) und der ganze V. 18. nach einer bei den Juden gewöhnlichen Hyperbel übersetzt werden kann: »Vor meinem Tode wird und darf die jüdische Religions= und Staatsverfassung, die sich auf die Schriften »des A. T. gründet, durchaus nicht aufgehoben werden;« und daß endlich 7) weit deutlichere Stellen im N. T. vorkommen, wo Jesus die Allgemeinheit und den bloß moralischen Zweck seines Plans unleugbar andeutet. Man sehe die angezogne Schrift, S. 15 ff.

*) Es ist nämlich immer noch eine große Frage, ob Jesus wirklich eine eigne, von den beiden übrigen damal vorhandnen gottesdienstlichen Hauptgesellschaften verschiedne und abgesonderte Religionspartei habe stiften wollen. Nothwendig brachte dieß seine Lehre keineswegs mit sich; denn sie war ganz auf Beförde-

dig, daß Jesus die vollkommenste Religion lehren musste. Jener Zweck ließ sich eben so gut erreichen, wenn er die

---

rung innerer praktischer Weisheit gerichtet, und verhielt sich also dem Wesentlichen nach ganz gleichgültig gegen das Aeußerliche in Religionssachen. Taufe und Abendmahl waren, wenigstens nach der Absicht des Stifters, gar nicht solche Gebräuche, die einen eignen Gottesdienst, eine eigne religiose Gesellschaft (eine Kirche) voraussetzten oder hervorbringen mussten. Auch finden wir, daß die ersten Christen aus den Juden ohne Widerspruch der Apostel, ja die Apostel zum Theile selbst, immerfort Juden blieben, und erst Paulus das Judenthum von dem Christenthume ganz absonderte. Aber freilich war es nach der Natur des menschlichen Herzens, das sich in Religionssachen so gern an Statuten und Observanzen hängt, und nach der Lage der Umstände nicht anders möglich, als daß ein Christenthum im Gegensatze des Heiden- und Judenthums entstehen musste. Der ausschließende Besitz eines hochgeschätzten Gutes trennt immer die Gemüther. Auch brachten die Christen aus dem vorigen Unchristenthume so seltsame, zum Theile schwärmerische und abergläubische Begriffe von Religion und Gottesdienst mit, daß sich daraus leicht begreifen lässt — nicht nur, warum überhaupt die Lehre Jesu bei ihren ersten Bekennern nicht so gute Früchte brachte, als man hätte erwarten sollen, und warum sie sobald in Aberglauben überging, sondern auch — warum jene ersten Bekenner zum Parteimachen so geneigt waren, daß schon die Apostel darüber bittre Klage führten. Indessen muß man auch gestehn, daß selbst das Verhältniß der christlichen Lehre zum Heiden- und Judenthume eine gewisse Absonderung nöthig machte. Der, dessen religiose Ueberzeugungen und moralische Gesinnungen nach dem Unterrichte Jesu gebildet waren, konnte unmöglich ferner am unsittlichen Götzendienste Theil nehmen, oder am geistlosen Judenthume Geschmack finden, und in dieser Rücksicht ist das Verfahren des Apostels vollkommen gerechtfertigt. Da nun Jesus diese Lage der Sachen und das menschliche Herz sehr gut kannte, so konnte er leicht voraussehen, daß man ihn bald als den Stifter einer neuen Religion und einer eignen Sekte betrachten würde. Wiefern aber diese Vorstellung sogar einige Vortheile, wenigstens für die weitere und schnellere Verbreitung seiner religiosen und moralischen Grundsätze, gewährte: so scheint er sie, da er sie einmal nicht verhindern konnte, durch Aufstellung einiger Zerimonien selbst begünstigt zu haben. Allein eben darum, weil das Parteimachen nicht seine Absicht war, sondern er es nur als ein Mit-

herrschenden, einer allgemeinen Verbesserung des Menschengeschlechts entgegenstehenden Hindernisse wegräumte, und dem menschlichen Geiste den Weg zeigte, auf welchem man nur immer fortwandeln durfte, um die Absichten Gottes und Jesu zu erfüllen. Auch ist ganz offenbar, daß die Bekämpfung schädlicher Vorurtheile das Erste und Nothwendigste war, was Jesus zu thun hatte, wenn die beabsichtete religiose Erleuchtung und moralische Besserung erfolgen sollte. Und wenn wir nur einen flüchtigen Blick auf die damal unter den Juden und Heiden herrschende religiose Denkart und sittliche Gesinnung, so weit wir sie geschichtlich kennen, werfen und die Lehre Jesu dagegen halten: so ergiebt es sich von selbst, daß Wegräumung jener Hindernisse die Hauptabsicht Jesu war.

Es herrschten nämlich zu den Zeiten Jesu vorzüglich zwei theoretische und zwei praktische Irrthümer, die aller vernünftigen Gottesverehrung und wahren Herzensbesserung entgegen waren. Jene waren: 1. Die Gottheit ist ein furchtbares, leidenschaftliches, despotisches Wesen. 2. Sie hat ebendeswegen, wie alle Despoten, ihre Launen und ihre Günstlinge. Diese waren: 1. Man muß und kann die Gunst der Gottheit durch Opfer und Geschenke suchen. Daraus entstand willkürliche, auf abergläubige Furcht gegründete Werkheiligkeit (εϑελοϑρησκεια, δεισιδαιμονια) ohne Besserung des Herzens und mit Vernachlässigung dessen, was wir uns selbst als vernünftigen und moralischen Wesen schuldig sind. In despotischen Staaten vergisst der niedergedrückte Geist sehr leicht seine eigenthümliche Würde und seine Vervollkommnung. 2. Jeder suche sein eignes Glück so gut

---

tel zur Erreichung höherer Zwecke zuließ, führte er nur zwei, und noch dazu äußerst einfache und selbst wieder auf moralische Besserung hinweisende Gebräuche ein, damit jene Vorstellung so unschädlich als möglich würde, und es seinen Verehrern immer gegenwärtig bliebe, es komme bei der neuen Religion, zu der sie sich bekenneten, gar nicht auf das Aeußerliche an. Leider hat man aber auch hier seine weisen Absichten ganz verkannt!

als möglich zu befördern. Daraus entsprang niedrige Selbsucht, die sich zum Zwecke und Andre zum Mittel macht (φιλαυτια, μισανθρωπια) mit Vernachlässigung dessen, was wir andern Menschen, als Geschöpfen von gleicher Natur und Würde, schuldig sind. In despotischen Staaten erlischt auch der wahre Patriotismus, oder die vernünftige, auf Gefühl der Pflicht gegründete, Theilnahme am öffentlichen Wohle. Diese Vorurtheile, Irrthümer oder Fehler, wie man's nennen will, die mehr oder weniger, je nachdem es gewisse günstige oder ungünstige Umstände mit sich brachten, im Alterthume nicht nur bei der niedern Volksklasse herrschten, sondern selbst bei einem großen Theile derer, welche durch Geburt, Amt, Vermögen oder Kenntnisse über dieselbe erhaben waren, musste also Jesus vor allen Dingen bekämpfen und auszurotten suchen, wenn sein Plan gelingen sollte; und er that es, that es auf die zweckmäßigste, glücklichste Weise. Er trug nämlich hauptsächlich solche Wahrheiten vor, die jenen fehlerhaften Grundsätzen entgegen waren, und unterstützte sie mit so nachdrücklichen und popularen Vorstellungen und Gründen, daß sie selbst dem gemeinsten Verstande einleuchten, und auf jedes unverdorbne Menschenherz den lebhaftesten Eindruck machen mussten *). Gott ist ein heiliges, liebevolles

*) Die Frage, ob Jesus über Religion und Moralität etwas ganz Neues, bis dahin Unerhörtes gesagt habe, dürfte, wenn man bloß auf die Materie sieht, wohl verneint werden müssen. Nicht leicht möchte jemand einen Ausspruch Jesu aufweisen können, zu dem sich nicht ein Gegenstück auffinden ließe, wenn man deshalb alle Philosophen, Historiker, Redner und Dichter des griechischen und römischen Alterthums nebst den heiligen Schriften andrer Völker, als Juden, Perser, Sinesen u.s.w. durchsuchen wollte. Sieht man aber auf die Form der Lehre Jesu, auf die innige Beziehung derselben auf das, was der Menschheit damal Noth that, auf ihre Zweckmäßigkeit zu seinen wohlthätigen Absichten, wie er gerade diejenigen Sätze heraushob und empfahl, welche am allgemeinsten verkannt wurden, wie er sie gerade mit solchen Gründen unterstützte, welche am meisten auf seine Zeitgenossen wirken mussten, wie er sich immer an den gemeinen Menschenverstand und das in jedem, auch dem rohesten, Herzen nicht ganz erstorbne moralische Gefühl wandte, um seiner Lehre Eingang zu verschaffen: so wird man, wenn man auch ganz von dem geheimnissvollen Charakter

und gerechtes Wesen — seine Liebe erstreckt sich auf alle Menschen ohne Unterschied — die Menschen müssen ihn also wieder lieben, aus Liebe (nicht aus sklavischer Furcht) seinen Willen thun, und ihn im Geist' und in der Wahrheit, durch heilige Gesinnungen ehren — sie müssen auch alle andern Menschen, als Kinder Eines Vaters, als ihre Brüder lieben, an ihrem Wohle thätigen Antheil nehmen — — dieß waren die Hauptsätze seiner, und auch seiner Schüler, Lehre, so weit die letztere auf bloße Lehrsätze und Vorschriften, und nicht zugleich auf gewisse Thatsachen gegründet war.

Aber war denn nun hiemit Alles erschöpft, was in Rücksicht auf Religion und Moralität gethan und gesagt werden konnte? Setzte Jesus nicht die großen Wahrheiten, ohne die keine positive Religion Grund und Festigkeit haben, ohne welche überhaupt keine religiose und moralische Gesinnung stattfinden kann — Gott, Unsterblichkeit und Freiheit — bloß voraus, ohne sie nach ihren Gründen und Folgen gehörig zu entwickeln? Wahr ist's — und wehe der Menschheit, wenn es nicht so wäre! — diese Wahrheiten liegen unsrem Herzen so nahe, daß sie ihm nur in ihrer Reinheit gezeigt werden dürfen, um es sogleich zur Annahme derselben geneigt zu finden. Jesus bedurfte daher als Volkslehrer keiner weit hergeholten Beweise, keiner tiefsinnigen Zergliederungen der Begriffe, brauchte nicht die künstlichen Wendungen einer dialektischen Metaphysik, nicht die scharfsinnigen Ableitungen einer kritischen Moralphilosophie oder Theologie, um seine Zuhörer von jenen Wahrheiten zu überzeugen. Er durfte nur den gemeinen Verstand von den Vorurtheilen und Irrthümern befreien, an denen er krank lag, durfte nur das halb erstorbne moralische Gefühl wieder aufwecken, und sich dann an diese beiden Leitsterne alles unsers

---

seiner Person und dem erhabnen Tugendmuster, das er in Leben und Tod aufstellte, wegsieht, sich dennoch nicht enthalten können, ihn als den weisesten und größten Volkslehrer aller Zeiten und Nazionen zu bewundern und zu verehren.

Wissens und Glaubens, Thuns und Lassens wenden, um von seinen Zuhörern verstanden zu werden und seine Ueberzeugungen zu den ihrigen zu machen. Wollen und sollen wir nun aber bei dem stehen bleiben, was Jesus seinen in Hinsicht auf Religion und Moralität noch so ungebildeten Zeitgenossen vorzulegen für gut fand? Ist es genug, wenn der Zweck aller Religion, und vorzüglich der geoffenbarten, erreicht werden soll, jene Wahrheiten auf das bloße Wort eines Mannes anzunehmen, der sich durch mächtige Thaten als einen Boten der Gottheit ankündigte? Dürfen wir nicht nach den Gründen dessen, was er lehrte, fragen, nicht es weiter zu entwickeln, unsern Bedürfnissen und anderweiten Einsichten gemäß zu modifiziren, und so auf dem Wege, den er uns zeigte, immer weiter fortzugehn streben? Ist denn durch Jesu und seiner Schüler Unterricht der Umfang und die Beschaffenheit unsrer moralischen und religiosen Kenntnisse so genau, so unabänderlich bestimmt, daß wir kein Jota hinwegnehmen oder hinzuthun, keine Verbesserung daran versuchen können und dürfen? Und ist wohl irgend eine vernünftige, feste, weder durch Reizungen des Lasters, noch durch Drohungen des Unglücks erschütterliche Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion möglich, wenn es uns nicht möglich oder nicht erlaubt ist, sie durch eigne Thätigkeit des Geistes zur immer höhern Vervollkommnung zu bearbeiten und dadurch ganz in unser Eigenthum zu verwandeln? —

Doch, lieber Freund, ich will Sie nicht durch endlose Fragen bestürmen, und Ihre Einstimmung gleichsam mit Gewalt zu erringen suchen. Ueberlegen Sie selbst die Sache mit kaltem Blute und ohne alle vorgefasste Meinung, und ich bin überzeugt, Sie werden eingestehn müssen, daß der Zweck Jesu unmöglich ein andrer sein konnte, als dem menschlichen Verstande durch Wegräumung der vornehmsten Hindernisse bloß den Weg zu bahnen, auf welchem er sich nach und nach zu einer vollkommnern Erkenntniß und Sittlichkeit erheben könnte; keineswegs aber eine in jeder Rücksicht vollendete Religionstheorie aufzustellen, und hiemit den

menschlichen Geist der Mühe alles weitern Nachdenkens und fernern Bearbeitens zur höhern Vervollkommnung derselben zu überheben.

Fünfter Brief.

Lassen Sie uns einmal alles bisher über unsern Gegenstand Gesagte vergessen, werthester Freund! Lassen Sie uns annehmen, es sei die Absicht Jesu gewesen, eine absolut vollkommene Religion aufzustellen, und nun zusehen, welche Mittel und Maßregeln er selbst oder die ihn sendende Gottheit ergriffen habe, um diese Absicht zu erreichen. Ich glaube, jene Mittel und Maßregeln könnten nicht schlechter und zweckwidriger gewählt sein, als sie uns bei jener Voraussetzung erscheinen müssen. Denn weder die Art und Weise, wie Jesus seine Lehre bekannt machte, noch die Art und Weise, wie Gott für die weitere Verbreitung, Erhaltung und Fortpflanzung derselben sorgte, wäre jenem angenommenen Zwecke gemäß, und nicht nur nicht gemäß, sie wäre ihm schnurstracks zuwider gewesen.

Der Mensch hat bei aller sich hin und wieder zeigenden Trägheit, bei aller Anhänglichkeit an das Alte, dennoch, besonders wenn er in seinen natürlichen Talenten und den äußern Umständen Anreiz und Gelegenheit dazu findet, einen unwiderstehlichen Trieb zur Selbthätigkeit, zur Veränderung und zum Neuen. Nie bleibt er ganz auf einem Punkte stehen, immer will er vorwärts, selbst dann noch, wenn er in der That rückwärts geht; immer will er verbessern, wenn er auch eigentlich verschlimmern sollte. Soll diesem natürlichen Hange Einhalt gethan werden, so muß man schlechterdings dem menschlichen Geiste solche Fesseln anlegen, daß er aus den ihm angewiesenen Schranken nicht weichen kann; sonst wird er sich selbst an den heiligsten Dingen vergreifen. Hiezu

helfen nun bloße Verbote, wäre ihre Uebertretung auch auf das härteste — mit Verlust des Amtes, des Lebens, oder gar der ewigen Seligkeit — verpönt, so viel als nichts; sie mögen wohl den großen Haufen zurückschrecken, von dem man ohnehin nichts zu befürchten hatte; aber lebhaftere Geister reizen sie noch mehr; denn — nitimur in vetitum. Es müssen wirksamere, mit der Natur des menschlichen Geistes selbst in einer gewissen Harmonie stehende, Maßregeln ergriffen werden; sonst ist alles Bitten, Warnen, Drohen und Verbieten umsonst. War es also Jesu oder Gottes Absicht, eine absolut vollkommene, unabänderliche und unverbesserliche Religion den Menschen bekannt zu machen: so musste ganz anders verfahren werden, als laut der evangelischen Geschichte geschahe. Soll nämlich eine Summe von Wahrheiten, die man veränderlichen, an Fähigkeiten des Geistes so sehr verschiednen, Menschen übergiebt, vor aller Umänderung und Verfälschung gesichert sein: so müssen sie auf feste Prinzipien gebaut, bestimmt erklärt, genau erwiesen, und im strengsten Zusammenhange dargestellt, mit einem Worte, es muß ein System mit bestimmten Kunstwörtern und Formeln, die niemand ändern darf, deren Sinn unzweideutig ist, und deren bloße Erlernung dem Geiste hinlängliche Beschäftigung giebt, festgesetzt werden; sonst ist man nie sicher, seinen Zweck zu erreichen. Allein Jesus that von dem allen das gerade Gegentheil. Er war im strengsten Sinne des Worts ein populärer Lehrer. Er lehrte in kurzen Sprüchen, in Bildern und Gleichnissen oder Erzählungen; er trug bald diese, bald jene Wahrheit vor, je nachdem sich eine Gelegenheit darbot, etwas recht anschaulich und eindringend darzustellen; er redete ganz die unbestimmte Sprache des gemeinen Mannes; sprach immer nur zum unverdorbnen Wahrheitsgefühle des gesunden Menschenverstandes; er definirte, distinguirte, demonstrirte nie, brauchte kein einziges Kunstwort, diejenigen ausgenommen, die man nachher im Systeme, oft unschicklich genug, dazu geprägt hat. Wie war es nun möglich, in einer solchen Gestalt eine Religion zu leh-

ren, an der nichts geändert, nichts verbessert, nichts vervollkommnet werden sollte und konnte? Freunde und Feinde des Christenthums haben so oft die Frage aufgeworfen, warum Christus kein ordentliches Lehrgebäude errichtet, warum er seinen Schülern und Zuhörern keine förmliche Religionstheorie in die Feder diktirt, und dadurch all dem Unfuge vorgebeugt habe, der in spätern Zeiten mit seiner Lehre getrieben worden? Man hat verschiedne Wendungen genommen, um dieses Phänomen, das freilich nach der gewöhnlichen Voraussetzung ein unbegreifliches Räthsel ist, zu erklären, und dem Vorwurf' auszuweichen, Jesus habe selbst durch seine Lehrmethode allen Ketzereien Thür' und Thor geöffnet. Nun hätte man freilich, wenn man richtige Begriffe vom Zwecke Jesu und der Bestimmung einer geoffenbarten Religion überhaupt gehabt hätte, auf diese Frage gar nicht kommen können. Wenn sie aber doch jemanden beifiel, so war wohl die natürlichste, leichteste und einfachste Antwort, daß Jesus keine unabänderliche, unverbesserliche Religionstheorie festsetzen wollte, konnte und sollte, sondern nur dem menschlichen Geiste gleichsam den ersten Stoß zu geben, ihn zum weitern Nachforschen über religiose und moralische Gegenstände in Umschwung zu setzen, von Gott bestimmt war *). Hie-

*) Auch hier war Jerusalem dem rechten Gesichtspunkte nahe. Er sagt in seinen Betrachtungen, Th. 2. Betr. 2. S. 86: »Der »Unterricht (in einem zusammenhangenden Lehrbuche) würde mit »den verschiednen Stufen des natürlichen Lichts nie harmonirt ha»ben, und den Fähigkeiten der Menschen nie recht angemessen ge»wesen sein; es würde eine Erscheinung gewesen sein, die mit dem »so verschiednen moralischen Zustande der Welt kein rechtes Ver»hältniß gehabt, eine Erscheinung, wovon man weder den Ursprung »noch den Endzweck recht gesehen hätte.« Deutlicher und bestimmter aber erklärt sich Semler darüber in der Vorrede zu Farmer's Briefen über die Dämonischen, S. 30: »Eben daher,« sagt er, »ist auch in den Evangelien, in der Apostelgeschichte, »in so viel Briefen, gar kein Modell, keine Formel niedergeschrie»ben worden, die nachher alle Lehrer zu ihrem fernern Unterricht »als die einzig beste immer behalten und fortsetzen sollten; denn es »war in sich selbst unmöglich, eine Lehrformel so zu fassen, daß sie »für damalige Christen, und für alle künftige Christen in allen »Zeiten gleich gut die beste Formel gewesen sei.«

bei war wohl vorauszusehn, daß mancherlei Fehler gemacht werden, Misbräuche sich einschleichen, und Streitigkeiten entstehen würden; aber alles dieses musste doch endlich jenen Zweck um so mehr befördern. Sagte Jesus nicht selbst (Matth. 10, 34—36) voraus, daß es so kommen würde? Und ist es nicht ganz unleugbar, daß schon die Apostel in einigen Punkten weiter gingen, als Jesus, und zur vollkommnern Ausbildung seiner Lehre bereits einen glücklichen Anfang machten?

Aber vielleicht ist eben durch sie das große Lehrgebäude Jesu vollendet? Vielleicht traf Gott eben darum, weil Jesus während einer so kurzen Lebenszeit nicht alles ausführen konnte, die Veranstaltung, daß durch Jesu Schüler die neue Religion mündlich und schriftlich in ihrer vollkommensten Gestalt dargestellt, verbreitet und auf die Nachkommen fortgepflanzt würde? — So lassen Sie uns denn jene Veranstaltung etwas genauer ins Auge fassen, und sehen, ob dieses Vorgeben damit bestehen könne, solch ein Zweck dadurch erreichbar sei.

Gott sandte verschiedne Männer als Lehrer der neuen Religion unter die Menschen. Diese Männer waren bekanntlich nicht gelehrte und scharfsinnige, im abstrakten Denken geübte Leute, sondern meist von gemeiner Art, Männer, die bloß mit einem gesunden, schlichten Menschenverstande ein gutes, für die Sache Jesu und seiner Religion eifriges Herz verbanden, übrigens aber an Gaben und Fähigkeiten einander sehr ungleich waren *). Von der Art und Weise ihres Vortrags können wir uns theils aus den Bruchstücken von Reden, die in der Apostelgeschichte aufbehalten sind, theils aus ihren Briefen, die wir noch zum Theil haben, eine ziemlich vollständige Vorstellung machen. Sie zeigten, wie wir

*) So viel, glaub' ich, lässt sich behaupten, ohne gegen das zu verstoßen, was Teller in der Relig. der Vollk. S. 15 ff. mit Recht erinnert, um das Vorurtheil zu berichtigen, als seien die ersten Lehrer des Christenthums so gar einfältige und niedrige Leute, und noch dazu alle gewesen.

sehen, nicht theologische Gelehrsamkeit, weil sie dergleichen nicht hatten; sondern sie trugen, wie ihr großer Lehrer, bald die eine, bald die andre Wahrheit oder Vorschrift des Christenthums vor, je nachdem sie es den Umständen, Fähigkeiten und Bedürfnissen der Zuhörer oder Leser angemessen fanden. Indessen war immer das Hauptthema: Jesus, der Gekreuzigte, ist der große von Gott verheißene Menschenretter; seine Lehre müsst ihr gläubig annehmen, und so euch durch denselben heiligen, rechtfertigen und zu Kindern Gottes umschaffen, d. h. von dem vorigen unsittlichen Wandel und den dafür zu fürchtenden Strafen befreien, und zum Empfange und Genusse künftiger Belohnungen würdig und geschickt machen lassen. Daher bedienten sie sich auch keiner ausgesuchten Terminologie, keines künstlichen Vortrags, meditirten nicht lange über Sachen und Worte, hielten keine stundenlange Predigten, schrieben nicht gelehrte Abhandlungen oder gar Kompendien der Dogmatik und Moral; sondern redeten und schrieben, wie und was ihnen der Geist gab auszusprechen. Bei so bewandten Umständen wären die ersten Bekenner des Christenthums wahrlich übel berathen gewesen, wenn die ihnen bekannt zu machende Religion eine absolut vollkommene hätte sein sollen. Die meisten hätten da immer nur ein kleines Stückchen, einen einzeln hingeworfenen Satz der neuen Religion empfangen, also keinen vollständigen und deutlichen Begriff davon erhalten; sie hätten auch kein Mittel in Händen gehabt, diesem Mangel abzuhelfen. — Vielleicht aber kennen wir den mündlichen Vortrag der Apostel zu wenig; er könnte doch wohl weitläufiger und bestimmter gewesen sein, als der schriftliche, den wir in bloßen Briefen finden, wo man sich keines kunstmäßigen, systematischen Vortrags zu bedienen pflegt.—Dieses zugegeben, wiewohl es höchst unwahrscheinlich ist, wie ward es aber nach dem Tode der Apostel? — Da musste man sich doch lediglich an ihre Schriften halten. Die wenigsten Gemeinen konnten aber Originalschriften der Apostel besitzen, und die, welche dergleichen besaßen, hatten immer nur höchstens ein

Paar; Abschriften waren aber damal gewiß noch nicht häufig. Und gleichwohl müssen wir oft zum Beweise einer Lehre die Stellen aus allen Ecken und Enden der Bibel zusammensuchen, und uns schon Glück wünschen, wenn wir nur Eine zum Beweise völlig hinreichende gefunden haben. Zuweilen besteht gar der Beweis nur in Schlüssen, die aus der Vergleichung mehrer Stellen gezogen sind. Wie sah' es nun um die Vollständigkeit der vor kurzem geoffenbarten Religion in diesen spätern Zeiten aus? Sogar die Reinheit derselben musste leiden, da sehr bald falsche Briefe, unechte Evangelien und andre Abhandlungen, mit Lügen und Unsinn erfüllt, unter den Christen ausgestreuet wurden, von welchen Schriften nicht geleugnet werden kann, daß sie hie und da als echte und gute Schriften anerkannt und gebraucht wurden. So wäre also die eingebildete Vollkommenheit der christlichen Religion mit dem Tode ihrer ersten Lehrer von der Erde verschwunden, und den künftigen Geschlechtern, ohne neue Offenbarungen, kein Mittel zur Herstellung derselben übrig gewesen.

Wie stimmt dieß nun mit der vorgeblichen Absicht Gottes überein, die neugeoffenbarte christliche Religion durch die Apostel in ihrer ganzen Vollständigkeit und Reinheit, in der absolut vollkommensten Gestalt darstellen zu lassen? War dieß der Fall, so musste wenigstens durch eine geheime, der Kirche anvertraute Ueberlieferung für die Erhaltung derselben gesorgt werden. Weil aber diese leicht Verfälschungen leiden konnte, so mussten die Apostel sich in pleno versammeln, jeder ein Stückchen zu einem unabänderlichen Glaubensbekenntnisse (symbolum apostolicum) machen, und alle wiederum ihr Gutachten über das Ganze geben, damit nicht einer den Glauben, der andere die Werke zu sehr empföhle, und die christliche Welt dadurch in Verwirrung geriethe. Es musste überdem der am längsten Lebende unter den Aposteln alle Schriften derselben gleichsam als einen weitläufigen Kommentar jenes Bekenntnisses sammeln, nach gehaltener Revision und hinzugefügten Supplementen zu einem Gan=

zen vereinigen, und durch einen bestimmten Kanon als göttlich autorisiren. Und weil immer noch wegen der Auslegung Streitigkeiten entstehen konnten, so mussten die Väter und Vorsteher der Kirche bei ihren Versammlungen wegen solcher Streitigkeiten vom heiligen Geiste selbst in alle Wahrheit geleitet, und endlich, um jede Anmaßung, jedes Streben des menschlichen Geistes nach Aenderung und Neuerung, im ersten Keime zu ersticken, als Stellvertreter Christi ein beständiger Glaubensrichter eingesetzt werden, der mit Untrüglichkeit in seinen Aussprüchen die höchste Gewalt in Staat und Kirche in Einer Person vereinigte.

Ich sehe, wie Sie erstaunen, daß die Lüge so viel konsequenter, als die Wahrheit, sein konnte; aber diese Konsequenz, worauf jene ein so furchtbares Reich gegründet hat, muß in dem Augenblicke zur armseligsten Sophisterei herabsinken, wo das πρωτον ψευδος entdeckt ist, welches der ganzen Schlusskette Haltung gab. War es Gottes und Jesu Absicht, die Menschen bloß nach und nach durch eigne Kraft und Thätigkeit zur immer vollkommnern Religionseinsicht zu führen, und ihnen durch das Christenthum dabei nur zu Hülfe zu kommen: so brauchen wir keine Tradizion, keine Symbole, keinen Kanon, keine Konzilien, keinen Papst. Alle diese Dinge sind dem wahren Zwecke der Offenbarung nur hinderlich. Aber um diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen und dem Aberglauben seine letzten Waffen aus den Händen zu winden, giebt es kein andres Mittel, als den Grundsatz von der Perfektibilität der geoffenbarten Religion. Ist dieser Grundsatz einmal allgemein anerkannt, so muß das Reich des geistlichen Despotismus einstürzen, weil der Grund, auf dem es errichtet wurde, zerstört ist; und das von Jesu gestiftete Reich Gottes muß in seiner ganzen auf Erden möglichen Herrlichkeit den Platz desselben einnehmen.

Der Briefe

über

die Perfektibilität

der

geoffenbarten Religion

zweite Abtheilung,

enthaltend

die Vertheidigung des Perfektibilitätsprinzips gegen mögliche Zweifel und Einwendungen.

Es giebt bei philosophischen Untersuchungen keine gewöhnlichere und dabei tadelnswürdigere Art zu räsonniren, als wenn man einen Satz dadurch zu widerlegen sucht, daß man gefährliche Folgen für Sittlichkeit und Religion von ihm behauptet. Wenn eine Meinung auf Ungereimtheiten führt, so ist sie gewiß falsch; aber es nicht ausgemacht, daß eine Meinung deswegen falsch sei, weil sie von gefährlichen Folgen ist. Man sollte sich dieser Art von Gründen ganz und gar enthalten, da sie nichts zur Entdeckung der Wahrheit beitragen, sondern nur dazu dienen, die Person des Gegners verhasst zu machen.

Hume's Untersuchungen über den menschlichen Verstand, S. 218 der Uebers. von Tennemann.

Sechster Brief.

Ich habe die Einwürfe, Zweifel und Bedenklichkeiten, die Sie, mein werthester Freund, der Behauptung einer fortschreitenden Vervollkommnung der christlichen Offenbarung entgegensetzen, zum Theil erwartet. Sie fodern mich auf, darauf zu antworten; und ich thue dieß um so lieber, weil ich hoffe, bei dieser Gelegenheit theils meine Meinung noch vollständiger entwickeln, theils die Anwendung derselben zur Auflösung mancher streitigen Fragen in der Theologie zeigen, theils endlich manchen Misbräuchen vorbeugen zu können, die etwa jene Behauptung unschuldiger Weise veranlassen möchte.

Ihr erster Einwurf ist von der Inspirazion hergenommen. »Wie,« sagen Sie, »wenn Gott sich selbst herab»lässt, uns zu unterrichten, wenn er unmittelbar gewisse »Kenntnisse mittheilt, wenn sein eigner Sohn, der in »des Vaters Schooße war, die Menschen über religiose Ge»genstände belehrt — wie sollten da noch Mängel und Irr»thümer stattfinden! Wie sollt' es sich von dem mächtigsten »und weisesten Schöpfer aller Dinge, dem gütigsten Vater »der Menschen denken lassen, daß er seine Kinder täuschte, »und ihnen das Schlechtere gäbe, da es doch in seiner Macht »stand, ihnen das Beste und Vollkommenste zu geben!«

Eh' ich auf diesen Einwand im Ganzen antworte, muß ich etwas darüber sagen, daß Sie in demselben ein besondres Gewicht auf den Umstand, daß die christliche Religion von dem Sohne Gottes komme, legen und dadurch zu verstehen geben, eine Lehre, die einen solchen Urheber habe, könne nicht mangelhaft und unvollkommen sein. Allein was es

auch mit der höhern Natur Christi für eine Bewandniß habe, so glaub' ich doch, dürfe sie hier durchaus nicht in Erwägung gezogen werden *). Jesus kann, wiefern er Lehrer einer neuen Religion, und überhaupt, so lang' er auf Erden war, nur als Mensch betrachtet werden. Die Fähigkeiten Jesu nahmen mit den Jahren zu, er wusste manches nicht, er irrte sich zuweilen gar, er ward zur Sünde gereizt, und ungeachtet er diese Reizungen immer glücklich bekämpfte, so kamen sie doch zuweilen wieder (Luc. 4, 13); er betete zu Gott, er wurde, wie andre Boten der Gottheit und seine eignen Schüler, mit den Gaben des Geistes ausgerüstet, er sagte, wie jene, daß er seine Lehre von Gott habe und in dessen Namen verkündige, auch durch dessen Kraft wirke (Matth. 12, 28. vergl. mit Luc. 11, 20). Kurz, Jesus ward geboren, lebte und starb als Mensch; und es ist keine Spur im N. T., daß Jesus während seines irdischen Wandels nicht als menschliches Wesen wirksam gewesen. Es wird vielmehr dadurch, daß er uns Menschen zum Tugendmuster aufgestellt wird, zu verstehen gegeben, er sei in allem seinen Thun und Lassen, mithin auch im Lehren, als ein menschliches Wesen zu betrachten; indem uns die Gottheit wohl als Ideal der Heiligkeit zur Richtschnur, aber nicht als Beispiel der Tugend, die sich als Kampf in der Sinnenwelt ankündigt, zur Nachahmung dienen kann. Es haben daher längst einsichtsvolle und sehr rechtgläubige Theologen die sonderbare Meinung von einer Krypsis oder Verbergung der göttlichen Eigenschaften, worüber sonst ganze Fakultäten in Streit geriethen, als unstatthaft verworfen, und mit Recht behauptet, Jesus habe auf Erden nur als Mensch gewirkt; wie dieß auch Paulus in einer bekannten Stelle sehr deutlich zu verstehen giebt (Philipp. 2). Wir werden ihn also auch als Religionslehrer eben so ansehen müssen, wie jeden

*) Und zwar um so weniger, da man bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgemittelt hat, ob es eine höhere menschliche oder eine übermenschliche oder göttliche Natur war.

andern von Gott gesandten Lehrer; nur mit dem Unterschiede, daß selbst die natürlichen Gaben und Anlagen seines Geistes und Herzens alles übertrafen, was wir bei gewöhnlichen Menschen oder andern Boten der Gottheit wahrnehmen.

Was nun aber Ihren Einwurf überhaupt betrifft, so können darauf mancherlei Antworten gegeben werden, von denen sich einige schon aus dem ableiten lassen, was ich Ihnen in den vorigen Briefen geschrieben habe. Zuerst beruf' ich mich auf die Offenbarungen Gottes vor Christus. Von diesen wird es doch — wenige Theologen ausgenommen, die noch immer die ganze christliche Glaubenslehre im alten Testamente finden wollen — allgemein zugestanden, daß sie weit unvollkommner sind, als die Offenbarungen des Christenthums. Wollen Sie ein Beispiel dieser Unvollkommenheit haben, so bitt' ich nur das, was das alte und das neue Testament von den beiden Grundwahrheiten aller Religion, Gott und Unsterblichkeit, sagen, mit einander zu vergleichen. Sie werden freilich in keinem von beiden erwiesen; aber dort ist das Herrschende in der Vorstellung von Gott: Zorn, Rache, Eifer; hier Heiligkeit, Liebe, Gerechtigkeit; dort sind nichts als dunkle Ahnungen von einem andern Leben, wo das Verhältniß der Glückseligkeit zur Tugend richtiger sein wird, Ahnungen, die Manche nicht einmal dafür erkennen wollten; hier die deutlichsten Aussprüche, die freudigsten Hoffnungen. Selbst in Ansehung der menschlichen Freiheit bei sittlichen Handlungen enthält das A. T. hie und da Aussprüche, die, wenn man sie so nimmt, wie es der klare und einfache Wortverstand mit sich bringt, und nicht durch mancherlei gezwungene Wendungen umdeuten will, der wahren Freiheit und Moralität ganz zuwider sind, und nur mit dem Kindesalter der menschlichen Vernunft entschuldigt werden können, die Gott zum Urheber des physischen und moralischen Bösen machte, weil sie ihn überall in der Natur sowohl als in der menschlichen Seele, aus Unkunde der Gesetze, nach welchen sich die Erscheinungen in beiden richten, unmittelbar wirken ließ. Was nun in dem einen Falle sich

mit Gottes Macht und Weisheit vertrug, das, sollte man glauben, müsste auch in andern Fällen mit derselben verträglich sein.

Man unterscheidet ja immer das, was Gott unmittelbar gewollt und gewirkt hat, von dem, was er bloß zugelassen. Nun muß ich zwar gestehn, daß ich von dieser Unterscheidung nicht viel halte, wenn sie zur Rechtfertigung Gottes in Ansehung der Unvollkommenheiten und Uebel in der Welt angewandt werden soll, indem sie auf einem gar zu groben Anthropomorphismus beruht. Menschen können sich wohl genöthigt sehn, wider ihren Willen etwas zuzulassen, weil sie weder die äußern Umstände, unter denen sie wirken, noch die Mittel, durch welche sie wirken, so ganz in ihrer Gewalt haben, daß sie jene nach Gefallen einrichten, und von diesen mit Gewissheit voraus berechnen könnten, wie weit deren Wirksamkeit reichen werde. Aber bei Gott kann dieser Fall nie eintreten. Wenn wir ihn daher als allmächtigen und allwissenden Urheber und Regierer der Welt denken, so können wir nicht anders, als uns vorstellen, er müsse, da er das Maß der Kräfte in derselben und deren Verknüpfungen kennt und ganz in seiner Gewalt hat, auch alles, was in der Welt ist und geschieht, ursprünglich gewollt haben, sei es als Zweck oder als Mittel. Glauben Sie indessen, alle Uebel und Unvollkommenheiten in der Welt aus einer bloßen Zulassung Gottes befriedigend erklären und seine Weisheit und Güte dadurch rechtfertigen zu können: so können Sie dieß auch auf den vorliegenden Fall anwenden, und sagen, Gott habe nur das Wahre, Gute und Brauchbare in den christlichen Religionsurkunden im eigentlichen Sinne gewollt, die Mängel und Irrthümer aber bloß zugelassen.

Wollten Sie aber nun weiter fragen: Warum ließ er sie zu? konnt' er nicht eine ganz reine und vollkommne Religion offenbaren? — so kann ich in Ansehung des ersten Punktes nichts anders thun, als Sie auf die Theodizeen überhaupt verweisen, wo man entweder aus der eingeschränkten Natur endlicher Geschöpfe und den nothwendigen Folgen

derselben, oder aus andern Gründen begreiflich zu machen sucht, warum ein weiser und gütiger Gott so vieles physische und moralische Uebel, so viele Thorheiten, Verirrungen und Fehltritte in seiner Welt zuließ. Solche Gründe werden also wohl auch hier stattgefunden haben; und wenn nun, könnte man weiter sagen, Gott noch überdieß durch das viele Wahre und Gute, das er in diese neue Offenbarung legte, dafür sorgte, daß der menschliche Geist dadurch gereizt, geweckt, geleitet, von selbst zur höhern Vollkommenheit emporsteigen, aus eigner Thätigkeit das Mangelhafte ergänzen und das Irrige berichtigen konnte, was liegt für Gott Unanständiges in jener Behauptung? Ja es folgt aus dem, was ich Ihnen über den Zweck des göttlichen Unterrichts in seinen Offenbarungen bereits geschrieben habe, daß diese Veranlassung und Aufreizung der Selbthätigkeit unsrer Vernunft gerade eine von den Absichten oder Ursachen war, warum Gott nicht eine ganz reine und vollkommene Religionserkenntniß mittheilte. — Was aber den zweiten Punkt betrifft, so frag' ich Sie gegenseitig, ob es denn so ausgemacht sei, was Sie vorauszusetzen scheinen, daß Gott den Menschen zu irgend einer Zeit die reinste und vollkommenste Religion offenbaren konnte? Ist jeweilige Mittheilung eines absolut Vollkommenen, sei es im Theoretischen oder im Praktischen, überhaupt wohl möglich? Sie erinnern sich aus meinen vorigen Briefen, daß ich bemerkt habe, wie bei der immer höher steigenden Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts die göttlichen Offenbarungen sich nach der jedesmaligen Fassungskraft der Menschen, nach ihrer Empfänglichkeit richteten und richten mussten, wenn sie recht heilsam für die Menschheit werden sollten. Wie wollen Sie aber erweisen, daß diese Empfänglichkeit zu den Zeiten Christi die möglich höchste gewesen? Nach dem natürlichen Gange der stufenweisen Entwickelung konnte dieß der Fall nicht sein; denn man müsste annehmen, daß Gott sowohl die Fähigkeiten derer, durch die er sich offenbarte, als derer, denen er sich offenbarte, auf einmal durch ein Wunder über alle Wunder zum höchsten Grade

der Stärke erhoben hätte. Diese Erhebung lässt sich aber nicht einmal denken. Denn da unsre Fähigkeiten durch Uebung immer mehr gestärkt werden, so lässt sich gar kein Punkt angeben, bis zu welchem die Erhebung hätte gehen sollen. Hätte Gott aber diesen Punkt willkürlich für irgend eine Zeit bestimmt, so musste entweder nach der Erhebung völliger Stillstand eintreten — was eine weit größere Unvollkommenheit gewesen wäre, als wenn die Erhebung gar nicht stattgefunden hätte — oder, geschahe dieß nicht, so würde der Vorwurf der Unvollkommenheit (wenn anders dieß ein Vorwurf genannt werden könnte) immer wieder haben eintreten müssen, wenn das menschliche Geschlecht nach diesem Sprunge von neuem fortgeschritten wäre.

Bisher hab' ich nur zeigen wollen, daß selbst bei Voraussetzung einer unmittelbaren Eingebung der Schrift oder der in ihr enthaltenen Religionswahrheiten keine absolute Vollkommenheit derselben angenommen werden müsse oder könne. Aber, lieber Freund, soll ich Ihnen meine Meinung unverhohlen heraussagen, so muß ich gestehn, daß mir der ganze Grund verdächtig scheint, auf dem Ihr Einwurf ruht. Mich dünkt, die Voraussetzung einer unmittelbaren Offenbarung ist eben so willkürlich und ungegründet, als die Voraussetzung einer absoluten Vollkommenheit des Geoffenbarten. Und was das Sonderbarste ist, die eine scheint die andre hervorgerufen, und beide, wie in der innigsten Gemeinschaft oder Wechselwirkung begriffen, sich einander unterstützt zu haben. Man nahm an, die ganze Schrift sei unmittelbar von Gott eingegeben; also — weil Gott nichts Falsches oder Mangelhaftes lehren kann — muß alles, was sie über Religion und Tugend enthält, höchst vollkommen, wahr und gut sein. Und wiederum nahm man an, alle Aussprüche und Lehren der Schrift seien so beschaffen; also — weil nichts Menschliches so beschaffen sein kann — müssen sie von Gott unmittelbar ausgegangen sein *). Na-

*) Dieß hat Semler gleichfalls schon bemerkt in folgenden treffen-

türlich war es freilich, daß der willkürlich bestimmte Begriff der Offenbarung auch einen unrichtigen Begriff von der geoffenbarten Religion hervorbrachte. Allein eben dieser innige Zusammenhang beider Voraussetzungen muß uns, da wir bereits die Nichtigkeit der einen erkannt haben, auf den Verdacht bringen, die andre dürfte nicht weniger grundlos sein, und man könne ebensowohl annehmen, Gott habe die in der

---

den Worten: »Freilich sind die Christen selbst von jeher über »diese Aufgabe getheilt gewesen, weil einige die Beschaffenheit »dieser Schriften sich ganz verschieden von allen andern »Schriften vorgestellt haben, durch die Theorie oder Hypothesis »von ihrer Eingebung; wonach man eine Allwissenheit und »lauter unfehlbare, schon vollendete Wahrheiten darin an»nahm, und es ganz und gar vergaß, daß eine solche Eingebung »geradehin unmöglich sei. Sie widerspricht unmittelbar dem wei»sesten Plane Gottes von der successiven, immer in aller Zeit »entstehenden Besserung und Erweiterung der Kenntnisse, welche »die Menschen sowohl von natürlichen, als sogenannten geistlichen, »geoffenbarten Wahrheiten, nie auf einmal ganz richtig und völlig »sammeln und bekommen können. Es gehören mehre Ursachen her, »welche allesammt diese ganz falsche, ganz unmögliche Theorie von »Bestimmung der Offenbarung nach und nach befördert und be»stätigt haben. Es musste gleichwohl die so eingeschränkte Natur »aller Menschen, aller Propheten, aller Apostel bleiben, was sie »ist, wenn auch Gott einzele Dinge oder Begriffe an einzele Men»schen offenbart hatte; dieß war nur ein neuer Anfang von Kennt»niß, aber es war nicht schon die Vollkommenheit, das ganze Maß »der Erkenntniß, das immer in künftigen Zeiten möglich und ent»wickelt wurde.« S. Farmer's Briefe über die Dämonischen, Br. 4. Zus. 101. S. 223 ff., vergl. mit Zus. qq. und 103, und Br. 3. Zus. 50. S. 132, woraus noch folgende Worte hier ein Plätzchen finden mögen: »Auf diese unvermeidliche Succession »und von Gott selbst beförderte Veränderung der Stellung des »menschlichen Verstandes und der nachherigen Menschenwelt haben »Theologi fast gar nicht gesehen; weil sie den Worten und Re»densarten eine Inspirazion und folglich eine Unverbes»serlichkeit und unendliche Vollkommenheit schon bei»legten, die doch nicht stattfinden konnte; eben wegen der Unend»lichkeit der Absichten Gottes bei dieser nun entstehenden und im»mer fortgehenden ganz andern Religion der Christen.«

Schrift enthaltenen Religionswahrheiten nur mittelbar geoffenbart. In diesem Falle würde aus dem Begriffe der Offenbarung für die Vollkommenheit des Geoffenbarten gar nichts gefolgert werden können. Um also das Uebel aus dem Grunde zu heilen, so lassen Sie uns untersuchen, welche Art der Offenbarung, die unmittelbare oder die mittelbare, mehr für oder wider sich habe *).

Man versteht nämlich unter unmittelbarer Offenbarung überhaupt diejenige Thätigkeit Gottes, vermöge welcher er ohne alle Zwischenursachen in der Seele eines Menschen gewisse Vorstellungen und Erkenntnisse bewirkt, welche diesem Menschen bisher unbekannt waren, und die er auch durch den Gebrauch seiner eignen Kräfte gar nicht gefunden haben würde. Mittelbare Offenbarung hingegen würde diejenige Veranstaltung Gottes im Zusammenhange der Dinge

*) Der von der Inspirazion hergenommene Einwurf gegen das Perfektibilitätsprinzip besteht in dem hypothetischen Schlusse: Wenn eine Religion von Gott (unmittelbar) geoffenbart ist, so muß sie absolut vollkommen sein. Atqui verum prius; ergo et posterius. Es wird also hier in modo ponente aus der (vorausgesetzten) Wahrheit des Vordergliedes auf die Wahrheit des Hintergliedes geschlossen. Da in der ersten Abtheilung bereits die Falschheit des letztern dargethan ist, so würde es nach den Regeln der Logik erlaubt sein, die Schlussart umzukehren, und in modo tollente aus dieser Falschheit die Falschheit des Vordergliedes, als der Bedingung, zu folgern. Nun ist aber in diesem Briefe bisher gezeigt worden, daß nicht einmal die Konsequenz richtig, und der Vordersatz keine wirkliche Bedingung des Hintersatzes als seiner nothwendigen Folge sei. Mithin kann wegen Mangel des Zusammenhangs zwischen den beiden Gliedern des Schlusses jene Folgerung nicht stattfinden, obwohl auch aus der aufs strengste erwiesenen Wahrheit des Vorderglieds nichts gegen den fraglichen Grundsatz von der Perfektibilität des Geoffenbarten geschlossen werden könnte. Soll nun aber dem Schlusse seine ganze scheinbare Beweiskraft genommen und der angegebne Grundsatz vor aller Gefahr eines Angriffs von dieser Seite gesichert werden: so ist noch darzuthun, daß selbst die Bedingung des Schlusses an und für sich eine grundlose Voraussetzung sei, mithin aus ihr, auch bei sonst richtiger Konsequenz, nichts geschlossen werden könne.

sein, vermöge welcher er in dem Gemüthe gewisser dazu vorzüglich geschickter Männer, durch welche er die Welt nach und nach zu einer richtigern Erkenntniß und Verehrung seiner selbst und zu einer höhern Moralität führen wollte, reinere und bessere religiose und moralische Begriffe entstehen ließ, als bisher unter ihren Zeitgenossen herrschend waren; oder wie es Schmid im Versuch einer Moralphilosophie (§. 15. c. S. 52) ausdrückt: »Eine Offenbarung in dem Sinne, »da man nicht eine den Gesetzen des menschlichen Erkennt»nissvermögens unangemessene Mittheilung gewisser Begriffe »und Lehren — sondern überhaupt eine Veranstaltung der »Vorsicht darunter versteht, mittels gewisser außerordentlicher »Begebenheiten die Bekanntschaft mit sittlichen und religio»sen Wahrheiten und den Glauben an dieselbigen zu beför»dern und zu verbreiten, und dadurch dem Menschen die Be»friedigung seiner geistigen Bedürfnisse durch sich selbst zu »erleichtern.«

Wollen wir nun über die Richtigkeit und Annehmbarkeit dieser beiden Vorstellungsarten unparteiisch urtheilen: so ist vor allen Dingen zu bemerken, daß die Frage, welche von beiden die wahre sei, ganz spekulativ, und in praktischer Hinsicht, was den Zweck der Offenbarung an sich betrifft, von gar keinem Belange sei. Denn mögen die Lehren der christlichen oder jeder andern positiven Religion unmittelbar oder mittelbar geoffenbart sein; wenn sie nur wahr, gut, brauchbar und dem Zweck aller Religion angemessen sind, so sind wir verpflichtet, eine solche positive Religionsform als ein Geschenk der Gottheit anzunehmen und zu verehren. Nur die Folgerungen, die man aus der einen oder andern Hypothese ziehen, und die für den theoretischen sowohl als praktischen Vernunftgebrauch gefährlich werden könnten (z. B. wenn man aus der unmittelbaren Eingebung die Unverbesserlichkeit und Unveränderlichkeit einer positiven Religion, oder einen blinden Glauben an dieselbe folgern wollte) geben jener Frage ein solches Interesse für die Vernunft, daß sie nicht umhin kann, eine Entscheidung darüber zu wagen; und daß diese

Entscheidung für die mittelbare Offenbarung ausfallen müsse, wird hoffentlich aus folgender Betrachtung zur Gnüge erhellen.

Wer eine unmittelbare Thätigkeit Gottes in Ansehung der Offenbarung behaupten wollte, dem würde, ungeachtet er behauptet, dennoch nach dem logischen Kanon: Neganti incumbit probatio, der Beweis unerlässlich aufgelegt werden müssen. Denn es ist in der Ordnung, daß alles nach natürlichen Gesetzen und durch natürliche Ursachen geschehe, und es ist eine Regel der Vernunft, diesen Zusammenhang der Dinge nicht durch beliebige Einschiebung des Uebernatürlichen unterbrechen zu lassen. Wer also eine nnmittelbare Offenbarung behauptet, der leugnet, daß die Erscheinungen in der Welt immer und überall natürlich hervorgegangen seien; mithin muß er Gründe anführen, warum er dieß leugne *). Die Gründe zur Erhärtung seiner verneinenden Behauptung könnten nun, wenn man die Sache überhaupt betrachtet, a priori oder a posteriori sein. Jene könnten wiederum entweder aus dem Begriff einer Offenbarung überhaupt (der, wie Fichte's Kritik aller Offenbarung in der Ableitung dieses Begriffs §. 4-7, vornehmlich S. 99 ff., nachzuweisen sucht, keineswegs aus der Erfahrung entlehnt und

*) Gewöhnlicher Weise haben die Dogmatiker sehr listig den Spieß umgedreht, und dem, der nur eine mittelbare Offenbarung annimmt, als dem negirenden Theile den Beweis der Unmöglichkeit einer unmittelbaren aufgebürdet. Freilich ist er der Verneinende, wenn alle Welt das Gegentheil bejahet. Aber es ist die Frage, ob und was nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge bejaht werden sollte? Man wird bei aufmerksamer Betrachtung dogmatischer Streitigkeiten bemerken, daß die Kirchenpolemik sich mehrmal dieses kleinen Fechterstreichs bediente, um gewisse ungegründete Ansprüche durchzusetzen; und fast scheint es, als hätte sie denselben aus der Maxime der Staatspolemik abstrahirt, Offensivkriege für defensive auszugeben. (Auch nach dem Grundsatze: Naturale praesumitur, donec probetur contrarium, muß die Annahme des Uebernatürlichen überall streng erwiesen werden, wenn sie allgemein gelten soll.)

durch sie gegeben, sondern a priori in der Vernunft zwar nicht nothwendig vorhanden, aber doch möglich ist) oder aus den Eigenschaften Gottes, wieferne dieselben a priori durch reine praktische sowohl als theoretische Vernunft bestimmbar sind, hergenommen werden.

In dem Begriff einer Offenbarung im allgemeinsten Sinne des Worts liegt weiter gar nichts, als die Bekanntmachung vorher unbekannter Dinge. Wiewohl nun der durch Vernunft geleitete Sprachgebrauch mit Recht diese allgemeine Bedeutung des Worts bloß auf die von der Gottheit herrührende Bekanntmachung religioser und moralischer Wahrheiten beschränkt hat: so ist doch durch diese Beschränkung noch gar nicht ausgemacht, wie die Bekanntmachung von der Gottheit herrühre, ob durch unmittelbare Wirksamkeit, oder durch mittelbare Veranstaltung. Wollte man aber schon in den Begriff einer Offenbarung die unmittelbare Wirksamkeit Gottes hineinlegen, so würde dieß entweder eine unverzeihliche petitio principii sein, oder, wenn man ja etwas zur Rechtfertigung anführen wollte, so könnte es nur folgender Kreisbeweis sein: »Die geoffenbarten Wahrheiten sind von Gott unmittelbar gewirkt, weil sie in keines Menschen Seele durch eigne Thätigkeit und den Zusammenhang der Dinge entstehen konnten; dieses erhellet aber daraus, daß sie inspirirt sind, weil dieß nicht geschehen sein würde, wenn sie Gott den Menschen hätte mittelbar mittheilen können.« Denn auf die Natur dieser Wahrheiten selbst dürfte man sich zum Beweise der Unmöglichkeit des natürlichen Ursprungs derselben darum nicht berufen, weil dieß ein Beweis a posteriori sein würde, hier aber die Rede davon ist, ob ein solcher Beweis a priori möglich sei.

Es bliebe also nur der zweite Fall übrig, daß man nämlich aus den Eigenschaften Gottes argumentirte. Nun wird es freilich niemand zu leugnen wagen, daß Gott durch unmittelbare Thätigkeit in den Zusammenhang der Dinge eingreifen, und übernatürliche Wirkungen in der Seele eines Menschen hervorbringen könne. Auch wird sich nie=

mand beigehen lassen, zu beweisen, daß es unmöglich einen Grund geben könne, wodurch Gott bestimmt werde, zu wollen, daß irgend eine Wahrnehmung, gemäß dem Begriff irgend einer dadurch zu gebenden Belehrung, als Zweckes derselben, durch seine unmittelbare Thätigkeit in einem menschlichen Gemüth entstehe. Aber aus der bloßen Möglichkeit lässt sich ja nichts für die Wirklichkeit folgern, und daß wirklich ein solcher Grund, ein Begriff von einer gewissen empirisch bestimmten Offenbarung nebst dem Entschlusse, etwas ihm Entsprechendes in der Außenwelt darzustellen, in Gott vorhanden sei, wird ebenfalls kein Mensch aus bloßen Begriffen von den göttlichen Eigenschaften herausvernünfteln können. Er müsste also einen solchen Grund in irgend einer Thatsache der äußern oder innern Erfahrung aufsuchen, mithin wieder seine Zuflucht zu Beweisen a posteriori nehmen.

Was nun diese Art von Beweisen betrifft, so lässt sich schon aus Gründen a priori ersehen, daß auf diesem Wege die Frage, ob Gott etwas in der Sinnenwelt Gegebnes unmittelbar oder mittelbar gewirkt habe, eben so wenig entschieden werden könne, als auf dem vorigen. Um aber hier nicht zu viel im Allgemeinen zu spekuliren, so wollen wir lieber gleich nach einem erschöpfenden Eintheilungsgrunde die einzelen Fälle aufsuchen und prüfen, die sich etwa als so viele Möglichkeiten denken ließen, um bei einer gegebnen Offenbarung auf die unmittelbare Thätigkeit Gottes als Urhebers derselben zu schließen. Man könnte also entweder 1) aus der Natur und Beschaffenheit der geoffenbarten Wahrheiten selbst, oder 2) aus der Art und Weise, wie die, welche sie zuerst lehrten, darauf kamen, beweisen wollen, Gott sei der unmittelbare Urheber derselben. Dieß würden innere und objektive Gründe a posteriori für den unmittelbar-göttlichen Ursprung der Offenbarung, theils ihrer Materie (dem Inhalte) theils der Form (der Entstehungsart) nach sein. Man könnte aber auch einen solchen Ursprung entweder 3) durch fremde, oder 4) durch eigne Erfahrung bewo-

gen, annehmen. Dieß würden äußere, aber subjektive Gründe sein, wieferne man entweder dem Zeugnisse der ersten menschlichen Urheber einer Offenbarung, oder dem Zeugnisse seines eignen Herzens glaubte, es sei dieselbe unmittelbar von Gott gewirkt worden.

Aus der Natur und Beschaffenheit der geoffenbarten Wahrheiten kann die unmittelbare Eingebung unmöglich geschlossen werden, sie mögen noch so erhaben, wunder- oder geheimnissvoll sein, weil die Geschichte des menschlichen Geistes unwidersprechlich lehrt, daß in unser Bewußtsein Vorstellungen fallen können, so seltsam, so unerwartet und unbegreiflich, daß wir selbst darüber in Verwunderung gerathen, ohne uns gleichwohl deshalb für berechtigt zu halten, einen übernatürlichen Ursprung derselben anzunehmen.

Eben so lässt sich auch aus der Entstehungsart einer Vorstellung im Gemüthe eines Menschen kein sicherer Schluß auf die Ursache, die sie hervorbrachte, machen, weil die Bildung und Entwickelung der Vorstellungen eines denkenden Wesens eine geheime Geschichte ist, die nur dem allwissenden Herzenskündiger durchaus, uns aber bloß nach einzelen Thatsachen bekannt ist, deren wahre Ursachen und Triebfedern wir oft nur durch Vermuthung aufspüren können. Am allerwenigsten lässt sich im vorliegenden Falle auf diese Art etwas ausmachen, theils, weil wir die ganze Lebensgeschichte der Offenbarungslehrer, z. B. Jesu und der Apostel, weder als Augenzeugen beobachtet, noch in vollständigen Nachrichten von Andern überliefert haben; theils aber darum, weil, wenn uns auch jene auf's genaueste bekannt wäre, wir daraus, daß wir nicht einsähen, wie diese Männer zu gewissen Vorstellungen und Einsichten im Zusamenhange mit vorhergegangenen Ideenreihen und nach ganz natürlichen Gesetzen der Gedankenentwickelung gelangen konnten, ohne einen gewaltigen Sprung nicht auf unmittelbare göttliche Eingebung schließen dürften.

In Ansehung des vierten Falles, nämlich des Zeugnisses unsers eignen Herzens, ließe sich wieder eine doppelte

Möglichkeit denken. Entweder könnte die dadurch hervorgebrachte Ueberzeugung vom unmittelbar-göttlichen Ursprunge der Offenbarung aus dem beseligenden Einflusse der Offenbarungslehren selbst auf unser Herz, oder aus einer neuen mittheilenden Einwirkung Gottes, einer übernatürlichen Erleuchtung entstehen. Wie sehr aber bei religiosen Empfindungen, Gefühlen und Rührungen, wenn man daraus auf solche Ursachen schließen wollte, alles auf Selbtäuschung und zuletzt auf Schwärmerei hinauslaufen würde, haben Andre längst mit so einleuchtenden Gründen dargethan *), und Sie selbst sind davon so sehr überzeugt, daß Sie mich gern der Mühe überheben werden, noch ein Wort darüber zu verlieren.

Es bleibt also, um die unmittelbare Eingebung darzuthun, weiter nichts übrig, als das Zeugniß der Inspirirten selbst. Dieß ist denn auch der einzige Beweis, der noch von denkenden Männern für jene Behauptung angeführt zu werden pflegt und, weil er in der That von einigem Gewichte zu sein scheint, einer ausführlichern Beurtheilung bedarf. »Jene heiligen Männer,« könnte man sagen, »lehrten »die heilsamsten Wahrheiten, waren folglich in Dingen, welche »die Religion betreffen, aufgeklärt genug, um keine Schwär»mer zu sein; sie waren zugleich, soweit wir aus dem, was »wir von ihnen wissen, auf ihren innern Charakter schließen »können, zu ehrliche Leute, als daß sie in irgend einer Sa»che, wäre sie auch ihrem Hauptzwecke, für den sie Ehre und »Leben aufopferten, noch so förderlich gewesen, Betrüger »hätten sein sollen. Wer wollt' es ihnen also nicht auf's »Wort glauben, wenn sie gestehen und behaupten, nicht »sie selbst, sondern die Gottheit in ihnen sei Urheber der »Lehren, welche sie vortrügen?« — Hier könnte man nun für's erste einwenden, ob sie denn damit sagten, daß die Gottheit gerade der unmittelbare Urheber davon sei?

*) Man vergleiche auch eine treffliche Stelle darüber in Kant's Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft. St. 3. Abth. I. Nr. 6. S. 155 und 156.

Indessen da es nicht glaublich ist, daß sie solche spekulative Unterschiede machten, so will ich gern zugeben, daß sie eine unmittelbare Einwirkung der Gottheit auf sich glaubten; behaupte aber gleichwohl, daß wir, bei aller ihrer sonstigen Ehrlichkeit, die fern von jedem vorsätzlichen Betruge war, und bei aller ihrer sonstigen Einsicht, die jedoch nicht über alle Unvollkommenheiten und Irrthümer erhaben war, noch weniger sich auf die Naturgesetze äußerer oder innerer Erscheinungen erstreckte, keinesweges verbunden seien, ihren Glauben in dieser Sache zu dem unsrigen zu machen. Die Gründe dieser Behauptung sind im Folgenden enthalten.

Niemand kann die Ursache einer Wirkung, eines geschehenen Eindrucks, eines in ihm gegenwärtigen Zustandes unmittelbar empfinden oder wahrnehmen. Nur so viel lehrt ihn sein eignes Bewusstsein, daß etwas in ihm vorgehe, daß er gewisse Vorstellungen oder Empfindungen habe, daß etwas gewirkt sei. Wodurch es aber gewirkt sei, ist dann noch zweifelhafter, wann die angebliche Ursache eine außer uns vorhandene übersinnliche sein soll. Daß sich also diejenigen, durch welche sich uns die Gottheit geoffenbart hat, oft in einem außerordentlichen Zustande befanden, den sie für göttliche Einwirkung hielten, kann und muß man ihnen auf ihr Wort glauben, weil sich nach Maßgabe der übrigen Umstände nicht einsehen lässt, warum sie dieß aus Betrügerei hätten vorgeben sollen. Ob aber dieser Zustand, diese lebhaften Vorstellungen und Bilder, diese Ekstasen, diese Träume, diese Erscheinungen Folgen einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung auf ihre Sinneswerkzeuge und ihr Gemüth, oder ein bloßes Ergebniß ihrer natürlichen Gemüthsbeschaffenheit, ihrer besondern Empfindungsart, ihrer lebhaften Einbildungskraft und des Einflusses äußerlicher Umstände waren, unter denen sie sich befanden — dieß konnten sie doch nicht zugleich mit empfinden oder wahrnehmen; wenigstens wäre, wenn das der Fall gewesen sein sollte, zu einer solchen Empfindung oder Wahrnehmung, die sie auch über die Ursache der vorhergehenden belehrt hätte, eine neue göttliche Einwir-

kung nöthig gewesen *). Wir müssten also zwei Arten derselben annehmen; die eine, durch welche in dem vorstellenden Subjekte gewisse Vorstellungen oder Gedanken bewirkt; und die andre, durch welche es überzeugt wurde, diese Vorstellungen und Gedanken seien das Erzeugniß einer göttlichen Einwirkung. Diese Ueberzeugung könnte aber nicht anders, als durch eine neue Vorstellung erzeugt werden; folglich bedürft' es wieder einer neuen Einwirkung, daß auch diese Vorstellung von jener Beschaffenheit sei; und sofort in's Unendliche. Wie leicht aber eine solche ehrliche Selbtäuschung (eine sogenannte fallacia causae non causae, ut causae) möglich sei, davon kann Sie das Beispiel solcher (zum Theile sehr rechtschaffener und in andern Dingen verständiger) Menschen überzeugen, die noch bis auf den heutigen Tag den unmittelbaren Einfluß göttlicher Gnadenwirkungen auf ihr Gemüth empfinden wollen, und sich ihre Einbildung bei der Lebhaftigkeit ihrer religiosen Gefühle nie werden ausreden lassen, was auch ein Spalding dagegen sagen möge. Ein solcher Fehlschluß konnte aber in der alten Welt und bei ungebildeten Gemüthern um so eher stattfinden, je größer der Mangel psychologischer Kenntnisse, und je gewöhnlicher es daher war, vorzügliche Geistesgaben und lebhafte Empfindungen dem Einflusse höherer Wesen zuzuschreiben. Künstler und Dichter, Sibyllen und Kassandren gaben übernatürliche Begeistrung vor. Wir verwerfen ihr Vorgeben, und das mit Recht, weil weder ihre Werke das Maß menschlicher Schöpfungskraft überschreiten, noch ihre Aussprüche das Gepräge der Gottheit tragen.

---

*) Man vergl. Fichte's Krit. aller Offenb. S. 91—95, wo mit der größten Bündigkeit gezeigt ist, daß, da die Ursache einer Erscheinung, durch welche sich Gott offenbaren wollte, nicht wahrgenommen, sondern nur geschlossen werden könne, man weder in der Reihe der wirkenden, noch in der Reihe der Endursachen, und überhaupt weder a priori noch a posteriori zu einem Schlusse berechtigt sei, welcher uns die Gottheit als unmittelbaren Urheber jener Erscheinung erkennen ließe. Auch §. 9. von der physischen Möglichkeit einer Offenbarung kann hier verglichen werden.

Wollen wir aber darum annehmen, daß sie insgesammt Betrüger waren, und nur, um sich in Ansehen zu setzen oder Gewinn daraus zu ziehen, sich für inspirirt ausgaben? Bei Vielen mochte dieß wohl der Fall sein, aber gewiß nicht bei Allen *). Daß durch diese Vergleichung die Propheten und Apostel keineswegs zu Betrügern oder betrognen Schwärmern herabgewürdigt werden, hat Gabler in seiner Einleitung zur Eichhorn'schen Urgeschichte meines Erachtens sehr bündig erwiesen **). Wir sind vielmehr verpflichtet, diese Männer jenen vorgeblich Inspirirten weit vorzuziehn, weil ihre Aussprüche ungemein viel Gutes und Vortrefliches über viele zu ihren Zeiten so sehr und so allgemein verkannte Wahrheiten enthalten, und für die damalige Lage der Welt die höchste Brauchbarkeit hatten. Da man nun, wie selbst Jerusalem in der zweiten Betrachtung des zweiten Theils seines Werks über die vornehmsten Wahrheiten der Religion (S. 110, wo von Erfindung der

*) Wenn z. B. Telemach in Homer's Odyssee (1, 347—49.) seiner Mutter, die dem Phemios verbot, einen für sie zu traurigen Gesang anzustimmen, dieses aus dem Grunde verweiset, weil nicht die Sänger Ursache ihrer jedesmaligen Dichtungen seien, sondern ihnen Zeus, was ihm selbst beliebe, eingebe: so ist diese Aeußerung des alten Dichters gewiß keine bloße poetische Floskel, sondern ein Dogma seiner Zeit, an das er ohne Zweifel selbst glaubte, wenn hohe Begeistrung seine Seele in des Olympos Götterpaläste oder des Hades Schattengefilde, in das Getümmel der Schlacht oder das Gewühl der übermüthigen Freier führte. Seine Anrufungen an die Muse sind daher gewiß ernstlich gemeint, ob sie gleich bei spätern Dichtern bloß kalte Nachahmungen waren. Merkwürdig ist auch in Hinsicht auf den vorliegenden Fall die bekannte Stelle Philo's, wo er behauptet, seine Seele werde öfters von Gott ergriffen, pflege dann von Dingen zu reden, die ihr sonst unbekannt waren, so daß er nun selbst den verborgnen Sinn der Schrift zu entdecken vermöge. Er glaubte also, auch beim Auslegen der Schrift inspirirt zu werden; und er wollte gewiß nicht täuschen, wenn er dieß sagte.

**) Th. 1. S. 85—95, womit auch verglichen werden kann Th. 2. Bd. 1. S. 51—73 und Bd. 2. S. 242 ff. die Anmerk. x.

Sprache die Rede ist) eingesteht — ob er gleich in der vorhergehenden Betrachtung (S. 69 ff.) auch eine unmittelbare Offenbarung anzunehmen scheint — billigerweise nur da erst eine unmittelbare Hülfe des Schöpfers annehmen kann, wo die natürlichen Kräfte zur Erreichung des gesetzten Endzwecks nicht hinreichen; Niemand aber zu zeigen im Stande ist, daß irgend etwas von Gott nicht mittelbar gewirkt werden konnte: so folgt sehr natürlich, daß wir, wenn wir nicht ohne hinlängliche Gründe Behauptungen im Felde des Uebersinnlichen wagen wollen, nur eine mittelbare Offenbarung anzunehmen berechtigt sind.

Meine Meinung wäre demnach diese: Es lässt sich zwar nicht völlig begreiflich machen, wie in den Männern, durch welche sich Gott offenbarte, diese oder jene bestimmte Vorstellung entstanden sei. Allein da sich auch nicht erweisen lässt, daß dieß auf eine übernatürliche Art zuging: so kann man, ohne der Wahrheit des göttlichen Worts, als welche auf sich selbst beruht, zu nahe zu treten, annehmen, daß sich jene Vorstellungen bei den Werkzeugen der göttlichen Belehrungen nach Maßgabe ihrer eignen natürlichen Fähigkeiten, nach den Gesetzen, welche die menschliche Seele sonst bei ihren Thätigkeiten zu befolgen pflegt, und vermöge des Zusammenflusses äußerlicher Umstände von selbst nach und nach entwickelten; und dieß um so mehr, da Gott nach seiner Macht die Einrichtung der Gemüthsbeschaffenheit jener Männer und des Zusammenhangs der Dinge völlig in seiner Gewalt hatte, und nach seiner Weisheit beide so harmonisch zusammenstimmen konnte, daß gerade diese und keine andre Vorstellungen seinen Absichten gemäß, obgleich der Selbthätigkeit des menschlichen Geistes unbeschadet, daraus hervorgingen. Die Aussprüche jener Männer sind daher, was den Inhalt betrifft, auf den doch eigentlich alles ankommt, eben sowohl für göttlich zu halten, als wenn die Sprecher, wie sie selbst aus Unbekanntschaft mit der Entstehungsart mancher von ihren auf Religion und Moralität sich beziehenden Vorstellungen glaubten, unter dem unmittelbaren Einflusse

der Gottheit gestanden hätten. Nur läſſt es sich nun leicht begreifen und einsehen, daß ihre Einsichten nicht das Non plus ultra alles Wissens und Glaubens in moralischen und religiosen Dingen sein konnten, daß dieselben noch mit manchen Mängeln und Irrthümern vermischt sein muſſten. Denn ihre natürlichen Fähigkeiten blieben dieselben; es wurde nichts unmittelbar in ihnen hervorgebracht; sondern alle die bessern Einsichten, die sie ihren Zeitgenossen mittheilten, entwickelten sich bei ihnen so, wie bei andern Menschen, und muſſten daher der Lage der jedesmaligen Umstände, und der Summe moralischer und religioser Weisheit, die bei dieser Lage möglich war, gemäß sein. Es konnte daher nicht fehlen, daß noch manche Unvollkommenheit dabei stattfand; so wie dieß von aller menschlichen Erkenntniß nicht trennbar ist. Unsre Pflicht ist es aber, ihre Einsichten zu benutzen, und mit Hülfe derselben immer weiter zu gehen *).

*) Man vergl. das neue (vorgeblich Semler- und Teller'sche) Lehrgebäude der Religion, welches Jacobi (Zelle 1773) bekannt machte, und das in der Allg. D. Bibl. Bd. 25. S. 77. kurz dargestellt ist. Auf gleiche Weise urtheilt Döderlein über Inspirazion: »Ceterum observare liceat« (sagt er in der *institut. theolog. Christ.* §. 30. S. 88 der neuesten Ausgabe) »plurima, »quae quis a scriptore sacro, ingenuo ac fide digno verita- »tis interprete, *juste ac caute* requisiverit, *propriis eorum* »*viribus*, paratis ad negotium tam grave tamque arduum, per »*numinis providentiam rerumque usum* facile potuisse prae- »stari. — Numinis cura evenit, ut his viris in hoc negotio *oc-* »*casiones* et *adminicula* praesto essent, quorum usu mirifice »adjuvarentur ad detegendam veritatem, ad decutiendum vete- »ris erroris et superstitionis jugum, ad enucleandam luculen- »tius doctrinam, ad excogitandum id, quod aptum, utile, futu- »ris quoque ecclesiis acceptum foret.« Morus in der *epit. theol. christ.* Prol. sect. 4. §. 27. und Griesbach in seinen in den Jahren 1784 — 88 herausgegebnen *Strict. in locum de theopneustia librr. sacrr.* geben ebenfalls lehrreiche Winke und treffende Erläuterungen über diesen wichtigen Gegenstand. Kritisch ist er außer dem Verfasser der Offenbarungskritik (Fichte) auch von Schmid im Versuch einer Moralphilosophie, §. 50. S. 97—109, behandelt worden.

Siebenter Brief.

Es reuet mich nicht, lieber Freund, daß ich Ihnen selbst die Waffen zur Bekämpfung der im vorigen Briefe aufgestellten Theorie über Inspirazion und Offenbarung in die Hände gegeben habe. Da es mir nicht darum zu thun ist, meine Meinung zu verfechten, sondern mit Ihnen gemeinschaftlich Wahrheit zu suchen, und eine feste Ueberzeugung auf Gründe zu bauen, so ist mir jede Auffoderung zur Prüfung dieser Gründe willkommen. Es war mir daher sehr lieb, daß Sie mich auf die aus Jerusalem's Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion angeführte Stelle über Offenbarung von neuem aufmerksam machten, und mich durch die Erklärung, sie scheine Ihnen alle Anstöße und Einwendungen gegen eine unmittelbare Offenbarung aus dem Wege zu räumen, zu einer genauern Erwägung derselben nöthigten. Das Resultat dieser Untersuchung werd' ich Ihnen im gegenwärtigen Briefe vorlegen, und dann noch etwas über Wunder und Weißagungen hinzufügen, weil Sie sich wundern, daß ich kein Wort davon im vorigen Briefe gesagt hätte, da doch diese beiden Dinge mit der neuern Theorie über Offenbarung in einem fühlbaren Widerspruche ständen, und dagegen die alte Vorstellungsart sehr begünstigten, indem dadurch gleichsam Gott seine Gesandten als in seinem Namen redend und unter seinem Einflusse stehend angekündigt habe. Sie werden aus dem, was ich über den ersten sowohl als den andern Punkt zu sagen habe, leicht selbst ermessen können, ob Sie mich mit Recht der in wissenschaftlichen Streitigkeiten zwar nicht seltenen, aber gewiß nicht ehrenvollen Kriegslist, furchtbaren Feinden lieber gar auszuweichen, als sich mit ihnen auf Gefahr des Besiegtwerdens einzulassen, beschuldigt haben.

Was also zuerst Jerusalem's Gedanken über Offenbarung betrifft, so wird es nöthig sein, uns dieselben mit der möglichsten Deutlichkeit und Bestimmtheit vorzustellen,

und sie von allem jenen Schmuck und Reichthum in der Darstellung zu entkleiden, der zuweilen die Augen des Lesers mehr blendet, als mit einem sanften wohlthätigen Lichte erhellet. Jerusalem setzt dem Einwurfe der Gegner einer unmittelbaren Offenbarung, daß es gegen die Würde und Bestimmung der Vernunft sei, bei ihren Fortschritten in der Erkenntniß von Gott auf eine außerordentliche Weise unterstützt zu werden, die Bemerkung entgegen, daß die größten, wichtigsten und heilsamsten Entdeckungen in der Physik, Arzneikunde, Astronomie u. s. w. nicht durch eigne Anstrengung und absichtliche Richtung der Vernunft auf diese Gegenstände gemacht worden, sondern aus ganz unerwarteten, zufälligen Veranlassungen, deren Möglichkeit die Vernunft vorher nicht einmal denken konnte, sich gleichsam von selbst ergeben hätten. Die Vernunft habe also jene allgemeinen Wahrheiten und Kenntnisse nicht selbst erfunden, sondern bloß, wie sie sich ihr darboten, mit Aufmerksamkeit bemerkt, deren Wahrheit und Nutzbarkeit eingesehn, ihnen nachgedacht, sie mit andern verglichen und verbunden, neue Folgen daraus hergeleitet, mit einem Worte — sie nur weiter entwickelt und angewandt. So, meint er, sei Gott auch der Vernunft in der Entdeckung der wichtigsten, nämlich der religiosen und moralischen, Wahrheiten zu Hülfe gekommen, und leitet daraus folgende Erklärung der Offenbarung ab: Sie sei überhaupt eine von Gott in einem Menschen veranlasste und erweckte oder ihm mitgetheilte Erkenntniß solcher Wahrheiten, auf welche der Mensch durch seine eigne Kraft, entweder gar nicht, oder eben nicht zu der Zeit gekommen wäre, oder die er in dem Grade von Lichte nicht erhalten hätte.

Hier bemerken Sie nun, daß, wenn die Meinung des würdigen Mannes diese wäre, daß der menschliche Geist auf diejenigen Wahrheiten, welche geoffenbart heißen, gerade auf die nämliche Art gekommen sei, als es bei Entdeckung aller übrigen Wahrheiten und Kenntnisse, welche zum Unterschiede von jenen natürliche genannt werden, herging, er mit seinen Gegnern gar keinen Streit haben

würde. Entweder also läuft jene Vergleichung auf eine bloß entfernte Aehnlichkeit hinaus, oder es müssten, wenn sie streng genommen werden soll, alle natürlichen Kenntnisse inspirirt sein, und die Erfindung des Schießpulvers, die Entdeckung des Uranus, die Verfertigung der Aerostaten wären lauter Offenbarungen Gottes. Welches von beiden Jerusalem's wahre Meinung gewesen sei, muß sich aus dessen weiterer Entwickelung jener Vergleichung ergeben, der wir daher Schritt vor Schritt bedächtig folgen wollen. Er legt nämlich seinen Gegnern folgenden Einwurf gegen die angebrachte Vergleichung in den Mund: Jene durch unerwartete Zufälle veranlassten Begriffe und Erkenntnisse wirke Gott nicht unmittelbar, sondern die Veranlassungen dazu lägen in dem einmal geordneten Laufe der Natur, wo sie sich der Vernunft von selbst darböten; eine Offenbarung hingegen sei unmittelbare Wirkung Gottes, ein Wunder, wodurch der von ihm selbst geordnete Naturlauf aufgehoben und unterbrochen werde; und dieß widerspreche seiner Weisheit und Macht, vermöge welcher er die natürlichen Fähigkeiten des Menschen und den natürlichen Lauf der Dinge so hätte einrichten können, daß wir auf die religiosen Einsichten, welche uns durch Offenbarung mitgetheilt werden sollten, nach und nach eben so geleitet worden wären, als auf jene natürlichen Erkenntnisse.

Hierauf erwiedert nun Jerusalem folgendes: 1) Man könne eben sowohl sagen, daß Gott an der Entdeckung der nicht religiosen und nicht geoffenbarten Wahrheiten unmittelbaren Antheil habe. Denn als Schöpfer und Regierer der Welt habe er a) die Reihe der Begebenheiten so veranstaltet, daß in derselben gewisse Veranlassungen zu gewissen neuen Entdeckungen lagen; b) eine gewisse Vernunft mit diesen Fähigkeiten, mit diesen Organen, mit diesem Grade von Empfindlichkeit und Scharfsinn geschaffen, dergleichen zur Wahrnehmung und Anwendung jener Veranlassungen erfoderlich war; und c) diese Vernunft mit jenen Begebenheiten so vereinigt, daß sie durch dieselben wirklich veranlasst

wurde, gewisse neue Wahrheiten zu finden, und daß diese Veranlassungen auch gerade in dem Zeitpunkte und an dem Orte zum Vorschein kamen, wo es die Weisheit Gottes zur Erleuchtung der Welt nach ihrer jedesmaligen Lage am zuträglichsten erkannte. Darum nennten wir nun diese Veranlassungen mit allen ihren Folgen natürlich, weil sie in dem Laufe der Natur so geordnet wären, daß sie eben von dem Menschen in eben dem Augenblicke bemerkt werden mussten, nicht weil in der Natur der Dinge der Grund lag, daß sie so und nicht anders erfolgten. Gott sei also hier nicht weniger wirksam, als bei der Offenbarung. — Hier scheint nun in der That Jerusalem, statt die Offenbarung zu den mittelbaren Wirkungen Gottes herab zu ziehen, lieber die natürlichen Erfindungen zu den unmittelbaren Thätigkeiten Gottes hinauf ziehen zu wollen; er begeht aber dabei, wie mich dünkt, eine kleine Sophisterei, indem er zwischen dem Laufe der Natur und der Natur der Dinge einen Unterschied annimmt, über dessen Grund und Beschaffenheit er weiter keine Rechenschaft giebt. Die Natur der Dinge (nämlich die erkennbare — denn von der Natur der Dinge an sich, und dem, was in ihr gegründet sei oder nicht, wissen wir nichts) ist doch insoferne mit dem Laufe der Natur ganz einerlei, wieferne dieser nur das Resultat von jener ist, und wieferne bei Erklärung einer Begebenheit, sie sei Erscheinung des äußern oder des innern Sinnes, danach gefragt wird, ob und wie sie in dem natürlichen, nach Zeit und Raum bestimmten, Zusammenhange der Ursachen und Wirkungen gegründet war. Wenn also Newton durch den Fall eines Apfels auf die erhabne Theorie der Bewegungsgesetze des Weltsystems, und Schwarz durch die zufällige Mischung gewisser Stoffe auf die Verfertigung des Schießpulvers geleitet wurde: so lag die Ursache davon einerseit in der Natur des Baums, der eine vertrocknete, faule oder reife Frucht fallen ließ, und jener Stoffe, die durch starkes Reiben eine Explosion von sich gaben, anderseit aber in der Natur jener Geister, die gerade diese Fä-

higkeiten, diese Gemüthsstimmungen, diesen Grad der Aufmerksamkeit u. s. w. hatten, um einen gewissen Umstand zum weitern Nachdenken zu benutzen; nicht aber in einer unmittelbaren Thätigkeit Gottes, die den Apfel vom Baume warf, oder das Herz des Mönches regierte, Salpeter, Schwefel und Kohlen in einen Mörsel zu thun und zu zerstoßen. Man kann also mit Recht sagen, daß alle natürlichen Entdeckungen in der Natur der Dinge ihren Grund hatten, wieferne die veranlassenden Begebenheiten oder Gegenstände und der beobachtende oder versuchende Menschengeist von solcher Beschaffenheit waren, daß jene Entdeckungen hervorgehen konnten. Vom Laufe der Natur hing es bloß ab, daß beide nach Zeit und Raum zusammengeordnet waren und auf einander wirken mussten. Inwieferne nun diese Einrichtung der Natur und des Laufs der Dinge von Gott als der intelligiblen Weltursache nach andern Gründen abgeleitet werden muß, kann man freilich auch sagen, Gott war hier wirksam; aber damit ist ja keine solche Wirksamkeit gemeint, viel weniger erwiesen, als bei der Offenbarung gewöhnlich vorausgesetzt wird, eine unmittelbare, ein Wunder in der strengen Bedeutung. Dort heißt es: Eine gewisse Seele nahm ein gewisses Ereigniß wahr; es entstand dadurch in ihr eine oder mehre Vorstellungen, auf eben die Art, wie bei allen andern Menschen zu allen Zeiten; aber die eigenthümliche so und so bestimmte Fähigkeit oder Wirksamkeit der Seele verfolgte und entwickelte nun das, was sie wahrgenommen hatte, indem sie nach den Ursachen spürte, und gewisse allgemeine Wahrheiten oder Regeln daraus ableitete; und so kam sie durch sich selbst, obwohl von außen veranlasst, und nach den Absichten des Welturhebers und Weltregierers, auf gewisse neue Entdeckungen im Reiche der Wahrheit. Hier aber soll die Gottheit selbst gewisse neue und außerordentliche Vorstellungen oder Bilder in der Seele des Begeisterten erweckt haben; sie soll also die unmittelbare nächste Ursache der geoffenbarten Wahrheiten gewesen sein.

2) sagt Jerusalem, die von Gott von Ewigkeit her

gewählte Ordnung der Dinge werde durch die Offenbarung, als Wunder betrachtet, nicht aufgehoben, weil Gott auch eine Offenbarung in diese Ordnung habe mit einflechten können, und in diesem Falle jenes Wunder selbst mit in den Lauf der Dinge gehören würde. — Hier kommt es lediglich darauf an, was Ordnung der Dinge, Lauf der Natur heißen soll? Meint man damit eine bloße, nicht in sich selbst bestimmte, Folge von Begebenheiten, wie etwa ein Verstand sich dieselbe willkürlich denken möchte, ohne auf die Form des Weltlaufs, d. h. auf die Art und Weise ihrer Entstehung zu sehen, so hat Jerusalem wohl Recht. Versteht man aber nach dem eigentlichen oder wissenschaftlichen Sprachgebrauche den bestimmten Zusammenhang der Dinge, d. h. die stetige Verknüpfung ihrer Veränderungen nach dem Gesetze der Ursachlichkeit und Gemeinschaft*) — wobei es zu einem andern Gebrauche der Vernunft immer erlaubt bleibt, sich die Gottheit als den obersten und letzten Grund dieser Anordnung zu denken — so wird die Ordnung und der Lauf der Natur durch unmittelbare Thätigkeiten Gottes offenbar zerstört und unterbrochen. Die Vernunft aber kann sich nie für berechtigt halten, ein solches Eingreifen des Schöpfers in die Naturordnung anzunehmen; vielmehr ist sie durch ihre eigne, von eben demselben Schöpfer abzuleitende Einrichtung gedrungen, die Erklärung aus und nach Naturgesetzen zur beständigen Maxime ihrer Beurtheilung zu machen, wenn sie gleich auf der andern Seite auch nicht im Stande ist, aus theoretischen Prinzipien die Unmöglichkeit unmittelbarer Einwirkungen der Gottheit zu erweisen.

---

*) Man vergl. die von Kant bereits im J. 1763 herausgegbene Schrift: Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstrazion des Daseins Gottes. Betr. 3. S. 73 ff., wo es sehr richtig heißt: »Es stehet etwas unter der Ordnung »der Natur, insoferne sein Dasein oder seine Veränderung in »den Kräften der Natur zureichend gegründet ist.«

Jerusalem setzt endlich 3) hinzu, wenn man behaupte, Gott habe als ein höchst mächtiges und weises Wesen die menschliche Vernunft so einrichten können, daß sie durch den Zusammenhang der Dinge von selbst auf die geoffenbarten Wahrheiten geführt worden wäre; wer also eine (unmittelbare) Offenbarung annehme, setze entweder voraus, Gott habe etwas Ueberflüssiges gethan und folglich unweise gehandelt, oder er müsse beweisen, daß Gott jenes nicht habe thun können: so sei zu bedenken, daß uns Gott in diesem Falle zu einer ganz andern Klasse von vernünftigen Wesen hätte erheben müssen; für uns als Menschen von dieser bestimmten Natur und Beschaffenheit sei eine Offenbarung allerdings nöthig gewesen, und sie setze eben so wenig einen Mangel der Allwissenheit und Allmacht Gottes voraus, als die Arzneikräfte und alle übrigen Mittel, wodurch Gott die aus höhern Absichten zugelassenen Mängel in der Natur ersetzt habe, einen solchen Mangel bewiesen. — Allein in Ansehung des ersten Theils dieser Gegenbemerkung scheinen zwei sehr verschiedne Dinge mit einander verwechselt zu sein, nämlich eine so vollkommne Vernunft, die gleich anfangs ohne allen Irrthum und Fehler die Wahrheit in der Religion erkennen konnte — eine solche konnte uns Gott, wenn wir diese bestimmte Stelle in der Weltwesenreihe einnehmen sollten, allerdings nicht geben — und eine Vernunft, die ungeachtet der Irrthümer und Fehler, in die sie nach und nach verfiel, dennoch bei einer weisen Veranstaltung innerer und äußerer Umstände durch ihre Selbthätigkeit sich emporarbeiten, auf den verlornen Weg der Wahrheit zurückkehren, oder, wenn sie ihn noch nie betreten hatte, denselben aufsuchen und immer weiter darauf fortwandeln konnte. Den Beweis, daß uns Gott eine solche Vernunft, ohne unser ganzes Wesen zu ändern, nicht geben konnte, dürfte wohl so leicht Niemand übernehmen wollen. In Ansehung der zuletzt angebrachten Vergleichung aber scheint zwischen den Arzneimitteln und einer (unmittelbaren) Offenbarung gar nicht par ratio zu sein. Unser Körper musste, wenn wir

solche Geschöpfe sein sollten, als wir sind, gewissen zerstörenden Uebeln unterworfen sein; aber die Macht, Weisheit und Güte Gottes hat die Natur so eingerichtet, daß sie gewisse Heilkräfte dagegen besitzt, und es so veranstaltet, daß uns diese nach und nach durch glückliche Zufälle angestellte Beobachtungen und Versuche bekannt wurden. So musste auch unser Geist, wenn wir die Klasse von Wesen sein sollten, die wir sind, allerhand Irrthümern und Fehlern unterworfen sein, von welchen er sich nur nach und nach losmachen konnte. Gott wollte uns nun hiebei gleichfalls zu Hülfe kommen. Es fragt sich also, auf welche Art? Wollen wir hier nichts ohne Grund annehmen, so müssen wir glauben, Gott als ein so mächtiges und weises Wesen habe wohl den Zusammenhang der Dinge, der unsre Mängel mit sich brachte, so einrichten können, daß derselbe, wie in allen übrigen Fällen, also auch in diesem zugleich die Hülfsmittel dagegen enthielt. Gott konnte demnach vermöge der Einrichtung dieses Zusammenhangs der Dinge gewisse Personen von besondern Geistesanlagen zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten auftreten lassen; er konnte sie in solche Umstände versetzen, sie solche Veränderungen treffen lassen, durch welche erweckt und veranlasst sie nach jenen Anlagen auf neue Vorstellungen geriethen, durch deren Mittheilung sie wieder bei Andern bessere Ansichten und Gesinnungen erweckten und veranlassten. Sie selbst und viele ihrer Zeitgenossen hielten jene Vorstellungen für Einwirkungen eines höhern Geistes; und vielleicht war selbst diese Annahme zur Beförderung der Absichten Gottes dienlich. Denn dadurch erhielt einerseit die Thätigkeit jener Männer bei Mittheilung der bessern Kenntnisse mehr Nachdruck und Kraft, so daß sie selbst zu großen Opfern bereit waren, wenn sie göttlichen Drang zu fühlen, göttliche Stimme zu vernehmen glaubten. Anderseit aber gab ihnen eben dieser Glaube bei ihren Zeitgenossen, die zum eignen Prüfen nicht immer Fähigkeit oder Lust genug hatten, mehr Ansehn und ihrer Lehre mehr extensive und intensive Wirksamkeit. Hiebei wird nun weder etwas Unsittliches, noch

etwas den göttlichen Eigenschaften, wie wir uns dieselben vorzustellen genöthigt sind, Widersprechendes vorausgesetzt. Vielmehr scheint es der, Geschöpfen von so eingeschränkten Einsicht nöthigen, Demuth und Bescheidenheit zuwider — obwohl man, wie Kant sehr treffend sagt, mehrentheils in der Behauptung der Wunder eine demüthigende, sich selbst entäußernde Denkungsart zu beweisen vorgiebt — wenn man behaupten wollte, Gott habe, als er durch seine Gesandten dem menschlichen Geschlechte bessere Kenntnisse mittheilen wollte, nothwendig zu übernatürlichen Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen und unmittelbar eingreifen müssen, weil es ihm nicht möglich gewesen, so etwas auf einem natürlichen Wege und mittelbar zu bewirken.

Sie sehen also, mein werthester Freund, aus dieser Beurtheilung der Gedanken Jerusalem's, daß, wenn es wirklich seine Absicht war, die Unmittelbarkeit der Offenbarung gegen alle Einwürfe der Gegner zu retten, die angeführten Gründe keineswegs zum Ziele treffen. Indessen muß ich Ihnen gestehn, daß ich zweifle, ob dieß seine wahre Meinung war. Vielmehr scheint mir das sonderbare Bestreben, auch bei Entdeckung solcher Wahrheiten, wo Niemand etwas Uebernatürliches vermuthet, einen unmittelbaren Antheil der Gottheit zu erweisen — wodurch denn doch die geoffenbarten Wahrheiten ihrer Entstehungsart nach mit jenen in eine Klasse gesetzt werden — und eine andre Stelle in seinen Betrachtungen *), wo er behauptet, man dürfe die eigne Kenntniß

*) Thl. 2. Bd. 2. Betr. 4. Abschn. 1. S. 351. Die Stelle lautet so: »Gott hatte diesen außerordentlichen Mann schon vor seiner »Geburt zu diesem großen Geschäft erwählet und zubereitet, so wie »er andre Menschen, die er zu außerordentlichen Werkzeugen sei»ner Fürsehung ausersehen hat, zu ihrer großen Bestimmung be»reitet. Er schafft ihre Seelen mit den dazu benöthigten großen »Anlagen, und läßt sie in solche Situazionen und Umstände kom»men, worin diese Fähigkeiten ihrer Bestimmung gemäß sich ent»wickeln und ausbilden können, damit zu der Zeit, die er nach »seiner Weisheit erwählet, seine Absicht durch sie erfüllt werde. »In unsern Augen wirken diese bloß als Menschen, in der That

und Klugheit des Moses bei den durch ihn gegebnen Gesetzen keineswegs ausschließen — mir scheint, sag' ich, alles dieß anzudeuten, daß Jerusalem eigentlich bloß eine mittelbare Offenbarung annahm, vielleicht aber entweder zu schüchtern war, seine Meinung ganz unverhohlen auszusprechen, oder nur die kühnen Ansprüche der Gegner, welche gar die Unmöglichkeit unmittelbarer Wirkungen Gottes, mithin auch einer solchen Offenbarung zu beweisen versuchten, in ihre Grenzen zurückweisen wollte. Dieser Gottesgelehrte, dessen echt religiose Gesinnung wohl noch nicht bezweifelt worden, möchte also eher für als wider uns sein; und es bedurfte sonach nicht der Kriegslist, ihm als einem Gegner auszuweichen.

Was nun aber die Wunder und Weißagungen betrifft, durch welche die Lehrer der Offenbarung als solche Männer charakterisirt sein sollen, die unter unmittelbarem göttlichen Einflusse standen: so werden Sie hoffentlich keine weitläufige Theorie über dieselben von mir erwarten, da schon einige wenige Bemerkungen hinreichen werden, zu zeigen, daß sie als Beweise einer unmittelbaren Offenbarung nicht zugelassen werden können.

Hume sagt in seiner Untersuchung über den menschlichen Verstand (Abschn. 10. Th. 2. S. 308 der Tennemann'schen Uebers.): »Alle Weißagungen sind in »der That wirkliche Wunder, und nur in dieser Eigenschaft »können sie als Beweise einer Offenbarung zugelassen wer»den.« Eben so theilt Leß in seiner Schrift über die Wahrheit der christlichen Religion (§. 36. S. 396) die Wunderwerke ein in Wunder der Kenntniß und Wunder der Macht, und versteht unter jenen die Weißagungen, unter diesen aber die wunderthätigen Handlungen oder die eigentlich sogenannten Wunder. Man könnte aber vielleicht mit eben so großem Rechte alle Wunder (sowohl die mira-

---

»aber sind sie Werkzeuge in seiner Hand, die mittelbar das aus»richten, was er durch sie auszuführen beschlossen hat.«

cula potentiae, als die miracula praescientiae) unter dem allgemeinen Titel der Weißagungen, d. h. unbegreiflicher Ankündigungen, zusammenfassen. Wunder und Weißagungen (im gewöhnlichen und strengen Sinne) sind nämlich beides Erfolge, die nicht von der Thätigkeit dessen, der sie ankündigt, abhangen sollen, sondern entweder von Gott selbst, oder dem sich nach und nach entwickelnden Laufe der Dinge ihre Wirklichkeit erhalten. Ereignet sich die angekündigte Begebenheit augenblicklich, so sieht man ihren Zusammenhang mit den vorhergehenden Umständen und Begebenheiten nicht ein, sei es nun, daß die Begebenheit selbst wundervoll ist, weil sie dem Laufe der Natur zu widerstreiten scheint, oder daß sie an sich ganz natürlich ist, und das Wunderbare nur darin liegt, wie sie auf eines Menschen Ankündigung, die auch als Befehl eingekleidet sein kann, augenblicklich erfolgte. War aber die Erfüllung der Ankündigung erst in der Ferne zu erwarten, so ist sie für die Zeitgenossen des Ankündigers eigentlich kein Wunder; denn diese wissen noch nicht, ob sich die angekündigte Begebenheit auch wirklich ereignen werde, ungeachtet sie sich darüber verwundern mögen, wie der Mann solche Dinge zu wissen vorgeben könne. Höchstens können sie ihm, wenn er bereits im Ansehen eines Propheten bei ihnen steht, auf's Wort glauben, sein Ausspruch werde in Erfüllung gehn. Bloß für die Nachkommen, die diese Erfüllung vor Augen sehn, und denen zugleich jener Ausspruch bekannt wurde, ist es ein Wunder, weil sie sich nicht begreiflich machen können, wie Jemand aus seinen Zeitumständen oder sonst auf irgend eine Weise zukünftige Begebenheiten vorherwissen konnte. In allen diesen Fällen nun ist die eigentliche Schwierigkeit nicht die, wie und wodurch die Begebenheit möglich war. Mögen sich die natürlichen Ursachen derselben nachweisen lassen (z. B. wenn ein mächtiges und blühendes Reich, dem lange vorher der Untergang angedrohet war, endlich wirklich unterging) oder nicht (z. B. wenn ein Kranker, dem die Gesundheit angekündigt wurde, augenblicklich genas): so besteht das Wundervolle immer nur darin,

daß man nicht begreift, wie der Ankündiger das wissen konnte. Denn was das Außerordentliche, Ungewöhnliche und Seltsame der Begebenheit selbst betrifft: so geschieht täglich so viel Sonderbares, und ist in der ganzen Natur so viel Unbegreifliches, daß ohne vorhergegangene Ankündigung kein verständiger Mensch auf die Dazwischenkunft eines höhern Wesens, sondern bloß auf seine Unwissenheit schließen würde. Woher nun bei dem scheinbaren Thäter des Wunders oder dem Weißager die so zuversichtliche Erwartung eines Erfolgs, daß er denselben ohne Bedenken öffentlich als gewiß, sei es im Augenblick oder in der Ferne, bevorstehend ankündigte? Anzunehmen, Gott habe jedesmal die Vorstellung eines Erfolgs und die Erwartung desselben in dem Ankündiger unmittelbar erregt, würde alle die Schwierigkeiten gegen sich haben, die jede unmittelbare Einwirkung der Gottheit gegen sich hat, wenn sie nicht überhaupt als bloß möglich, sondern in einem wirklichen Falle als Erscheinung in der Sinnenwelt erwiesen werden soll; und ich brauche hier nicht zu wiederholen, was ich bereits im vorigen Briefe darüber gesagt habe. Es bleibt also nichts übrig, als eine mittelbare Veranlassung anzunehmen, deren Wie und Wodurch uns freilich nicht immer einleuchten wird, deren Möglichkeit aber sich eben so wenig ableugnen lässt. Wenn nämlich Gott durch natürliche Ursachen in der Seele gewisser Menschen Vorstellungen, die ihnen selbst und Andern außerordentlich und übernatürlich in Ansehung ihrer Entstehung scheinen, erregen; und wenn er durch eben so natürliche Ursachen im Laufe der Dinge Begebenheiten veranstalten kann, die eben dieses Gepräge des Außerordentlichen und Uebernatürlichen an sich haben: so musst' er auch wohl zwischen gewissen Begebenheiten, als Veränderungen der Außenwelt — sie mögen gewöhnlich oder ungewöhnlich, nahe oder entfernt sein — und zwischen den Vorstellungen und Erwartungen gewisser Männer, als Veränderungen der Innenwelt oder des Gemüthszustandes — wenn er etwa die Absicht hatte, entweder einer jetzt lebenden Person Ansehn zu verschaffen, oder auf eine künftige

Person oder Begebenheit aufmerksam zu machen — eine solche Uebereinstimmung bewirken können, daß, wenn jemand seinen Vorstellungen und Erwartungen gemäß einen Erfolg entweder als augenblicklich oder erst in spätern Zeiten eintretend ankündigte, weder er noch die Nachwelt sich getäuscht fand. Es würde also zwischen dem Gemüthe eines solchen Mannes und der Außenwelt bloß, wenn ich so sagen darf, eine Art von prästabilirter Harmonie stattgefunden haben, vermöge welcher er mit zuversichtlicher Erwartung einen Erfolg ankündigte, und sie mit willigem Gehorsam denselben hervorbrachte. Beides aber geschahe durch die weiseste Veranstaltung Gottes nach ganz natürlichen Gesetzen, deren Grund und Zusammenhang mit den uns bekannten Naturgesetzen und Kräften wir freilich nicht durchaus begreifen können.

Bis hieher hab' ich von Wundern und Weißagungen immer unter der Voraussetzung gesprochen, daß den Begriffen, welche man sich davon macht, auch etwas Wirkliches entspreche, daß sie objektive Realität haben. Bevor man aber diese Voraussetzung als gültig anerkennen kann, müssen bei jedem Erfolge und Ausspruche, der sich als Wunder oder als Weißagung ankündigt, folgende drei Punkte mit der sorgfältigsten Genauigkeit in Erwägung gezogen werden: 1) Ob einem Erfolge oder Ausspruche der Name eines Wunders oder einer Weißagung nach dem Sinne der Nachrichten, die uns davon gegeben sind, wirklich zukomme oder nicht; indem oft Misverständniß der sinnlichen dichterischen Sprache, in welcher eine Begebenheit dargestellt ist, aus der Begebenheit selbst ein Wunder, oder aus der Darstellung eine Weißagung machte. 2) Ob die Erzählung eines wunderbaren Erfolgs, und die Nachricht, eine Weißagung schreibe sich von einem gewissen Manne und aus einem gewissen Zeitalter her, Glauben verdiene; indem nicht alle erzählte Wunder und angebliche Weißagungen faktisch als solche erwiesen sind, sondern allerlei Tradizionen oft natürliche Begebenheiten zu Wundern machten, und spät abgefasste Schriften für Werke früherer Männer ausgaben. 3) Wie viel an der Verwirklichung

oder Vorhersehung eines Erfolgs die eignen Einsichten und Fertigkeiten dessen, der ihn ankündigte, Antheil nehmen konnten; indem jemand durch natürliche Kräfte ein wunderbares Ereigniß bewirken, oder aus gewissen Umständen ein zukünftiges ahnen kann, ohne daß seine Zeitgenossen, und vielleicht auch alle nachfolgende Geschlechter, von jenen und von diesen hinlänglich unterrichtet sind. Diese drei Punkte, welche Leß im angeführten Werke (§. 23. S. 266. Anm. 245.) die hermeneutische, historische und philosophische Gewissheit eines Wunders nennt, und welche angezeigter Maßen auch bei jeder Weißagung in Untersuchung kommen, müssen völlig auf's Reine gebracht sein, ehe man aus Wundern und Weißagungen etwas erweisen kann. Und hier ist es denn eine merkwürdige Erscheinung, daß der Glaube an Wunder und Weißagungen immer mehr verschwindet, je tiefer die Philosophie in die Ursachen der Dinge und ihre Wirkungsgesetze im Physischen und Psychologischen eindringt, und je genauer historische Kritik und Hermeneutik die Urkunden untersuchen und betrachten, in welchen Nachrichten von Wundern und Weißagungen enthalten sind — eine Erscheinung, die jeden, dem es um gründliche Ueberzeugung zu thun ist, äußerst behutsam machen sollte, sich zum Beweise irgend eines Satzes auf Wunder und Weißagungen zu berufen, wenn man auch nicht im Stande sein sollte, alle außerordentliche Dinge und Begebenheiten, die in der Schrift enthalten sind, leicht und ungezwungen erklären und als ganz natürliche Erfolge darstellen zu können *) Denn es ist Maxime des vernünftigen

*) Es ist auch in der That eine misslìche Sache mit solchen Versuchen, Wundergeschichten durch Aufspürung der verborgnen Ursachen, die dabei wirksam waren, zu enträthseln und den möglichen Hergang der Sache gleichsam vor Augen zu legen. An den meisten vermisst man jenen Charakter der Leichtigkeit und Ungezwungenheit; und während man auf der einen Seite genöthigt ist, den Witz des Erfinders einer sinnreichen Hypothese zu bewundern, so muß man oft auf der andern den mühsamen Fleiß beklagen, der auf solche Grübeleien ohne wahren praktischen Nutzen verwandt

und bedächtigen Forschens nach Wahrheit, seine Ueberzeugungen nie auf äußere Umstände und Nebendinge zu gründen, die mit der Sache selbst, von welcher die Rede ist, in keinem unmittelbaren innern Zusammenhange stehn. Ein Gebäude, das auf solchem Grunde ruht, ist und bleibt ewig schwankend; es fodert einen großen Apparat von Materialien zur Errichtung, Ausflickung und Unterstützung, über dessen Herbeischaffung Zeit und Mühe verschwendet, und der praktische Gebrauch des Gebäudes zur sichern und bequemen Bewoh-

---

wurde. Man könnte von solchen Wundererklärungsversuchen eben das sagen, was dort Sokrates beim Plato über die Deutungen äußert, welche die Weisen seiner Zeit von den Fabeln der Mythologie machten, um sie als vernunftmäßig darzustellen. »Ich »betrachte,« sagt er, »dergleichen Erklärungen zwar als belustigend, aber übrigens als die Arbeit eines mühsamen und lastbaren, und dabei nicht sehr glücklichen Mannes, und nichts weiter. »Denn ist er mit dieser Erklärung zu Stande, so muß er nothwendig auch von der Gestalt der Hippozentauren, und dann wieder von der Gestalt der Chimära Rechenschaft geben. Dann »strömt ihm der ganze Trupp von Gorgonen und Pegasussen, und »andern sowohl Zahl als Vernunft überschreitenden Wunderthieren »entgegen; welche alle zu leugnen und mit arbeitseliger Spitzfindigkeit als allegorische Fabeln zu erklären, einen Mann von vieler Muße erfodern würde. Und diese Muße fehlt mir ganz. »Die Ursache davon ist diese: Ich kann, wie das delphische Orakel »befiehlt, mich selbst noch nicht kennen lernen; und es kommt mir »lächerlich vor, mich, da ich noch hierin unwissend bin, um etwas »fremdes zu bekümmern. Daher geb' ich diesen Dingen gute »Nacht, und bekümmere mich, dem obgesagten Befehle gehorsam, »nicht um sie, sondern um mich selbst, ob ich vielleicht ein Ungeheuer, das den Typhon an Arglist und Hochmuth übertrifft, oder »ein zahmeres und frömmeres Thier bin, dem die Natur das »göttliche Loos der Demuth beschieden.« Als ein philosophischer und wahrhaft pragmatischer Kommentar dieser vortrefflichen Stelle aus dem Phädrus des Plato (deren Verdeutschung nach Voß aus dessen Uebersetzung von Blakwell's Untersuchung über Homer's Leben und Schriften, S. 258, entlehnt ist)' verdient die allgemeine Anmerkung zum 2. St. von Kant's Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft, S. 107 ff., nachgelesen und beherzigt zu werden.

nung versäumt wird. Wir wollen uns daher mit der Ueberzeugung begnügen, daß Gott, um den Lehrern neuer Religionskenntnisse und besserer moralischer Grundsätze Ansehn und Aufmerksamkeit zu verschaffen, manches veranstalten konnte, das uns unbegreiflich ist, ohne aus dieser Unbegreiflichkeit auf eine unmittelbare Wirksamkeit der Gottheit in der Außenwelt und in den Seelen jener Männer schließen, und daraus gar eine absolute Vollkommenheit der durch sie bekannt gemachten und verbreiteten Lehre folgern zu wollen.

Achter Brief.

Ihr zweiter Einwurf, lieber Freund, ist oder klingt vielmehr weit fürchterlicher als der erste; er wird sich aber dennoch, hoff' ich, gleichfalls zu Ihrer Befriedigung heben lassen. Ist, sagen Sie, die christliche Religion, so wie sie in der Schrift geoffenbart ist, nicht die vollkommenste; enthalten die Urkunden, die wir als den Erkenntnissgrund derselben ansehen müssen, mancherlei Mängel und Unvollkommenheiten in Ansehung der theoretischen sowohl als praktischen Religionswahrheiten: dann lebe wohl Ruhe und Gewissheit unsrer Ueberzeugung, Festigkeit und Zuversicht unsrer Hoffnung, Standhaftigkeit und Muth im Kampfe der Tugend! Wo ist dann weiter eine zuverlässige Richtschnur unsers Verhaltens, eine lautere Quelle unsers Glaubens! Welche Streitigkeiten, welche Religionsfehden werden sich dann erheben! Wird nicht Jeder sich die Erlaubniß nehmen, nach Willkür an der Offenbarung zu ändern, und vorgeben, sie zu verbessern? Wird diese Vervollkommnungssucht nicht jeden unberufenen Phantasten anwandeln, der alles nur nach seinem Kopfe modeln will? Und soll die Vervollkommnung wohl in's Unendliche fortgehn, ohne daß es irgend einen festen

Punkt, auf welchem wir fußen, oder ein letztes Ziel gebe, auf welches wir hinarbeiten könnten? Was wird dann zuletzt aus der geoffenbarten Religion werden? Wird wohl eine einzige Wahrheit derselben unangetastet bleiben? Wird nicht — doch ich breche ab, Ihre fürchterlich bangen Ahnungen der schrecklichen Folgen, die mein Grundsatz haben soll, zu wiederholen; ich würde dadurch nur Ihre Phantasie von neuem mit Bildern erfüllen, die eine unparteiische Prüfung unmöglich machten. Lassen Sie uns daher die Sache ganz mit kaltem Blute überlegen, und uns nicht vor der Zeit durch selbst geschaffene Schreckbilder täuschen. Es werden sich, denk' ich, bei einem ruhigen Blicke des Geistes auf Vergangenheit und Gegenwart Aussichten in die Zukunft eröffnen, die alle Ihre Besorgnisse zu zerstreuen vermögend sind.

Vor allen Dingen wird es nöthig sein, Ihren Einwurf in eine bestimmte und deutliche Formel zu kleiden, oder, wie es die Schule ausdrückt, den statum controversiae gehörig anzugeben, um desto bestimmter und deutlicher darauf antworten zu können. Irre ich nicht, so läuft alles, was Sie in Ansehung der traurigen Folgen des Perfektibilitätsprinzips gesagt haben, darauf hinaus: »Es werden, wenn es zum allgemeinen »Glaubensartikel würde, die geoffenbarte Religion sei einer »immer größern Vervollkommnung fähig und bedürftig, un»endliche Streitigkeiten über dieselbe entstehen, bei de»nen es an sichern Entscheidungsgründen, und über»haupt an einem festen Fundamente der Religion »fehlen wird.«

Hier möchte ich Sie nun wohl vorerst fragen, ob es denn vom Ursprunge des Christenthums an bis auf unsre Zeiten herab jemal besser gewesen, als Sie es für die Zukunft aus meiner Voraussetzung ahnen? Hat man nicht bei allem Glauben an die absolute Vollkommenheit der Offenbarung unaufhörlich an derselben gekünstelt, gedreht und geändert? Hat nicht fast jedes Jahrhundert, seit dem Ursprunge des Christenthums, so viel Streitigkeiten über die christliche Religion aufzuweisen, als es Jahre zählt? Sie wissen ja

wohl, daß es von jeher gutmüthige Schwärmer gab, die ihre Hirngespinnste mit der Religion zu vereinigen suchten; schändliche Betrüger, die unter dem Deckmantel einer verfälschten Religion die niedrigsten Absichten verbargen; despotische Wüthriche, deren Herrschsucht die entweihten Lehren der Offenbarung begünstigen sollten; After-Philosophen, die mit pythagorischen Träumen, platonischem Geschwätze und aristotelischen Sophismen die Religion entstellten; heilige Väter, die aus frommer Einfalt jeden Unsinn glaubten, der die Miene der Heiligkeit hatte; kühne Zweifler endlich, die bald diese, bald jene, bald alle Lehren der Offenbarung überhaupt bestritten und verwarfen. Dadurch aber sind von jeher eine ungeheure Menge von Religionsstreitigkeiten entstanden; und was das Sonderbarste ist, diese Streitigkeiten waren immer dann am häufigsten und wüthendsten, wenn man die vermeinte absolute Vollkommenheit am reinsten zu besitzen oder für deren Erhaltung am sorgfältigsten zu wachen glaubte. Und so traten nach und nach im Christenthume, dessen Geist dem eigentlichen Sektengeiste so sehr zuwider ist, eine eben so ungeheure Menge von Sekten auf, deren jede meinte oder noch meint, das Kleinod der absoluten Vollkommenheit unversehrt zu besitzen. Ich glaube demnach, lieber Freund, meine Voraussetzung werde in dieser Rücksicht keine schädliche — vielleicht wohl gar heilsame und gute — Folgen haben; und um Ihnen dieß recht systematisch zu beweisen, so bitt' ich Sie folgende drei Punkte in Erwägung zu ziehen: 1) Streitigkeiten sind von einer positiven Religion, dergleichen jede geoffenbarte ist, weder trennbar, noch für sie schimpflich. 2) Die Voraussetzung ihrer absoluten Vollkommenheit aber facht jene Streitigkeiten weit mehr an, als die entgegengesetzte. 3) Ein fester Grund in der Religion bleibt auch bei Voraussetzung ihrer Perfektibilität immer stehn.

Man hat dem Christenthume immer, wiewohl mit Unrecht, einen Vorwurf daraus gemacht, daß es so viele und so bittere Streitigkeiten über die Religion veranlasst habe.

Einige haben sich, um diesen Vorwurf abzulehnen, auf den Ausspruch Christi berufen: »es müsse Aergerniß »kommen,« und, »er sei nicht gekommen, Frieden »zu senden, sondern das Schwert,« und dieß sei so zu verstehen: Es werde immer böse und schlechte Leute in der Welt geben, die allem Wahren und Guten widerstreben, und die Verehrer desselben anfeinden. Allein ich glaube, man thut dem Christenthume, indem man es auf diese Art in Schutz nimmt, so wenig als dem erhabnen Stifter desselben eine große Ehre an, und verkennt gerade das, was der christlichen Religion den höchsten Vorzug vor allen andern positiven Religionen giebt. Streitigkeiten an und für sich entehren nie eine Religion, und man könnte wohl sagen: Je vielfacher und je bedeutender die über eine gegebne Religion geführten Streitigkeiten waren, einen desto stärkern Beweis hat sie a posteriori von ihrer Vortrefflichkeit abgelegt. Denn je erhabnere und wichtigere Lehrsätze eine Religion enthält, je mehr Einfluß sie eben darum auf Herz und Leben, und auf die ganze Wohlfahrt des Menschen hat: desto mehr muß sie den Verstand zum Nachdenken reizen und wecken; desto verschiednere Urtheile über die Wahrheit und den Werth ihrer Lehren wird sie bei der großen Verschiedenheit menschlicher Fähigkeiten, Meinungen und Gesinnungen, die jeder zu dieser Religion mitbringt, veranlassen. Indessen liegt der Grund, warum gerade wegen der christlichen Religion so viel Streitigkeiten geführt worden, noch in andern theils zufälligen und äußern Umständen, deren Erörterung nicht hieher gehört, theils solchen, die in der Form des Christenthums als einer positiven Religion gegründet sind. Jede positive Religion beruht auf mündlicher oder schriftlicher Tradizion, meistens aber auf schriftlichen Urkunden, die entweder von den Stiftern selbst, oder von deren Schülern und Nachfolgern herrühren. Diese Schriften bedürfen aber einer Auslegung, welcher oft auch schwere kritische und historische Untersuchungen über Echtheit der Schriften, Richtigkeit des Textes, Glaubwürdigkeit der Schriftsteller u. s. w. vorausgehen müssen. Hier ist die erste

Quelle der Uneinigkeit. Die reine Vernunftreligion besteht in wenigen einfachen Lehrsätzen, deren Sinn und Bedeutung jedem menschlichen Herzen von selbst einleuchtet, wenn sie demselben nahe oder vielmehr in demselben zum Bewusstsein gebracht worden. Sie kann daher nur insoferne Streitigkeiten veranlassen, als man über die letzten einzig probehaltigen Gründe seiner Ueberzeugung noch nicht einig ist. Bei einer positiven Religion ist es gerade umgekehrt *). Bei ihr muß erst gefragt werden, was sie lehre, und wie die Worte, in welche sie ihre Lehren einkleidet, zu verstehen seien; denn was den Ueberzeugungsgrund von der Wahrheit dieser Lehren betrifft, so bringt es die Natur einer positiven Religionsform mit sich, denselben in sich selbst, d. h. in ihre eignen Aussprüche, als durch göttliche Wirksamkeit gegebne, zu setzen, und es übrigens (wenn sie liberal und echter Art ist) ihren Bekennern frei zu lassen, ob sie anderwärts Gründe dafür aufsuchen wollen. Die Vernunft hat also bei einer geoffenbarten Religion ein doppeltes Geschäft. Einmal sucht sie den Sinn der Offenbarung zu erforschen, d. h. auszumitteln, was diese lehre; sodann hat sie diese Lehren zn prüfen, d. h. zu fragen, ob sie wahr seien, und warum man daran glauben solle. Bei jenem Geschäfte ist Schriftgelehrsamkeit der einzig kompetente Richter, bei diesem die reine Vernunftreligion. Was mit dieser übereinstimmt, ist wahr und gut; was ihr widerspricht, falsch und verwerflich. Nun ist es sehr

---

*) Alles dieß (das Vorhergehende und Nachfolgende) soll nicht zur Herabwürdigung der geoffenbarten, und zur Erhebung der natürlichen Religion auf Unkosten jener gesagt sein. Das Wesen von beiden bringt es so mit sich; dieses zu ändern, steht nicht in meiner Gewalt. Suum cuique. Kunstmäßig das Obige ausgedrückt, würde es so lauten: Das ὅτι der natürlichen Religion ist allgemein klar und allgemein geltend: das διότι liegt im Dunkeln und soll erst allgemein gültig beantwortet werden. Bei der Offenbarung ist das διότι klar, und für alle, die sie annehmen, geltend — Gott hat's gesagt — so spricht der Herr — das ist der Wille des, der mich gesandt hat; aber über das ὅτι giebt es verschiedne Meinungen.

begreiflich, daß in der Natur der Sprache einer heiligen Urkunde, in der Art ihrer Verbreitung und Fortpflanzung, in der Unwissenheit, den Vorurtheilen, Neigungen und Gesinnungen aller derer, welche sie lesen und brauchen, viel Ursachen enthalten sein können, welche eine Menge von Streitigkeiten bloß über den Sinn der Urkunde und das, was sie lehre, hervorbringen. Kommt nun noch hinzu, daß eine positive Religion darauf angelegt ist, den Forschungsgeist zu begünstigen und zum Nachdenken aufzufodern; die Vernunft aber, welche hiebei Führerin sein soll, mit sich selbst in Ansehung der Gründe ihrer eignen, von jener Urkunde unabhängigen Ueberzeugungen, noch nicht einig ist: so ist wiederum sehr begreiflich, daß Streitigkeiten aller Art in, mit und durch das Christenthum entstehen mussten, und daß viele derselben nie werden ganz beigelegt werden. Streitigkeiten an und für sich also haben gar nichts Entehrendes für eine Religion; nur die *Art, wie sie geführt werden*, kann entehren, aber nicht die Religion selbst, sondern die streitenden Parteien; denn von diesen hangt die Art und Weise des Streitens ab. Daß man also über die christliche Religion zuweilen oder sehr oft aus Eigendünkel oder Widersprechungssucht Streitigkeiten anfing, sie mit Hitze und Heftigkeit fortsetzte, und mit Bannflüchen, Feuer und Schwert entschied — das war allerdings eine traurige Erscheinung, und jeder Menschenfreund wird noch in spätern Zeiten das Elend und den Jammer beweinen, die dadurch über einen großen Theil des menschlichen Geschlechts gebracht worden. Das war aber lediglich Fehler der Menschen. Die Religion konnte für die polemischen Ungeheuer nichts, ob sie gleich, weil sie eine Denkreligion ist, polemische Köpfe hervorbringen musste, d. h. Männer, die nicht mit blindem Glauben an hergebrachten Meinungen hingen, sondern auf dem, vom Stifter der Religion vorgezeichneten, Wege immer fortwandelten; wobei sie denn freilich von manchen schwachen oder boshaften Vertheidigern des Alten links und rechts geneckt wurden, so wie auch sie wieder jene aus ihrer trägen Ruhe aufzustören und

mit sich fortzuziehen suchten. Aber diese Störung des kirchlichen Friedens ist immer besser, als diejenige Ruhe und Sicherheit, die ein Werk des blinden Glaubens ist; und Niemand wird darum Muhamed's Fahne dem Kreuze Christi vorziehen, weil jener seine Religion für so vortrefflich und unverbesserlich ausgab, daß er, um allen Streitigkeiten und Sektirereien vorzubeugen, jedem echten Muselmanne das Nachdenken über dieselbe zum Verbrechen machte; noch wird er dem Judenthume huldigen, weil es seine Verehrer durch die aufgelegte Last heiliger Gebräuche, Observanzen und Statuten so niederdrückte, daß sie wenig Muße, Lust und Kraft behielten, sich zu weiterem Nachdenken über moralische und religiose Gegenstände zu erheben. Und doch — so wenig ist es möglich, alle Köpfe durchaus in eine und dieselbe Form zu gießen — auch unter Jehovah's Dienern erhoben sich Sekten, und selbst der Islam konnte nicht von Spaltungen frei bleiben, hätte man sich auch nur über die wichtige Frage streiten sollen, ob der vielen Schwiegerväter Einer oder ob der Eidam das Schwert des großen Glaubenshelden unmittelbar nach seinem Tode führen müsste.

Aber, werden Sie sagen, wenn auch Streitigkeiten von einer positiven Religion nicht ganz trennbar, noch für sie entehrend wären: so ist doch Einigkeit des Glaubens darum keine Schimäre, sondern vielmehr ein Ideal, dem wir uns immer mehr nähern müssen, ob es gleich nie völlig erreicht werden mag. Denn der Zweck einer jeden vernünftigen Streitigkeit ist doch kein andrer, als die herbeizuführende Einigkeit. Auch hat sich wirklich in den neuern Zeiten die Anzahl religioser Streitigkeiten sehr vermindert, nachdem der Lehrbegriff von fremdartigen Zusätzen und willkürlichen Bestimmungen so ziemlich gereinigt worden. Aber die angebliche Perfektibilität der Religion, wodurch das Zusetzen und Umgestalten nicht nur für erlaubt, sondern sogar für nothwendig erklärt wird, muß eine unabsehbare Menge von Streitigkeiten unaufhörlich hervorbringen, und von neuem Verwirrung und Uneinigkeit in der theologischen Welt anrichten.

— Hier, lieber Freund, stimm' ich Ihnen in Ansehung des ersten Punktes völlig bei. Einigkeit des Glaubens, so gemisbraucht auf der einen, und so bespöttelt auf der andern Seite dieses Wort auch immer sein mag, ist dennoch ein heiliges Losungswort für alle wahre Freunde der Religion, ist das Ziel, worauf sie alle aus allen Kräften hinarbeiten müssen. Wehe der Menschheit, wenn sie ewig mit sich selbst wegen der heiligsten, wichtigsten, ihr unentbehrlichsten Wahrheiten im Kampfe liegen sollte! Wehe den engherzigen Philosophen, die mit skeptischer Unentschiedenheit oder indifferentistischer Kaltblütigkeit gelassen zusehen können, wenn Meinungen über das, was der Mensch zu thun, zu glauben und zu hoffen hat, die Gemüther trennen, und alle herzliche, brüderliche Vereinigung der großen Familie Gottes zu Einem Zwecke stören! Nein, lieber Freund, Einigkeit des Glaubens, des wahren Glaubens in dem, was Sittlichkeit und Religion betrifft, muß herbeigeführt werden, wenn der Menschheit geholfen werden soll; und Religionsstreitigkeiten sollen und müssen sich immer mehr vermindern. Es ist eben ihr Endzweck, daß sie nach und nach aufhören; sie sollen gleichsam durch sich selbst aufgezehrt werden. Wenn Sie daher bei irgend einem Kampfe dieser Art der Kämpfer immer mehr, den Streit immer hitziger, das Getümmel immer größer, die Staubwolken immer dichter werden sehen: so ist es ein sicheres Kennzeichen, daß die Parteien sich von dem Ziele, nach dem sie streben, immer weiter entfernen, oder daß sie gar kein Ziel sich vorgesteckt haben, sondern nur streiten, um zu streiten. Wenn aber auch ein Kampf dieser Art nach und nach aufhört, und die Parteien endlich auseinander gehn: so ist doch nicht allemal eine aufrichtige Vereinigung derselben die Ursache davon, sondern man ist nur des Kampfes für dießmal müde, oder schämt sich ihn länger fortzusetzen; wie man etwa bei politischen Streitigkeiten, die mit dem Degen in der Faust geführt werden, nachdem man sich eine Zeitlang fruchtlos herumgeschlagen hat, sich endlich nach Ruhe sehnt, um neue Kräfte, den (vorgeblich ewig) geschlossenen

Frieden bei der ersten günstigen Gelegenheit ohne Gefahr brechen zu können, wieder zu sammeln. So eine Art von Frieden scheint mir die von Ihnen gerühmte jetzige Ruhe unter den verschiednen Religionsparteien und unter den einzelen Gliedern derselben zu sein. Gereinigtere Religionsbegriffe und eine mildere Denkart mögen wohl einigen Antheil daran haben; aber es ist gewiß keine herzliche Einstimmung der Gemüther weder in ihren Ueberzeugungen, noch in ihren Gesinnungen. Es giebt noch eine Menge rüstiger Kämpfer, die, wenn nicht äußere Umstände sie zurückhielten, alle Augenblicke mit Freude und Muth einen neuen Kampf beginnen würden. Andre halten es dem guten Tone zuwider, oder finden es aus Liebe zur Gemächlichkeit nicht rathsam, oder gar aus Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt nicht der Mühe werth, über religiose Gegenstände ein Wort zu verlieren. Im Grunde aber ist man vielleicht jetzt darüber gerade am wenigsten einig.

Wenn Sie nun aber von der angenommenen Perfektibilität der geoffenbarten Religion eine Menge neuer Streitigkeiten, eine noch größere Uneinigkeit und Verwirrung befürchten: so muß ich Ihnen gestehn, daß ich das gerade Gegentheil glaube, und überzeugt bin, daß das Vorurtheil von der absoluten Vollkommenheit der christlichen Religion weit mehr Streitigkeiten erzeugt habe und nothwendig erzeugen müsse, als die Voraussetzung ihrer Perfektibilität. Denn erstlich bekommt durch jenes Vorurtheil schon jede, auch die geringste, nur unbedeutende Dinge betreffende Abweichung von den Aussprüchen der Schrift (z. B. in Anführungen und Erklärungen alttestamentlicher Stellen, in Anspielungen auf herrschende Vorstellungsarten u. s. w.) oder auch nur von den dafür gehaltenen Lehren des kirchlichen Systems eine ungemeine Wichtigkeit. Das absolut Vollkommenste ist ein in allen seinen Theilen fest verbundenes und genau bestimmtes Ganze. Wer sich an einem vergreift, vergreift sich an allen. Man wittert überall Gefahr von Seiten der Neuerer, misdeutet die unschuldigsten Ausdrücke derer, welche um irgend

einer Ursache willen verdächtig sind; und indem man die angeblich Irrenden bestreitet und auf den rechten Weg zurückzuführen sucht, bedient man sich selbst einiger zweideutigen Ausdrücke, die wieder von Andern aufgegriffen und zum Gegenstande eines neuen Kampfes gemacht werden. Die Kirchengeschichte ist voll von Erzählungen solcher Streitigkeiten, worunter die nestorianischen, monophysitischen und monotheletischen vielleicht das merkwürdigste Beispiel sind *).

Hiezu kommt noch ein andrer nicht minder wichtiger Umstand. Die meisten Menschen, welche sich als wirkliche oder angebliche Selbdenker mit Beurtheilung und Bearbeitung religioser Gegenstände befassen — sie mögen übrigens Laien oder Gelehrte, Philosophen oder Theologen, oder von was immer für einer Fakultät, Dignität und Qualität sein — die meisten, sag' ich, bringen schon ein gewisses System mit, es komme nun, woher es wolle, sei gebildet, wodurch es wolle, durch philosophische und theologische Kompendien, durch Katechismen, Gebetbücher, mystische und fanatische Schriften, oder durch was immer für äußere und innere Umstände. Nun lässt die große Feindin der Wahrheit, welche die Augen der Sterblichen so oft verblendet, die Eigenliebe, einen Jeden sein System (das sowohl ein nach Prinzipien

*) Unter diesen Streitigkeiten über bloße Ausdrücke, deren die Kirchengeschichte so viele erzählt, waren besonders die sehr häufig und heftig, welche über Kunstwörter und rezipirte Formeln geführt wurden. Man hat den Theologen wegen dieses Verfahrens sehr große Vorwürfe gemacht. Allein, wenn man es auch nicht gerazu billigen kann, so muß man es doch konsequent finden. Eine vollendete Theorie, dergleichen die in der Schrift enthaltene Religionslehre sein sollte, kann ohne genau bestimmte Kunstwörter und ein für allemal festgesetzte Formeln in ihrer Vollkommenheit nicht bestehn. Man muß also darüber halten, um nicht mit den Worten auch die Sachen zu verlieren; und wenn auch die einmal in Gang gebrachten nicht die schicklichsten und besten wären, so ist es, wenn nur ihre Bedeutung richtig bestimmt ist, immer besser, sie beizubehalten, um nicht durch neue Ausdrücke auch neue Begriffe unterzuschieben, und die ganze Theorie dadurch schwankend zu machen und zu verunstalten.

geordnetes Lehrgebäude, als ein Aggregat oder Chaos dunkler Begriffe, abergläubiger Meinungen und schwärmerischer Bilder sein kann) als das einzig wahre, als das vollkommenste erblicken. Die Religion soll aber auch nach der Voraussetzung die einzig wahre und absolut vollkommene sein. A ist gleich B, C ist auch gleich B; also muß natürlich auch A = C sein. Durch eine so konsequente Schlussfolge verleitet, hält Jeder sein System und das System der Bibel für eins und eben dasselbe, und so entsteht denn ein ganzes Heer von Streitigkeiten. Denn jedes System ist von dem andern, wär's auch nur in Nebendingen, oder, was oft für das Wichtigste gehalten wird, in Worten und Formeln, verschieden. Da ist denn die Lehre Jesu bald Platonismus, bald Pythagoreismus, bald ein synkretistisches Gemengsel von beiden. Bald herrscht der Bischof von Hippo, bald der Philosoph von Stagira, oder beide führen den Zepter gemeinschaftlich. Bald sind die Sentenzen des Lombard, bald die Summe des Thomas, bald König's Positivchen das Non plus ultra alles religiosen und — wiewohl dieß immer nur beiläufig mit untergesteckt ist — moralischen Wissens. Bald muß Des Cartes, bald Leibnitz und Wolf, und endlich auch Kant mit Jesus auf's genaueste übereinstimmen. Hier liegt eigentlich die Hauptquelle der meisten bisher geführten Religionsstreitigkeiten, das abgerechnet, was zufällige Umstände zur Vervielfältigung und Verlängerung derselben beitrugen. Immer setzte man voraus, die Lehre Jesu sei die absolut vollkommenste, und enthalte also schon alles, was die durch sie geleitete Vernunft in ihren spätern Untersuchungen über Religion und Moralität gefunden habe; nur sollt' es immer daran gefehlt haben, daß man sie bisher nicht völlig durchschauet, daß man den wahren Sinn, den fruchtbaren Inhalt der Schrift nicht gehörig aufgefasst hätte. Was war demnach natürlicher, als daß, so oft z. B. ein neues philosophisches System aufkam, diejenigen, welche ihm beipflichteten, es sogleich mit der Religion in Verbindung zu setzen, Andre hin-

gegen es als derselben gefährlich in Miskredit zu bringen suchten, und so zwischen den Freunden des neuen Systems und den Anhängern des alten heftige Kriege ausbrachen? — und zwar um so heftigere, weil der Eine nur dieses, der Andre nur jenes mit der Schrift übereinstimmend fand, und diese eine Art von Maßstab abgeben sollte, nach welchem man die Wahrheit oder Falschheit einer Meinung oder eines ganzen Lehrgebäudes unbedingt beurtheilen könnte. Daher die wechselseitigen Beschuldigungen, der Eine verderbe, der Andre verkenne die Lehre Jesu; der Eine rechne zu viel, der Andre zu wenig dazu. Wäre man hingegen ein für allemal in dem Grundsatz übereingekommen, die geoffenbarte Religion sei einer immer höhern Vollkommenheit fähig und bedürftig: so würde man den Eifer, in der Erkenntniß zu wachsen, nie verloren, weder das Alte, noch das Neue, darum weil es alt oder neu, verworfen oder gebilligt, sich nie über das Plus und Minus, wie die politischen Rechenmeister, entzweit, sondern einander freundschaftlich die Hände geboten haben. Jeder würde also, mit Dank gegen die allwaltende Fürsehung, zur Vervollkommnung der Religion die bessern Einsichten benutzt haben, welche die allmähliche Entwickelung des menschlichen Geistes nothwendig herbeiführen musste.

Wird es aber nicht, wenn die Schrift, indem ihrer Lehre die absolute Vollkommenheit abgesprochen wird, ihr richterliches und normatives Ansehn verliert, bei vorfallenden Streitigkeiten (die, so sehr man sich auch der Einigkeit des Glaubens nach und nach nähern möchte, doch nie ganz aufhören können) an sichern Gründen zur Entscheidung, wenigstens zur eignen Ueberzeugung und Beruhigung fehlen? Und wird nicht durch die fortschreitende Vervollkommnung nach und nach ein ganz andrer Grund gelegt werden, als der von Jesus und seinen Schülern gelegt ist? — Ich glaube nicht; und zwar aus folgenden Gründen.

Jede geoffenbarte Religion, mithin auch die christliche, besteht aus einer dreifachen Art von Sätzen. Einige sind a l l g e m e i n, und werden in derselben nur v o r a u s g e s e t z t,

nicht bewiesen, weil sie der Grund aller Religion überhaupt sind, und ohne dieselben Niemand eine göttliche Offenbarung vorgeben, den Menschen gar nichts im Namen der Gottheit zur Beförderung ihrer moralischen Bestimmung bekannt gemacht werden könnte. Sie begreifen leicht, daß ich hierunter folgende Wahrheiten verstehe: Es ist ein höchstes vernünftiges und freies Wesen, das von der Welt verschieden und Ursache derselben ist; wir sind auch solche Wesen, obwohl unter sinnlichen Schranken, und haben nach der physischen Auflösung des Körpers in Ansehung des bessern Theils unsers Ichs ein andres Leben zu erwarten, wo jenes höchste Wesen das hier so sehr gestörte Verhältniß zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit herstellen wird. Diese großen Wahrheiten, die man auch kurzweg mit den Worten: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit bezeichnen kann, mögen in einer Offenbarung noch so dunkel und unentwickelt enthalten, sie mögen in dem kindischen Alter der Menschenvernunft noch so sehr verkannt und entstellt, es mag ihnen in dem reifern Alter, wo die Vernunft nach festen Grundsätzen und durchgängig bestimmten Begriffen strebt, noch so sehr widersprochen worden sein: so werden sie doch immer und ewig unerschütterlich stehen bleiben; und die neuesten Untersuchungen über dieselben haben gelehrt, daß, wenn man sie auch bisher auf wenig haltbare Stützen gründete, sie dennoch keineswegs grundlos, sondern dem menschlichen Gemüthe um so tiefer eingeprägt sind, je weniger es dieselben bei den unabweislichen Foderungen seiner vernünftigen und sinnlichen Natur entbehren kann.

Außer jenen allgemeinen Wahrheiten enthält die christliche Offenbarung noch eine andre Art von Lehrsätzen, die auf Zeit und Ort einen genauen Bezug haben, und bloße Anwendungen der allgemeinen religiosen und moralischen Vernunftwahrheiten auf das örtliche und zeitliche Verhältniß und Bedürfniß derer sind, welchen die Offenbarung zuerst bekannt gemacht wurde. Diese Lehrsätze setzen also jene Wahrheiten voraus. Es wird dabei schon als ausgemacht angenommen, daß wir mo-

ralische, freie, für ein künftiges Leben bestimmte, von einem höhern Wesen nach unserm Dasein und Befinden abhängige Wesen sind. Welches nun diese besondern Lehrsätze seien, dieß werden Sie aus dem, was ich Ihnen über den Zweck Jesu bei seinen Belehrungen in einem der vorhergehenden Briefe geschrieben habe, gleichfalls leicht errathen können. Es sind nämlich eben die vier Hauptwahrheiten, welche Jesus den theoretischen sowohl als praktischen Irrthümern seiner Zeitgenossen entgegensetzte. Gott liebt die Menschen wie ein Vater seine Kinder; er liebt sie alle ohne Ausnahme; also müssen wir ihn wieder lieben, und alle Menschen, wie uns selbst. Diese Lehrsätze nun, so eine vortreffliche und zweckmäßige Grundlage sie für den Unterricht Jesu waren, können gleichwohl nicht die obersten und allgemeingültigen Prinzipien aller Religion und Moralität sein und bleiben. Nicht die obersten, weil Liebe gegen Gott und Menschen, die nach der Lehre Jesu der Grund unsrer ganzen moralischen und religiosen Gesinnung sein sollte, selbst wieder auf die Liebe Gottes gegen die Menschen gegründet war, und also die Ueberzeugung vom Dasein Gottes, als eines moralischen Wesens, das Welturheber und Weltregierer ist, voraussetzt, welche Ueberzeugung doch gleichfalls wieder durch ein höheres, sowohl seinem Dasein als seiner Erkennbarkeit nach, von allen andern Prinzipien unabhängiges Sittengesetz begründet werden muß. Auch nicht die allgemeingültigen, weil, wie wir schon gesehen haben, bei Aufstellung und Empfehlung derselben auf Zeit und Ort Rücksicht genommen war. Sie waren also gleichsam aus einem empirischen Grunde hergeleitet, nach einem damaligen, dortigen Verhältnisse und Bedürfnisse der Menschenwelt modifizirt. Aber ebendarum können sie auch diese Modifikazionen nicht ewig behalten, können in dieser Form keine allgemeine, immerwährende Gültigkeit und Brauchbarkeit haben, sondern müssen dieselbe erst von der durch sie geleiteten und gestärkten Vernunft erhalten. Sie müssen daher gleichfalls nach der jetzigen Stufe der Erkenntniß

modifizirt *), d. h. genauer bestimmt, aus höhern Prinzipien erwiesen, fester verbunden, richtiger angewendet werden, als es nach der damaligen Stufe der Erkenntniß und dem Grade des Bedürfnisses möglich und nöthig war; obwohl die Vernunft das Allgemeingültige, Wahre und Brauchbare, was dabei zum Grunde oder darin wie in einem Keime verborgen liegt, ewig dafür anerkennen wird und muß. Ja, sie wird und muß, mag sie in ihren Kenntnissen auch noch so weit vorschreiten, selbst die erhabne Simplizität dieser Lehren, wie sie in der Schrift vor uns liegen, immer lebhafter fühlen, ihren Urheber immer mehr bewundern, und nicht bloß als den Urheber dieser Lehren, sondern zugleich als den Urheber ihrer eignen Fortschritte in der wichtigsten Gattung aller Kenntnisse preisen und verehren lernen.

Die dritte Art von Lehrsätzen endlich, die zur geoffenbarten Religion gehören, ist größtentheils historisch und statutarisch, und begreift alles das unter sich, was bei und zur Bekanntmachung, Empfehlung, Ausbreitung und Erhaltung derselben veranstaltet wurde. Diese müssen natürlich, wenn es Thatsachen sind, nach Zeugnissen und innern Gründen der Wahrscheinlichkeit — und wenn es heilige Gebräuche, willkürliche Anordnungen u. s. w. sind, nach ihrer Zweckmäßigkeit und innern Güte beurtheilt und geprüft werden. Wenn nun gleich dabei mancherlei Verschiedenheiten in den Meinungen sich hervorthun können, so können die-

*) Eine solche Modifikazion würd' es z. B. sein, wenn Jemand die Liebe, die das Christenthum gebietet, nicht für eine pathologische, sondern eine praktische erklärte. (S. Kant's Grundl. zur Metaph. der Sitten, S. 13. vergl. mit der Kritik der prakt. Vernunft, S. 148. und Schmid über den Geist der Sittenlehre Jesu u. seiner Apostel, S. 145 ff.) Diese genauere Bestimmung und Einschränkung des Liebesgebotes ist aber sehr nöthig. Denn die pathologische Liebe kann leicht phantastisch werden und so den Menschen zu groben Misgriffen verleiten; wie die Geschichte aller schwärmerischen Liebhaber und Liebhaberinnen beweist.

selben doch unmöglich so bedeutend sein, daß dadurch das Wesen der Religion selbst aufgehoben würde.

Fürchten Sie also nicht, mein Lieber, daß durch den Grundsatz von der Perfektibilität der geoffenbarten Religion alle Gewissheit und Sicherheit in unsern auf dieselbe sich beziehenden Ueberzeugungen vernichtet werde. Denn es wird damit keineswegs behauptet, daß es überhaupt in der Religion nichts Absolutes und Feststehendes gebe. Die Religion ist nur insofern, als sie geoffenbart, d. h. zu einer gewissen Zeit gewissen Personen mit Rücksicht auf die besondern Fähigkeiten und Bedürfnisse derselben bekannt gemacht ist, um diesen abzuhelfen, und jene zu erwecken und zu stärken, nicht von absolut vollkommener Beschaffenheit; sondern die auf diese Art geleitete Vernunft muß in sich selbst, nicht in der Schrift, als einem hyperphysischen Erkenntnissgrunde, die höchsten und letzten allgemeingültigen Grundsätze aller Religion aufsuchen, und dadurch erst der geoffenbarten Religion einen festen Grund, und nach und nach die höhere Vollkommenheit geben, deren sie fähig ist. Daß es bisher an solchen Prinzipien gefehlt habe, ebendarum, weil man versäumt hatte, sie durch eine genaue und vollendete Zergliederung des Vorstellungs- und Erkenntnissvermögens da aufzusuchen, wo sie einzig und allein zu finden waren, haben die neuesten Untersuchungen über diesen Gegenstand nur zu augenscheinlich gelehrt. Aber eben diese Untersuchungen und die allgemeine Erschütterung, die sie auf dem Felde der menschlichen Erkenntniß verursacht haben, müssen nothwendig die frohe Hoffnung in uns erregen, daß die Zeit nicht mehr fern sein könne, wo die Vernunft diese allgemeingültigen, ewig feststehenden Grundsätze unsrer moralischen und religiosen Ueberzeugungen wird ausgemittelt, sie durch den, allen unparteiischen Denkern abgenöthigten Beifall zu allgemeingeltenden erhoben, und dadurch den in der Schrift enthaltenen Lehrsätzen, die sich auf Erkenntniß und Verehrung des höchsten Wesens und auf die Bildung eines tugendhaften Sinnes und Wandels beziehen, kurz — der geoffenbarten

Religion selbst ihre wahre Stärke, Festigkeit und Brauchbarkeit gegeben haben.

Ich würde, wenn es anders erlaubt wäre, sich in solchen Dingen auf Autoritäten zu berufen, nichts Besseres thun können, als wenn ich Sie hier an einen eben so gründlichen Denker, als warmen Verehrer des Christenthums verwiese, der an mehren Orten, vornehmlich aber im fünften seiner Briefe über die kantische Philosophie (Bd. I. S. 145 ff.) eben diese Hoffnung geäußert, und der philosophirenden Vernunft eben dieses Geschäft angewiesen hat. Indessen werden Sie mir erlauben, aus jenem Briefe wenigstens folgende Stellen auszuheben, die vielleicht auch dazu dienen können, auf das bisher Gesagte mehr Licht zu werfen, als ich meinen Gedanken selbst zu geben im Stande war: »Die Festsetzung und Verbreitung eines, der philosophirenden Vernunft und dem gemeinen Menschenverstande gleich »einleuchtenden Erkenntnissgrundes für die Grundwahrheiten »der Religion ist es, worauf bei der Wiedervereinigung der »Religion und Moral, oder bei der Wiederherstellung des »Christenthums« — d. h. bei dessen Vervollkommnung — »in unsern Zeiten das Meiste ankommt: so wie auf die Festsetzung und Verbreitung reiner Moral« — meiner Ueberzeugung nach, nur besserer moralischer Grundsätze, als bis dahin im Gange waren — »das Meiste ankam, als das »Christenthum bei seiner Einführung zur Vereinigung der »Religion und Moral den Grund legte.« Und weiter hin: »Soll die Philosophie nach ihrer Art an dem Christenthume »thun, was dieses nach der seinigen an der Moral gethan »hat, indem es von der Religion zur Moral durch den Weg »des Herzens führte, so muß sie von der Moral zur Religion »durch den Weg der Vernunft zurückführen, d. h. sie muß »den Beweisgrund der verkannten und bezweifelten Religion aus den allgemein anerkannten Grundsätzen der Moral herleiten; so wie das Christenthum die Beweggründe, womit es die Moral verbreitet und belebt hat, aus der »Religion geschöpft hat.« — Sie werden mir nach allem

diesen wenigstens so viel zugeben, daß, wenn das große und ehrwürdige Geschäft, welches hier der Philosophie aufgegeben wird, ausgeführt wäre — und die kritische Philosophie, vornehmlich das neueste und in der gegenwärtigen Hinsicht interessanteste Produkt ihres Urhebers, die Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft, hat es, wohl auch nicht vollendet, doch gewiß sehr glücklich eingeleitet — daß, sag' ich, es dann keineswegs an sichern Grundsätzen fehlen würde, nach welchen man die positive, in der Schrift aufgestellte Religionslehre vervollkommnen, und dabei vorfallende Streitigkeiten entweder ganz schlichten, oder wenigstens mit Einstimmung und zur Zufriedenheit beider Parteien beilegen könnte.

Es kann und soll demnach, wie der Apostel Paulus mit Recht sagt, Niemand einen andern Grund legen, als der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus; d. h. es soll Niemand auftreten, und eine neue Offenbarung vorgeben, um jene ältere über den Haufen zu werfen, eine neue Lehre zu predigen, neue Zerimonien als göttliche Statuten einzuführen. Jesus hat uns bereits eine Lehre gegeben, in der die Vernunft Hülfsmittel und Antriebe genug findet, ihre höchsten Bedürfnisse zu befriedigen, und auf dem durch jene gebahnten Wege der Erkenntniß immer weiter zu gehn. Jesus ist der Anfänger und Vollender unsers Glaubens, indem er alles gethan hat, was nach den Absichten Gottes bei seiner Sendung nöthig war. Wir dürfen nur das, was wir vorfinden, nach dem Maße unsrer übrigen Einsicht und Fähigkeit gehörig verarbeiten, und das Gebäude aufführen. Das Feuer der reiferen Prüfung wird es bald lehren, ob man edle Metalle und dauerhafte Steine, oder bloßes Holz und Stroh dazu verwendete. Der Grund ist gelegt, sagt Teller sehr treffend, und einen andern soll Niemand legen; aber man soll ein immer festeres, geräumigeres, für den inwohnenden geistigen Anbeter bequemeres, anständigeres Gebäude auf demselben aufführen. — Lassen Sie uns, lieber Freund, bei diesem großen Werke mit redlichem Eifer das

Unsrige thun! Gott wird dann auch das Seinige thun, und aus der Sprachenverwirrung der Bauleute, die auf einen falschen Zweck hinarbeiteten, nach und nach ein immer herrlicheres Wohnhaus für alle seine gläubigen Verehrer hervorgehen lassen.

Neunter Brief.

Sie meinen, man könnte mir auch den Einwurf machen, es sei höchst unwahrscheinlich, daß man den Zweck Jesu so lange verkannt, und beim Streben nach Wahrheit in der Religion ein ganz falsches Ziel vor Augen gehabt haben sollte. »Wie »wär' es möglich gewesen, einen Zweck so sehr zu verkennen, »der so deutlich vor Augen liegen soll? Würde Gott nicht »seine Absicht, uns durch seinen Sohn nur Anleitung und »Hülfsmittel zu einer immer vollkommnern Erkenntniß zu »geben, viel deutlicher haben bekannt machen lassen, damit »der menschliche Geist sogleich, und nicht erst nach so vielen »Jahrhunderten, das Vervollkommnungsgeschäft hätte beginnen können? Sollte also nicht vielleicht die neuere Vorstellungsart bloß eine schimmernde Hypothese sein, die sich »zwar durch mancherlei Wendungen, welche der menschlichen »Eitelkeit schmeicheln, ganz gut ausschmücken lässt, die aber »durch die Praxis vieler Jahrhunderte, bei der man sich im »Ganzen doch ziemlich wohl befunden hat, widerlegt wird?«

Es freut mich, lieber Freund, daß Sie nur sagen, man könnte einen solchen Einwurf machen, ohne selbst daran Theil zu nehmen. Sie haben es selbst gefühlt, daß er gegen eine einmal erwiesene Behauptung von keinem großen Gewichte sein könne, sondern unter die argumenta nimium probantia gehöre, mit denen man jede neue Wahrheit, die ein altes Vorurtheil wider sich hat, verdächtig machen kann.

Ich werde mich daher auch bei Beantwortung desselben nicht lange aufzuhalten brauchen.

Für's erste werden Sie mir wohl gern den Beweis des Satzes schenken, daß es eine durchaus unstatthafte Maxime sei, nichts für wahr und gut halten zu wollen, als was sich gleichsam durch den vieljährigen Besitz des allgemeinen Beifalls als wahr und gut legitimirt hat. Man hat zu oft und zu einleuchtend gezeigt, daß die Wahrheit kein Ding sei, bei dem die Verjährung wie bei einer Gerechtsame stattfinde; daß jene Maxime, die in den Angelegenheiten des gemeinen Lebens zufälliger Weise wohl ihren guten Nutzen haben mag, auf wissenschaftliche Gegenstände angewandt, gerades Wegs zum Vernunftdespotismus führe; daß dadurch überhaupt alle Vorurtheile, Irrthümer und Misbräuche geheiligt werden; daß bei Voraussetzung ihrer Gültigkeit weder Jesus selbst, noch Luther, noch irgend ein Reformator der sittlichen und religiosen Denkart, politischer oder kirchlicher Einrichtungen auftreten und Hand an sein großes, heilsames Werk legen durfte. Diese und andre schädliche Folgen jener Maxime hat selbst eine vieljährige Erfahrung zu auffallend dargethan, als daß irgend ein verständiger Mensch sie noch ernstlich in Schutz nehmen könnte; und wenn Jemand danach zu handeln scheint, so können Sie sicher schließen, daß nicht wahre Ueberzeugung, sondern Eitelkeit, Trägheit, Gewinnsucht und andre niedrige Leidenschaften die Quellen des Eifers und der unduldsamen Härte sind, womit er alte Meinungen vertheidigt und die entgegengesetzten neuen als gefährlich verschreit. Sie, mein Freund, der Sie so unlautere Gesinnungen von Herzen verabscheuen und die Wahrheit jeder Behauptung bloß nach den Gründen, auf denen sie beruht, nicht nach den Jahren, während welcher sie gegolten hat, zu beurtheilen pflegen — Sie würd' ich in der That beleidigen, wenn ich hierüber weiter ein Wort verlieren wollte. Aber Ihr als bloß möglich angegebner Einwurf veranlasst mich, noch ein paar andre Fragen zu erörtern, die sich einem nachdenkenden Gemüthe, wenn es den Grundsatz von der Perfektibilität der geoffenbarten

Religion als etwas Neues aufstellen und anpreisen hört, gleichsam von selbst aufdringen müssen, und deren Beantwortung vielleicht den letzten Anstoß wegräumen dürfte, den Sie noch an diesem Grundsatze nehmen könnten.

1. Wie war es möglich, und wie ging es zu, daß Gottes Absicht und der Zweck Jesu bei Bekanntmachung der christlichen Religion so sehr verkannt, und dieselbe für absolut vollkommen gehalten werden konnte, da sie doch nur zu einer fortschreitenden Vervollkommnung unsrer religiosen und moralischen Einsichten die Anlagen und Hülfsmittel enthalten sollte? — Dieses Phänomen möchte sich auf folgende Art leicht erklären lassen: Der Mensch strebt bei aller Neigung zur Thätigkeit und zur Veränderung doch immer nach einem letzten Ziele, wo er ausruhen und genießen könne. Dieß ist nicht etwa ein Fehler individualer Trägheit und Indolenz; nein es ist absichtliche, weise Naturanlage; es ist ein und ebenderselbe Trieb zum Absoluten, Unbedingten und Vollendeten, der uns zum Abändern, und der uns zum Festhalten antreibt. Immer schaffen wir uns Ideale, und ohne zu bedenken, daß diese nur in der Vernunft selbst existiren, tragen wir sie auf Gegenstände der Erfahrung über, um uns im Besitze und Genusse derselben glücklich zu fühlen. Daher jene Verirrung des systematischen Geistes, ein System, an dem er viele Jahre bauete, endlich für vollendet zu halten, und jeden als einen Feind seiner Ruhe und Glückseligkeit zu betrachten, der an dem Gebäude irgend einen Riß oder lockern Stein bemerkt haben will, oder wohl gar den ganzen Grund für schwach und unhaltbar anzugeben sich erdreistet. Kommt dann noch das Ansehn der Männer hinzu, die eine gewisse Lehre zuerst bekannt machten; sind sie gar als göttliche Gesandte, Inspirirte und Heilige verehrt: wie sollte der menschliche Geist nicht geneigt sein, in einer eingebildeten Vollkommenheit ihrer Lehre ein sanftes Ruhebett zu suchen, auf welches er sich, froh durch den Besitz eines erträumten Gutes, hinstrecken könne, ohne durch eigne Anstrengung das Pfund, das ihm bloß zum Wucher anvertrauet war, vervielfältigen zu dürfen. Es ist da-

her gar nicht zu verwundern, daß man sehr bald die Schriften und Aussprüche der Lehrer des Christenthums für das Non plus ultra alles religiosen und moralischen Wissens ansahe, und um dieses Non plus ultra in seiner ganzen Reinheit und Vollkommenheit zu besitzen, nichts weiter thun zu dürfen glaubte, als die Locos classicos der heiligen Urkunde aufzusuchen, nach einer gewissen Ordnung zu stellen, darüber ein wenig zu räsonniren, und, um den darin enthaltenen oder gefundenen Sinn festzuhalten, ihn an gewisse Kunstwörter zu binden — ungefähr so, wie man sogar in unsern Zeiten noch gesehen hat, daß die Schriften eines gewissen Mannes von vielen seiner Verehrer als das Non plus ultra alles philosophischen Wissens betrachtet, und das Geschäft, welches er dadurch vorzubereiten gedachte, schon für ganz vollendet gehalten wurde; daher sich denn manche Kompendienschreiber bloß mit dem Zusammentragen, Ordnen und Kommentiren der in jenen Schriften, als heiligen Urkunden der Philosophie, enthaltenen, zu einer Wissenschaft gehörigen Sätze begnügten, um z. B. eine recht vollkommne Logik und Metaphysik der Welt vor Augen zu legen. Dieß ist der gewöhnliche Gang der Kultur des menschlichen Geistes, indem die wenigsten Verehrer und Nachfolger eines Erfinders oder Vorgängers in Künsten und Wissenschaften weiter als er selbst gehen zu können oder zu dürfen glauben; und dieser Fall findet immer um so eher statt, je wichtiger und erhabner die Wissenschaft oder Kunst ist, und jemehr dabei Verstand und Herz interessirt sind. Ein Wunder wär's also gewesen, wenn er nicht auch bei der christlichen Religion eingetreten wäre. Ja er musste hier um so mehr eintreten, je stärker die Veranlassungen, und je dringender die Ursachen waren, welche die ersten Christen bestimmt, fest und pünktlich an dem zu halten, was ihnen einmal bekannt gemacht war, und mehr für die Erhaltung und Ausbreitung, als für die Vervollkommnung des Christenthums zu sorgen.

Erstlich hatte das Christenthum in den frühesten Zeiten einen hartnäckigen Kampf gegen den gehässigen Absonde-

rungsgeist des Judenthums und den unsittlichen Aberglauben des Heidenthums zu bestehn. Hier war also vorerst die ganz echte und unveränderte Lehre Jesu und der Apostel um so nöthiger, je mehr in jenen Zeiten die geringste Abweichung davon Spaltungen unter den Christen hätte hervorbringen und das Zutrauen bei den neu zu Bekehrenden schwächen müssen. Zwar fingen bald einige Kirchenväter, vornehmlich Klemens und Origenes, an, von einer höhern Gnose zu sprechen, und über die Religionswahrheiten weiter nachzudenken. Allein theils folgte man nicht diesem von einem bessern Genius ihnen gegebnen Winke, theils leiteten sie selbst ihre vorgeblich tieferen Einsichten aus einer ziemlich unlautern Quelle, einer geheimen Tradizion, ab, und verdarben damit auf der andern Seite das, was sie auf der einen gut gemacht hatten. In der Folge suchte man lieber durch List und Gewalt alles freie Untersuchen und weitere Fortschreiten in der Erkenntniß zu hemmen als daß man es als Hauptmaxime beim Studium der Schrift hätte empfehlen sollen. Die sogenannten Ketzer widersetzten sich nur immer der Anmaßung der herrschenden Partei, daß diese allein die Religion in ihrer wahren und vollkommensten Gestalt besitzen wollte, und meinten, sie selbst seien in dem ausschließenden Besitze dieses Gutes. Die Reformatoren endlich hatten genug mit Bestreitung der handgreiflichsten Irrthümer und mit Abschaffung der gröbsten Misbräuche, mit dem Negativen zu thun, als daß sie an das Positive, die Vervollkommnung der geoffenbarten Religion selbst hätten denken können. Sie mussten vorerst nur dahin aus allen Kräften arbeiten, die Religion von den verderblichen Zusätzen des Aberglaubens und der Unwissenheit zu reinigen, um sie, so weit dieß möglich war, in ihrer ursprünglichen Gestalt herzustellen. Und dieses große Werk konnten sie einzig und allein dadurch ausführen, daß sie der Schrift in Religionssachen das uneingeschränkteste Ansehn zuerkannten, und alles für verwerflich erklärten, was nicht in ihr enthalten, aus ihr geschöpft war. Das Verdienst, welches sie sich dadurch er-

warben, bleibt immer unsterblich. Aber vielleicht war eben diese unbedingte Verehrung des geschriebnen Wortes Schuld daran, daß bald darauf der freiere Untersuchungsgeist unterdrückt und die zum weitern Fortschreiten bereits geöffnete Bahn wieder verlassen wurde. Auf diese Art geschah es denn, daß man erst spät einsehen lernte, die Bibel sei, wie Semler sagt, kein Register aller in aller Zeit möglichen Kenntnisse, und daß man erst in neuern Zeiten auf den Gedanken kam, es als Grundsatz aufzustellen, die geoffenbarte Religion sei selbst der Vervollkommnung fähig und bedürftig.

Aber, wenn man gleich in frühern Zeiten das Prinzip der Perfektibilität aufzustellen vergaß, hat man denn auch das Geschäft der Vervollkommnung selbst immer vernachlässigt, und hat die Summe religioser und moralischer Erkenntnisse seit Entstehung des Christenthums nicht den geringsten Zuwachs weder extensiv noch intensiv erhalten? — Hier, lieber Freund, zeigt sich ein merkwürdiger Beleg zu der alten Bemerkung, daß es in der Praxis oft anders sei, als in der Theorie. Denn wenn Sie in der christlichen Religions- und Kirchen-Geschichte — deren pragmatische Bearbeitung, um dieß im Vorbeigehn zu erinnern, unstreitig sehr gewinnen müsste, wenn man ihr zum Hauptgesichtspunkte das Problem anwiese: Was ist bis hieher, in jeder Periode, von jedem merkwürdigen Manne, unter diesen und jenen günstigen oder ungünstigen Umständen zur Vervollkommnung der Religion geschehen oder nicht geschehen? — wenn Sie also in jener Geschichte nach diesem Gesichtspunkte den Verändenrungen nachgehn, welche die Religion betroffen haben: so werden Sie finden, daß die meisten Freunde und Verehrer derselben, welche in sich den Beruf fühlten, über das, was der Mensch zu thun, zu glauben und zu hoffen hat, nach Anleitung der Offenbarung nachzudenken, und nicht bloß nachzubeten, was ihnen ihre Lehrer darüber vorgesagt hatten, jenen Grundsatz ausübten, ob sie sich gleich desselben nicht bewusst waren, und auf ein eingebildetes Ziel

hinarbeiteten. Man bemerkt diesen Vervollkommnungstrieb schon in den frühern Zeiten, und muß ihn nicht minder in der heiligen Tradizion mit der verborgnen Löwenklaue, als in der geheimen Gnose mit der unschuldsvollen Miene, in den kahlen Spitzfindigkeiten der Scholastik eben sowohl, als in den hohen Offenbarungen, dem innern Lichte der Mystik anerkennen, wenn gleich auf diesen Wegen mehr Verschlimmerung und zum Theil eine gräuliche Verwüstung des Grundes und Bodens, den man bearbeitete, bewirkt wurde. Erwägt man aber, was in spätern Zeiten zur Bearbeitung religioser und moralischer Wahrheiten nach Anleitung der Schrift geschehen ist: so wird es noch weit einleuchtender, daß jener Grundsatz selbst von denen, die ihn nicht kannten oder nicht annahmen, sehr glücklich angewandt und befolgt worden, und daß die geoffenbarte Religion in ihrem theoretischen und praktischen Theile gar sehr an Vollkommenheit gewonnen hat. Dieser Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, der sonst nicht immer für die Sache, worauf sich beide als auf ihren Gegenstand beziehen, heilsam und nützlich ist, hatte doch hier die glückliche Folge, daß der Fehler der erstern durch die letztere zum Theil wieder gut gemacht wurde. Bei dieser folgte man der Leitung des gemeinen und gesunden Verstandes, welcher das Unvollkommne und Mangelhafte in dem schriftlich Gegebnen und die Bestimmung desselben, durch menschliche Bearbeitung immer vollkommner zu werden, gleichsam fühlte oder ahnete; während bei jener die immer auf das Unbedingte gehende Vernunft das Ideal einer absolut vollkommnen Religion schuf, und es in der Offenbarung als in concreto gegeben finden wollte. So war also der menschliche Geist immer thätig, die geoffenbarte Religion zu vervollkommnen, wenn er es sich gleich nicht deutlich dachte, daß gerade dieß seine beständige Aufgabe sei. Eben der Vervollkommnungstrieb, der in frühern Zeiten das System bauete und die Religion mit so viel unnützen Zusätzen überlud, eben derselbe riß in neuern Zeiten nieder, suchte das Wahre und Gute aus den Trümmern hervor, entwickelte, benutzte und

bildete es immer weiter aus; und glaubte dabei doch immer nur, die reine, unverfälschte Christuslehre aus ihren echten Denkmälern hervorzusuchen, sich ihr immer mehr durch Zurückgehn zu nähern, während man sie eigentlich vervollkommnete, und durch weiteres Fortschreiten sich von der ursprünglichen Einfalt derselben immer mehr entfernte. Man verkannte also nur den eigentlichen Zweck der Offenbarung, Anleitung zu einer immer vollkommnern Erkenntniß zu sein, ungeachtet die Fürsehung durch Erweckung und Leitung des menschlichen Forschungsgeistes diesen Zweck sehr gut zu erreichen wusste, und ihn also auch nicht mit ausdrücklichen Worten anzukündigen brauchte, indem diese Ankündigung nicht nur nichts gefruchtet, sondern sogar die Menschen abgeneigt gemacht haben würde, eine Offenbarung als göttlich anzunehmen, welche sie selbst durch eigne Thätigkeit immer mehr ausbilden und vervollkommnen sollten. Wenn er aber auch nicht mit ausdrücklichen Worten angekündigt war, so war er doch für die Verständigern hinlänglich in dem bekannten Spruche angedeutet: »Prüfet alles, und behaltet das »Gute!« Denn wo Prüfung stattfindet, da kann auch Vervollkommnung nicht ausbleiben.

Der Briefe

über

die Perfektibilität

der

geoffenbarten Religion

dritte Abtheilung,

enthaltend

die Darstellung des Einflusses des Perfektibilitätsprinzips auf die gesammte Theologie, und auf theologische und religiose Denkart überhaupt.

Ὁ εξηγουμενος οφειλει μητε κατ' ευνοιαν επιχειρειν τα κακως λεγομενα συνιςᾳν, καὶ ὡς απο τριποδος ταυτα δεχεσθαι, μητε τα καλα κακοτροπως δεχεσθαι κατα απεχθειαν, αλλα κριτης απαθης των λεγομενων ὑπαρχειν· και πρωτα μεν, την διανοιαν του αρχαιου σαφηνιζειν και ἑρμηνευειν τα αυτῳ δοκουντα· επειτα, την παρ' ἑαυτῳ επιφερειν κρισιν.

AMMONIUS *in decem categorias Aristotelis, p.5* *).

*) Der Verfasser der eben so schönen als lehrreichen Briefe die biblische Exegese betreffend, wird es dem Verf. dieser — mit jenen freilich weder in Form noch Materie zu vergleichenden — Briefe verzeihen, daß er von Ihm ein Motto entlehnte, welches eben so sehr zu seinem Zwecke paßte, als es unserm Zeitalter eingeschärft zu werden verdient.

Zehnter Brief.

»Wenn dem also ist,« erwiedern Sie in Ihrer Antwort auf meinen letzten Brief, »wenn das Vervollkommnungsgeschäft »auch ohne das Perfektibilitätsprinzip so gut betrieben wurde: »welches sind denn die großen Vortheile, die man sich zu ver»sprechen hätte, wenn die ältere Vorstellungsart über Be»schaffenheit, Werth und Zweck der Offenbarung der neuern »Platz machte, da doch jene der Vervollkommnung der »geoffenbarten Religion nicht durchaus hinderlich, vielleicht »gar beförderlich gewesen ist?« Hierauf könnt' ich Ihnen kurzweg anworten: Alle die Vortheile, die ein deutlich gedachter und genau bestimmter Grundsatz gewähren muß, wenn er an die Stelle eines dunkeln Gefühls tritt, dem man bis dahin als dem einzigen Führer folgte. Indessen, da Sie mich doch nicht mit einer so kurzen Antwort davon lassen würden: so muß ich mich wohl in ein genaueres Detail einlassen, und will es also versuchen, ob ich Ihnen meine Ansicht auch von Seiten des wohlthätigen Einflusses empfehlen kann, den sie auf Schrifterklärung, Dogmatik, Moral und auf theologische und religiose Denkart überhaupt nothwendig haben muß. Freilich dürfen Sie hier keine ausführliche und vollständige Entwickelung aller dieser Punkte erwarten. Nur die Grundzüge kann ich entwerfen, und einige Winke geben. Das Uebrige mögen Sie selbst hinzudenken, und den unvollkommnen Schattenriß nach Gutdünken ausmalen.

Alle unsre Kenntniß von der christlichen Religion, wiefern diese eine positive, zu einer gewissen Zeit und von ge-

wissen Personen bekannt gemachte Religion ist, muß aus der Schrift oder denjenigen Denkmälern geschöpft werden, welche uns sowohl die religiosen und moralischen Grundsätze derer, welche diese Religion zuerst bekannt machten, darlegen, als auch von den Schicksalen dieser Personen und von der ersten Verbreitung ihrer Grundsätze einige Nachricht geben. Auf die richtige Erklärung dieser Denkmäler wird also ungemein viel ankommen. Denn wenn sie gleich nach unsrer Voraussetzung nicht die einzige und untrügliche Quelle aller religiosen und moralischen Erkenntniß sind: so ist es doch nicht nur überhaupt für jeden Christen interessant zu wissen, welches die Begriffe, Vorstellungsarten und Grundsätze der ersten Stifter und Lehrer seiner Religion waren; sondern es hat auch eine vieljährige Erfahrung gelehrt, daß die religiose Erkenntniß der Christen immer mit der Erklärung jener Denkmäler gleichen Schritt gehalten, und, wenn diese unrichtig, willkürlich und verderbt war, auch die Religion selbst an Reinigkeit, Würde und Vollkommenheit gar sehr verloren habe. Nun ist jede Erklärung bekanntlich nur dann vollkommen richtig, wenn man mit den Worten eines Schriftstellers genau dieselben Begriffe verbindet, die er selbst damit verband, und bei seinen Lesern damit verbunden wissen wollte; die Begriffe selbst mögen übrigens beschaffen sein, wie sie wollen; sie mögen uns falsch, irrig, widersprechend, verwerflich scheinen, oder nicht; genug, wenn sich erweisen lässt, daß der Schriftsteller dieses oder jenes sagen wollte, so ist sein Ausleger gerechtfertigt, gesetzt auch, daß sich erweisen ließe, der Verfasser hätte etwas andres (der Wahrheit nach) sagen sollen. Jede Erklärung, die diese Eigenschaft nicht hat, wird also für unrichtig und fehlerhaft gehalten werden müssen.

Es sind aber die Quellen unrichtiger Auslegungen von doppelter Art. Entweder liegt dabei Unwissenheit (vermeidliche oder unvermeidliche) oder Vorurtheil zum Grunde. Jenes wird der Fall sein, wenn man entweder nicht die Worte echt und vollständig vor sich hat, welche der Schriftsteller brauchte, oder die zur Erklärung derselben nöthigen philolo-

gischen und historischen Kenntnisse nicht besitzt, oder endlich, wenn gewisse ganz besondre Umstände völlig unbekannt sind, die auf die Worte des Schriftstellers und deren Verständniß eine nahe oder entfernte Beziehung haben. Aus Vorurtheil aber wird man dann in der Erklärung eines Schriftstellers fehlen, wenn man gewisse vorgefasste Meinungen zur Erklärung mitbringt, und entweder diese selbst in den Worten des Schriftstellers sucht, oder wenigstens voraussetzt, es dürfe in dessen Gedanken und Urtheilen nichts vorkommen, was den Grundsätzen einer erleuchteten Vernunft überhaupt oder unsern eignen individualen Ueberzeugungen widerspreche. Wenden wir dieses auf die heilige Schrift an, so ist wohl nicht zu leugnen, daß bei ihr die letztere Quelle weit reichhaltiger an fehlerhaften und unrichtigen Auslegungen gewesen sei, als die erstere. Denn wenn gleich vornehmlich in ältern Zeiten viele zur richtigen Erklärung des neuen Testaments erfoderliche Hülfsmittel mangelten, und unser Zeitalter hierin große Vorzüge hat: so kann doch auf der andern Seite nicht geleugnet werden, daß bei unwissenden Auslegern auch immer Vorurtheile aller Art im Spiele waren, und daß selbst solchen Auslegern, die mit den besten Hülfsmitteln und Vorkenntnissen versehen waren, gewisse vorgefasste Meinungen oft die Augen verblendeten, und verursachten, daß sie den echten Sinn der Schrift, der zuweilen sehr offen da lag, verkannten, weil er ihnen nicht gefiel. Es war daher nicht selten der Fall, daß unphilosophische Köpfe und Leute von sehr eingeschränkten Kenntnissen, indem sie sich bloß ihrem schlichten Menschenverstande und natürlichen Wahrheitsgefühle als Führern überließen, den Sinn der Schrift weit richtiger auffassten, als große Kritiker, Sprachforscher und Philosophen. Die Ursache lässt sich leicht begreifen. Die Erstern fragten nur: Was lehrt die Schrift? Das Wie und Warum ließen sie an seinen Ort gestellt sein. Sie bekümmerten sich nicht darum, ob und inwieferne der sich darbietende Sinn mit dem, was die Vernunft für wahr zu halten gebietet, übereinstimme oder im Widerspruche stehe, sondern nahmen ihre Vernunft willig

unter den Gehorsam des Glaubens gefangen, und trafen so den wahren Sinn der Schrift oft sehr glücklich. Nachdem aber kühne Vernünftler oder wirklich nachdenkende und wahrheitliebende Männer auftraten, und sich zu zeigen bemühten, man könne unmöglich, ohne der Vernunft Gewalt anzuthun, gewisse vorgebliche Lehrsätze und Gebote der Schrift als allgemein wahre und gültige Grundsätze der Religion und Moralität annehmen: so suchte man die Worte derselben so lange zu drehen und zu wenden, bis man in ihnen etwas Andres und Besseres gefunden zu haben meinte, damit sie nur nicht weiter etwas der Vernunft Anstößiges enthalten möchten, weil man voraussetzte, die Schrift dürfte und könnte dergleichen nicht enthalten, entfernte sich aber dadurch oft gar sehr von dem klaren und einfachen Wortverstande der Bibel.

Wollen Sie davon ein recht auffallendes Beispiel haben, so denken Sie nur an die mosaische Schöpfungsgeschichte. Unstreitig haben diejenigen, welche alles, wie es dasteht, nahmen, also glaubten, Gott habe wirklich nach und nach geschaffen, habe wie ein Mensch gesprochen, gehandelt, geruht, den Verfasser dieses schönen Bruchstücks aus der ältesten, noch ganz ungebildeten, Naturphilosophie am besten verstanden. Gewiß dacht' er sich den Schöpfer und die Schöpfung nicht anders, als er beides beschrieben hat, nämlich ganz menschlich, ganz sinnlich. Seine Elohim, und derjenige von ihnen, dem er ausschließlich das Schöpfungswerk beilegt, waren wohl nichts anders, als Wesen höherer Art, denen die uralte Welt zwar größere Macht und Weisheit, aber sonst gleiche Körperbildung — »nach seinem Bilde schuf er sie« — gleiche Denkart und gleiche Handlungsweise mit den Menschen zuschrieb. Die Schöpfung war ihm keine Hervorbringung aus Nichts, sondern eine Bildung aus einem unförmlichen rohen Grundstoffe — einem Chaos, wenn gleich keinem griechischen — wobei die Thätigkeit des Schaffenden oder Bildenden und die Kräfte der Elemente gleichmäßig wirkten *). Ihm war die Welt kein System unzäh-

*) Es ist merkwürdig, daß der Verfasser jener Urkunde da, wo wir

liger und unermesslicher Körper und Systeme von Körpern; sondern Himmel und Erde; eine Welt, deren Mittelpunkt die Erde ist, und in der alles auf diesen kleinen Punkt Bezug hat, alles um dessen und seiner Bewohner willen da ist. Als aber die männliche, durch eine Menge von Erfahrungen und Beobachtungen geleitete, Vernunft über dieses alte Denkmal der unerfahrnen, kindischen Vernunft kam, und nun wohl einsahe, daß Gott nicht so reden und handeln könne, sondern daß es nur seines allmächtigen Wollens bedürfe, um alles ins Dasein zu rufen; als man die Größe, den Zusammenhang, die alles Menschenwerk und alle Menschenweisheit bei weitem übersteigende Herrlichkeit und Unermesslichkeit des Weltgebäudes erkennen und bewundern gelernt hatte: da wurde das arme Denkmal gewandt, gedreht, verzerrt und gefoltert. Bald fand man bloße Allegorie, bald die tiefsten physikalischen Einsichten darin, und erschöpfte sich dann in allerlei Hypothesen über das ganze Schöpfungswerk und dessen einzele Theile — Hypothesen, die freilich zufälliger Weise manche schöne und lehrreiche Untersuchung herbeiführten, aber immer, je gelehrter und scharfsinniger sie waren, desto mehr den wahren Gesichtspunkt verrückten, aus welchem man den echten Sinn des alten morgenländischen Barden hätte auffinden können *).

---

alles aus und nach natürlichen Gesetzen erklären, nämlich bei der Bildung und Einrichtung der Himmelskörper, Gott unmittelbar — da hingegen, wo wir mit jener Erklärungsart nicht fortkommen, nämlich bei der Schöpfung der organischen und lebendigen Kreaturen, die bloße Natur wirken lässt, obwohl auf Befehl und in Gemeinschaft Gottes. V. 16. 17. Gott machte Lichter — und setzte sie an den Himmel. V. 20. 24. Gott sprach: Die Wasser sollen wimmeln von lebendigen Thieren — und die Erde bringe hervor lebendige Thiere; vergl. mit V. 12., wo die Erde ganz allein Pflanzen und Bäume hervortreibt. Ein kurzes Nachdenken muß aber jeden lehren, daß dieß ganz der Denkart einer noch ungebildeten Vernunft angemessen ist.

*) Man vergl. Herder's älteste Urkunde des Menschengeschlechts (Riga 1774. 4.) Th. 1. Abschn. 1. Kann man gleich

Ein andres Beispiel kann Ihnen die Lehre von der Buße und Begnadigung an die Hand geben. Diejenigen, welche annahmen, die Schrift lehre, der Sünder, welcher Gnade bei Gott suche, müsse vor demselben zittern und hohe Seelenangst fühlen, fassten den Sinn mancher darauf sich beziehenden, besonders alttestamentlichen, Schriftstellen ganz richtig. Diese Vorstellungsart ist den mangelhaften und irrigen Begriffen, die man in jenen Zeiten von der Gottheit und ihrem Verhältnisse gegen die Uebertreter ihrer Gesetze hatte, vollkommen angemessen. Nur hätte man dieß nicht zu einem Glaubensartikel für uns, und Furcht und Zittern vor dem Herrn zur nothwendigen Bedingung der Begnadigung machen sollen. Diejenigen aber, welche eine bessere, dem Geiste des Christenthums gemäßere Theorie hierüber aufzustellen suchten, fingen an, jene Stellen anders und milder zu erklären, entfernten sich aber dadurch in der That vom einfachen Wortverstande, und gaben wider ihren Willen Anlaß zu nicht ganz ungerechten Klagen der Gegenpartei über Schriftverdrehung *).

Das πρωτον ψευδος war hiebei immer, daß man die in der Schrift enthaltenen Sätze und Aussprüche für eine absolut vollkommne und einzig richtige Religionstheorie hielt;

---

der Verfahrungsart des Verf. keineswegs überall Beifall geben, so ist doch dasjenige sehr gegründet und wahr, was er, obwohl in ziemlich starken Ausdrücken, über den bisherigen Sinn und Unsinn der Schulen in Erklärung jener Urkunde am angef. Orte sagt; und es bleibt immer sein Verdienst, auf den einzig richtigen und natürlichen Weg in Auslegung jener Urkunde geführt zu haben, den nachher Andre, vorzüglich Eichhorn und Gabler, so glücklich betraten.

*) S. Spalding's Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthume (Leipz. 1764. 8.) S. 200 ff., vergl. mit der Beurtheilung dieser Schrift von einem Ungenannten (Frankf. 1764. 8.) S. 67 ff. Will man mehre Beispiele willkürlicher und gezwungener Schriftdeuntugen, so wird man deren eine Menge in Eberhard's Apologie des Sokrates finden, deren exegetischer Theil dem philosophisch[illegible]ei weitem nachsteht.

daß man voraussetzte, es dürfe kein Irrthum, keine falsche, unvollkommene Vorstellungsart von religiosen Dingen in der Schrift vorkommen, weil ihre Verfasser vom Geiste Gottes in alle Wahrheit seien geleitet worden. Die Ersten glaubten also alles als wahr und gültig annehmen zu müssen, was die Schrift irgendwo von einer Sache sage, wenn auch die Vernunft Einwendungen dagegen mache; die Andern hingegen meinten, man müsse seine Zuflucht zur Auslegung nehmen, und allenfalls lieber den Worten der Schrift einige Gewalt anthun, ehe man den Rechten der Vernunft etwas vergebe. Sobald man aber eingesteht, es können manche irrige und mangelhafte Vorstellungen über religiose und moralische Gegenstände in der Schrift unbeschadet ihres Ansehns und Werthes vorkommen, und es sei nur unsre Pflicht, nach andern Gründen dieselben zu berichtigen und vollkommner zu entwickeln: so kann den gewissenhaften Ausleger nichts weiter hindern, den klaren, einfachen Wortverstand der Schrift, so wie ihn Sprachgebrauch, Zusammenhang und die allgemeine Denkart des Zeitalters an die Hand geben, aufzufinden und darzustellen. Die zweite Quelle unrichtiger Schrifterklärungen muß also durch das Perfektibilitätsprinzip wo nicht ganz versiegen, doch wenigstens großentheils verstopft werden; und indem man dadurch Zeit gewinnt, einzig und allein auf die Verstopfung der ersten Quelle hinzuarbeiten, so muß jenes Prinzip nothwendig für die gesammte Hermeneutik von den wohlthätigsten Folgen sein.

Eilfter Brief.

Sie glauben also wirklich, mein Freund, die sogenannte Anbequemung (accommodatio) vermöge der man den Ausdrücken der S[illegible]nen bessern oder vernünftigern Sinn

unterschiebt, als sie dem einfachen Wortverstande und der Absicht ihrer Urheber nach haben sollten, sei ein ganz erlaubtes Mittel, der Unvollkommenheit heiliger Bücher zu Hülfe zu kommen, sei ein Mittel, dessen sich nicht nur Jesus und die Apostel in ihren Anführungen alttestamentlicher Schriftstellen bedient hätten, um ihre reineren oder geistigeren Lehren den Juden annehmlicher zu machen, sondern dessen Rechtmäßigkeit und sogar Nothwendigkeit in den neuesten Zeiten auch von dem Ersten aller Interpreten der reinen Vernunftreligion, dem Stifter der kritischen Philosophie, sowohl durch Gründe als durch Beispiel dargethan worden? Ich gestehe, die Autoritäten, die Sie mir entgegensetzen, sind wichtig; das Problem, dessen Auflösung Sie mir dadurch aufgeben, ist nicht leicht. Gern würd' ich daher ausweichen und stillschweigen, wenn nicht die Steine, die Sie mir in den Weg geworfen haben, zu groß wären, als daß man so leicht vorbei oder darüber hingehen könnte. Lassen Sie uns also versuchen, ob wir sie bei Seite schaffen können!

Vorerst wollen wir die Frage untersuchen: Haben Jesus und die Apostel wirklich akkommodirt? — Ich bitte Sie, hier gleich zu bemerken, daß diese Frage mit einer andern, zwar ähnlich klingenden, aber wesentlich verschiedenen, nicht verwechselt werden dürfe, nämlich mit der Frage, ob sie sich akkommodirt haben? Denn wenn man von Akkommodazion überhaupt spricht, so geschieht dieß in einer doppelten Beziehung. Es giebt eine Akkommodazion der Worte in fremden Aussprüchen, und eine Akkommodazion der Meinungen in eignen Urtheilen. Dort akkommodirt man die Aussprüche Andrer nach seinen Meinungen; hier akkommodirt man sich in seinen Aussprüchen nach den Meinungen Andrer. Man könnte jene Art der Akkommodazion die exegetische, diese die dogmatische nennen. Hier ist bloß von der ersten die Rede; von der letzten werd' ich in einem der folgenden Briefe zu sprechen Gelegenheit haben.

Was also die exegetische Akkommodazion betrifft, so lehrt für's erste der Augenschein, daß die neutestamentlichen

Schriftsteller (worunter man auch den Stifter des Christenthums selbst mit begreifen kann, weil doch ein beträchtlicher Theil des neuen Testaments Worte aus seinem Munde, wenn gleich nicht aus seiner Feder enthält) sehr häufig Gebrauch von Stellen des alten Testaments machen, um gewisse Sätze und Behauptungen entweder zu beweisen oder nur beiläufig zu erläutern. Hier entsteht nun sehr natürlich die Frage: Welchen Werth haben diese Anführungen in Ansehung der Schriftauslegung? — Es war eine Zeit, wo man die Deutungen alttestamentlicher Stellen von neutestamentlichen Schriftstellern für vollkommen richtig hielt, weil diese Schriftsteller als Inspirirte untrügliche Religionslehrer gewesen, und mithin nicht nur ihre Lehre selbst in allen Stücken die vollkommenste sei, sondern auch der Geist am richtigsten die Worte habe auslegen müssen, die er einst den Schriftstellern des alten Testaments eingegeben habe. Man urtheilte also nach dem bekannten Grundsatze, dessen Anwendung hier freilich auf einer petitio principii beruhete: Quisque est verborum suorum optimus interpres. Weil man aber doch offenbar sahe, daß nicht alle jene Deutungen buchstäblich wahr sein könnten: so fiel man auf den mannigfaltigen Sinn der Schrift, vermöge dessen man in dieser ergiebigen Quelle finden konnte, was man nur immer wollte. Andre hingegen, deren klassische Bildung eine so betrügliche und schwankende Auslegungsart nicht billigen konnte, gaben vor, jene angebliche Deutungen seien meistens bloße Anwendungen, welche die neutestamentlichen Schriftsteller von den Aussprüchen der alttestamentlichen machten, ob sie gleich den richtigen und eigenthümlichen Sinn der von ihnen angeführten Worte sehr wohl einsahen oder wenigstens ahneten. Sie hätten also dieselben bloß nach ihrem Sinne akkommodirt, um theils ihren Zeitgenossen unter dieser gefälligern Hülle die wichtigsten Wahrheiten mitzutheilen, theils ihrer ganzen Lehre, besonders der von Jesus dem Messias, durch Berufung auf die Aussprüche und vorgeblichen Weißagungen des alten Testaments mehr Eingang zu verschaffen. Allein hier ent-

stand nun wieder eine neue Schwierigkeit, indem man nämlich bestimmte Kriterien angeben sollte, durch welche man sogleich erkennen möchte, in welchen Fällen man jene Deutungen entweder für bloße Anwendungen oder für wirkliche Erklärungen zu halten habe? Manche wollten diese Kriterien in den Anführungsformeln, Andre in der Art des Gebrauchs finden, den die neutestamentlichen Schriftsteller von Stellen des alten Testaments machen *). Wenn sie z. B. aus denselben argumentirten, und sich beim Beweise von Hauptsätzen darauf beriefen: so müsse man eine eigentliche Erklärung annehmen, und sei also verbunden, das A. T. in solchen Stellen nach dem Neuen zu erklären, weil man in diesem Falle ganz authentische Ausleger vor sich habe. Allein die bessern Einsichten in die Sprache, die Denkart und den Zusammenhang der alttestamentlichen Schriftsteller haben gelehrt, daß selbst in solchen Stellen, wo die neutestamentlichen Schriftsteller nicht bloß anführen, sondern auslegen, nicht bloß anspielen, sondern beweisen, sich mancherlei wichtige Einwendungen gegen ihre Erklärungen machen lassen. Und da tritt dann die große Bedenklichkeit ein, wie diese Schriftsteller, welche die Menschen in alle Wahrheit leiten sollten, sich solche falsche Deutungen erlauben, und ihre Zuhörer oder Leser absichtlich irre führen konnten. Meines Erachtens bleibt dieß immer Betrug, wär' es auch ein sogenannter frommer, in guter Absicht geschehener Betrug. Und wenn man es mit Recht unsern Predigern nicht gestatten will, zum Beweise oder zur Erläuterung ihrer Behauptungen sich solcher Schriftstellen zu bedienen, die eigentlich nichts von dem enthalten, was jene beweisen oder erläutern wollen: so glaub' ich, ließe sich auch das Verfahren der neutestamentlichen Schriftsteller schwerlich entschuldigen, wenn sie absichtlich falsch gedeutet hätten. Aber eben dieses Absichtliche bezweifl' ich. Denn da zu ihren Zeiten hermeneutische Grundsätze ganz

---

*) Man sehe Dathe zu Jes. 7, 14. und seine Einleitung zu verschiedenen Psalmen, welche messianische genannt werden.

ten, vermöge deren solche Erklärungsarten, wie wir sie im N. T. vorfinden, nicht bloß für zulässig, sondern auch für richtig gehalten wurden; da ferner jene Schriftsteller größtentheils ungelehrte Ausleger, und nicht über allen Irrthum erhaben waren: so glaub' ich, daß eben jene Erklärungen mit zu dem Irrigen und Mangelhaften gehören, was dem Wahren und Guten in der Schrift beigemischt ist.

Und dieß ist denn auch insonderheit der Fall bei den meisten derjenigen Deutungen alttestamentlicher Stellen, in welchen Begebenheiten und Aussprüche des A. T. als Vorbedeutungen und Weißagungen auf Personen und Ereignisse des N. T., vornehmlich auf Jesus und dessen Schicksale angegeben werden. Bekanntlich nennt man diese Stellen des A. T., von welchen im N. T. ein solcher Gebrauch gemacht wird, oder von welchen spätere Ausleger nach Anleitung des N. T. einen solchen Gebrauch gemacht haben, messianische Weißagungen; allein selbst dieser Ausdruck enthält eine große Zweideutigkeit. Denn man muß, wie auch schon Andre, und vorzüglich Eckermann in seinen bekannten Beiträgen, angemerkt haben, einen großen Unterschied machen zwischen eigentlich messianischen Weißagungen, d. h. solchen Aussprüchen der alten Propheten, worin die Hoffnung eines großen aus David's Geschlechte zu erweckenden Mannes enthalten ist, der eine heilsame Verbesserung und Erweiterung im ganzen, politischen sowohl als religiosen, Zustande des israelitischen Volkes bewirken sollte — dergleichen Erwartungen durch den Verfall des Staats und der Religion bei jedem echten und frommen Patrioten, der bedachte, was Jehovah ehedem für diesen Staat und diese Religion gethan hatte, nothwendig rege und mit dem größern Verfalle immer lebhafter werden mußten — und zwischen Weißagungen von Jesus, dem Stifter der christlichen Religion. Daß Weißagungen der ersten Art in den Schriften des A. T. anzutreffen sind, kann nur der leugnen, der sie auch nicht einmal flüchtig durchblättert hat; und wer mir z. B. Jes. 9 und 11 und unzählige andre Stellen der Propheten von

Hiskias, Serubabel, oder Gott weiß, von was sonst für wirklichen Personen des A. T. erklärt, von dessen exegetischem Gefühle, so wie von dessen Kenntniß der prophetischen Bildersprache hab' ich eben keine hohen Begriffe. Ob aber Weissagungen der zweiten Art darin vorkommen, ist eine andre Frage, die wohl schwerlich möchte bejaht werden können. Zwar kann man nicht in Abrede sein, daß in den Lebensumständen Jesu und den Schicksalen seiner Schüler und seiner Religion Ereignisse und Umstände vorkommen, welche mit den Beschreibungen vom Messias und mit gewissen Begebenheiten oder Umständen im A. T. oft genug zusammentreffen. Allein theils sind dieß doch weiter nichts als bloße Aehnlichkeiten und Parallelen, dergleichen man überall in Begebenheiten älterer und neuerer Zeiten aufgreifen kann, die aber hier nach dem herrschenden Grundsatze, daß der Messias alles Große und Merkwürdige seiner Stammväter in sich vereinigen müsse, desto eher aufgegriffen und von den neutestamentlichen Schriftstellern zur Begründung ihrer Behauptung, Jesus sei der erwartete Messias, benutzt wurden; theils konnte von Seiten Jesu manches absichtlich geschehen, um sich den prophetischen Messiasbildern, von denen er eigentlich weit entfernt war, etwas anzunähern, und dadurch seiner Person und Lehre Ansehn und Beifall zu verschaffen; theils endlich konnte Gott selbst um eben dieses Zweckes willen die Schicksale Jesu und seiner Lehre so lenken und leiten, daß jene Aehnlichkeiten daraus entsprangen. Inwiefern es nun nach dieser menschlichen Ansicht auch von einer göttlichen Disposizion abhing, daß die alttestamentlichen Schriftsteller gerade auf diese Vorstellungen und Bilder geriethen, kann man wohl sagen: Gott habe durch die Propheten Jesum als den Messias vorher ankündigen lassen. Nur hat man hierbei allemal zu bedenken, 1) daß die Propheten bei ihren Aussprüchen etwas ganz anders im Sinne hatten, als sich durch die nachmalige Entwickelung der Umstände nach dem weisen Plane Gottes zeigte, und daß folglich 2) jene Aussprüche, wenn man ihren wahren Sinn erforschen will, von den Aus-

sprüchen und Begebenheiten des N. T. ganz unabhängig gemacht, und sowohl nach den in jenen Zeiten herrschenden Ideen, als aus den damaligen Begebenheiten und Umständen erklärt werden müssen, gesetzt auch, daß man bei der annalistischen Kürze und den vielen Lücken in der Geschichte des israelitischen Volks überhaupt und einzeler Personen desselben insonderheit nicht allemal nachweisen könnte, worauf sich wohl die dichterischen Seher des A. T. in ihren Aussprüchen bezogen haben.

Aus diesen Bemerkungen ergiebt sich, wie mich dünkt, sehr natürlich die Folge, daß die vorgebliche Akkommodazion der neutestamentlichen Schriftsteller in Erklärung so vieler Aussprüche des A. T. eine bloße Erdichtung sei, gemacht, um sich mit guter Manier aus der Verlegenheit zu ziehn, in die man kam, wenn man jene Deutungen als falsch erkannte. Wollte man also ganz ehrlich sein, so sollte man von eigentlicher Akkommodazion im N. T. gar nicht mehr sprechen. Denn dieses Wort zeigt allemal eine absichtliche falsche Deutung einer Stelle an, bei welcher man den richtigen Sinn wohl einsieht, ihn aber aus gewissen Ursachen (die übrigens beschaffen sein mögen, wie sie wollen) verschweigt oder entstellt. Eine solche Akkommodazion aber halt' ich der Würde und dem Charakter der neutestamentlichen Schriftsteller nicht für angemessen. Wollte man ja dieses Wort noch ferner brauchen, so würde man darunter nichts weiter verstehen dürfen, als eine fehlerhafte Auslegung im N. T. von Stellen des A. T., dergleichen auch ein Professor auf dem Katheder oder ein Prediger auf der Kanzel machen kann, in der Meinung, er habe den wahren Sinn der auszulegenden Worte angegeben, so daß man ihn wegen eines Betrugs nicht in Anspruch nehmen kann *).

*) Daß diejenigen Stellen, worin die Verfasser des N. T. ihre eignen Gedanken in gewisse bekannte Ausdrücke und Formeln des A. T. [illegible] einkleiden, gar nicht hierher gehören, versteht sich wohl

Sie sehen demnach, werthester Freund, daß diejenigen, welche sich willkürliche Deutungen der Schrift erlauben, um einen wirklich oder scheinbar bessern Sinn hineinzulegen, als die Worte mit sich bringen, sich keinesweges auf das Beispiel der neutestamentlichen Schriftsteller berufen dürfen. Diese interpretirten in der Lauterkeit und Einfältigkeit ihres Herzens ohne alle absichtliche Verdrehung; und wenn wir uns durch sie irre führen lassen, so ist die Schuld lediglich unser, daß wir die bessern, uns von Gott verliehenen Hülfsmittel zum Verständnisse der Schrift nicht gewissenhaft brauchen. Zugleich sehen Sie aber auch hieraus, daß unser Grundsatz für die Erklärung des A. T. noch einen besondern Nutzen hat. Denn durch ihn wird die hermeneutische Regel bewährt und über alle Bedenklichkeit erhoben, daß man das A. T. völlig unabhängig vom Neuen und ganz für sich allein erklären müsse, und daß die Deutungen, welche von Stellen des erstern in dem letztern gemacht werden, nur dann für gültig und authentisch zu halten seien, wenn sie mit dem nach Sprachgebrauch und Zusammenhang gefundenen Sinne der alttestamentlichen Schriftstellen übereinstimmen.

Ob nun aber das Akkommodiren überhaupt, und insonderheit die kantische Akkommodirmethode nebst den Grundsätzen, nach welchen der Philosoph von Königsberg dabei verfuhr, zulässig und nützlich sei? — diese Untersuchung muß ich bis auf meinen nächsten Brief verspa-

---

von selbst. Dieß sind weder Interpretazionen noch Akkommodazionen, sondern Wortspiele, Allusionen, oder, wie man es nennen will. Die Griechen machten es eben so mit ihrem Homer, und wir noch heutiges Tages mit unsrer ganzen Bibel, ohne auch nur von fern an Interpretazion dabei zu denken. Bei den Ebräern war dieß eine ganz gewöhnliche Art der Gedankeneinkleidung, deren sich schon die Propheten bedienten. Man vergl. darüber eine kurze, aber treffende Bemerkung in Herder's Geist der ebräischen Poesie. Th. 2. S. 296 u. 297.

ren. Der Gegenstand scheint mir zu wichtig, als daß er mit Wenigem abgethan werden könnte. Also wünsch' ich Ihnen für dießmal ein herzliches Lebewohl.

Zwölfter Brief.

Warum wollen Sie mich zu einer so weiten Abschweifung verleiten? lieber Freund. Was kann Ihnen mit meinem individualen Urtheile über die ganze kantische Schrift gedient sein, von der nur ein kleiner, zum Ganzen nicht wesentlich gehöriger, obwohl tief in dasselbe verwebter Theil in meinem Wege liegt? Die Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft ist unstreitig eins der wichtigsten Erzeugnisse neuerer Zeit über den Gegenstand, den es betrifft, ist ein Werk, das ganz das Gepräge des originalen tiefdenkenden Geistes trägt, der ihm das Dasein gab. Gleichwohl dürfte sich die Stimme des Publikums vielleicht nie zu einem einhelligen Urtheile über den Gehalt und Werth desselben vereinigen. Anders wird es der Philosoph, anders der Theolog, anders der Naturalist, anders der Supernaturalist, anders der Gelehrte, anders der Ungelehrte, wenn dieser davon Kenntniß nehmen sollte, ansehn und beurtheilen. Sie werden daher am besten thun, wenn Sie sich bei Lesung desselben an die Berichte und Urtheile Anderer gar nicht kehren, sondern sich ganz dem Eindrucke überlassen, den es auf Sie selbst macht, und in Ihrem eignen Kopfe und Herzen die Gründe zu einem bestimmten Urtheile über dasselbe suchen. Lassen Sie mich also jetzt von Beurtheilung des Ganzen abstrahiren, und nur bei dem stehen bleiben, was eigentlich zu unsrer Absicht gehört und Sie zuerst veranlasste,

dieses Werk meiner Behauptung von der Unzulässigkeit und Schädlichkeit der exegetischen Akkommodazion entgegen zu setzen.

Den Gebrauch, welchen der königsbergische Philosoph in dem ganzen Werke von den Aussprüchen der Schrift macht, finden Sie in demjenigen Abschnitte desselben, welcher die Ueberschrift führt: »Der Kirchenglaube hat zu seinem »höchsten Ausleger den reinen Religionsglau»ben« (S. 149—157) zugleich mit den Gründen für diese Verfahrungsart näher bezeichnet. Bei ihm wollen wir also stehen bleiben, und die darin vorgetragenen Grundsätze über Schriftauslegung nicht bloß nach allgemeinen hermeneutischen, sondern auch nach andern Gründen, auf welche hiebei besondre Rücksicht zu nehmen sein dürfte, prüfen. Wir haben nicht nöthig, um dieser Prüfung willen, wenn sie auch gegen den Verfasser ausfallen sollte, ihn oder sonst Jemanden um Verzeihung zu bitten. Denn er selbst wollte weder in dieser, noch in einer andern seiner Schriften nachgebetet, sondern geprüft sein; und die, welche lieber das Erste, als das Letzte thun, mögen, wenn ihnen unser Attentat zu Ohren kommt, immerhin zürnen! Was kümmert's uns! *)

Daß eine Schrift auslegen so viel heiße, als den Sinn, den ihr Verfasser mit seinen Worten verband, darlegen; daß diese Darlegung, wenn sie geschichtlich wahr sein soll, unverfälscht sein müsse; daß dem bloßen Ausleger keine Beurtheilung der Gedanken seines Schriftstellers zukomme, und es ihm gleich viel sein müsse, ob der exegetisch richtige Sinn auch philosophisch richtig, d. h. an sich wahr, vernünftig und praktisch anwendbar sei oder nicht — dieß sind lauter Sätze, welche in der angewandten Logik als allgemein gültige Grundsätze der Hermeneutik auf-

---

*) Wie haben sich doch die Zeiten geändert, seit Obiges niedergeschrieben wurde! Jetzt gilt es nicht einmal mehr für verdienstlich, geschweige für verwegen, etwas gegen Kant zu sagen. Denn er war ja nur ein alter Schwätzer.

gestellt werden, und welche der Verfasser der fraglichen Schrift wohl so gut, als jeder Andre, gekannt haben, und wenn vom bloßen historischen Auslegen die Rede ist, auch gewiß nicht ableugnen wird *). Sie sehen also leicht, daß, wenn wir ihn bloß auf diese Grundsätze verweisen, und sein Verfahren einzig und allein danach prüfen wollten, wir etwas sehr vergebliches, gar nicht zum Ziele treffendes thun würden. Ihn veranlassten wahrscheinlich die höchsten Prinzipien der Vernunft selbst, deren Interesse alles andre untergeordnet werden muß, nämlich der praktischen, jene Regeln der Auslegung bei einer Schrift zu verletzen, deren ganzer Zweck auf Religion und Moralität gerichtet, mithin durchaus praktisch ist. Lassen wir ihn also vorerst selbst sprechen! »Auslegung einer Offenbarung« — sagt er (S. 150) und dieser Zusatz muß wohl bemerkt werden — »ist die durchgängige Deutung derselben zu einem Sinne, der mit den allgemeinen praktischen Regeln einer reinen Vernunftreligion zusammenstimmt. — Diese Auslegung mag uns selbst in Ansehung des Textes oft gezwungen scheinen, oft es auch wirklich sein; und doch muß sie, wenn es nur möglich ist, daß dieser sie annimmt, einer solchen buchstäblichen vorgezogen werden, die entweder schlechterdings nichts für die Moralität in sich enthält, oder dieser ihren Triebfedern wohl gar entgegenwirkt.« Man sieht also, daß der Verfasser eine moralische Auslegung im Sinne hat, die er von der historischen zwar nicht mit ausdrücklichen Worten, aber doch der Sache nach unterscheidet. Denn er redet bald darauf (S. 153) noch von einem andern Ausleger, dem Schriftgelehrten, der außer der Grundsprache des Textes auch

*) Weiter ausgeführt, und besonders auf Bibelerklärung angewandt, kann man jene Grundsätze lesen in Keil's Progr. über die historische Erklärungsart der heiligen Schrift, und deren Nothwendigkeit, welches eben unter diesem Titel, von Carl Aug. Hempel, Leipzig, 1793. 8. aus dem Lat. übersetzt worden.

eine ausgebreitete historische Kenntniß und Kritik besitzen soll', um eine heilige Schrift sowohl nach ihrer historischen Glaubwürdigkeit zu beurkunden, als auch ihrem wahren Sinne nach zu erforschen. Da es nun ganz offenbar ist, daß diese beiden Ausleger nicht neben einander mit gleicher Autorität bestehen können, weil es schon a priori einleuchtet, daß sie einander oft widersprechen werden: so entsteht die Frage, welchem von beiden der oberste Rang gebüre. Kant entscheidet für den ersten, in den Worten: »Diesem Schrift»ausleger ist nun noch ein andrer beigesellet, aber unter»geordnet, nämlich der Schriftgelehrte.« Hier fragt es sich nun von neuem, ob diese Unterordnung bloß erlaubt oder nothwendig, und in beiden Fällen, ob sie durchaus (absolut) oder nur in gewisser Hinsicht (hypothetisch) erlaubt oder nothwendig sei? Es leuchtet in die Augen, daß es bei Beantwortung dieser Fragen auf den Zweck ankomme, den man beim Lesen und Forschen, und mithin auch beim Auslegen der Schrift hat. Es kann dieß nämlich entweder in bloß historischer, oder in moralischer Absicht, entweder bloß für den Ausleger oder für Andre geschehen. Studirt und interpretirt Jemand die Schrift bloß in der Absicht, um sich oder Andre von dem zu unterrichten, was darin erzählt und gelehrt wird — wie Moses und die Propheten, Jesus und die Apostel, und wer sonst einen Beitrag zu der so heterogenen Schriftensammlung geliefert hat, die wir unschicklich genug unter der Kategorie, Wort Gottes, heilige Schrift, zusammenfassen — wie, sag' ich, alle diese Männer über politische oder religiose, theoretische oder praktische Gegenstände dachten, wie sie lebten, was sie thaten und wirkten: so ist es ganz offenbar, daß die moralische Schriftauslegung der historischen weichen und ihr den Platz allein lassen müsse. Denn wie wollte sich jene anmaßen, nach ihren praktischen Prinzipien über alle jene Dinge eine Entscheidung geben zu können! Will aber Jemand die Schrift in moralischer Hinsicht brauchen, so scheint es, könne und müsse die moralische Auslegung den obersten Rang behaupten. »Alle Schrift von

»Gott eingegeben ist nützlich zur Lehre, zur Strafe, zur Bes»serung,« u. s. w. »und da« — setzt Kant hinzu (S. 152) — »das Letztere, nämlich die moralische Besserung des Men»schen, den eigentlichen Zweck aller Vernunftreligion aus»macht, so wird diese auch das oberste Prinzip aller Schrift»auslegung enthalten.« Hieraus folgt wenigstens soviel, daß es dem, der die Schrift für sich zu seinem praktischen Gebrauche lieset, erlaubt sein muß, die Worte der Schrift so auszulegen, wie er es seinem praktischen Interesse gemäß findet, mithin sich nicht daran zu kehren, was Sprachgebrauch und Zusammenhang für einen Sinn heischen, da ja ohnehin die Erforschung dieses letztern ein für die meisten Leser zu schweres Geschäft sein würde. Aber eine andre Frage ist's, ob er vermöge der Natur der Sache nothwendig so verfahren müsse, d. h. ob der praktische Gebrauch der Schrift und ihr Zweck, moralische Besserung zu bewirken, ganz verloren gehen würde, wenn der Leser nicht zu gezwungenen oder wenigstens ganz willkürlichen oder erdichteten Deutungen seine Zuflucht nähme? woraus denn, wenn diese Frage mit Ja beantwortet werden müsste, sich ferner leicht würde entscheiden lassen, ob der, welcher Andre mittels der Schrift moralisch belehren und bessern will, sich solcher Deutungen nicht nur bedienen dürfe, sondern wohl gar müsse?

Um nun hierüber eine sichere Auskunft zu gewinnen, so lassen Sie uns die verschiednen Arten des Verhältnisses untersuchen, in welchem eine heilige Schrift, auf die sich eine geoffenbarte Religion gründet, in Ansehung ihrer Aussprüche und Lehren zur reinen Vernunftreligion stehen kann. Im Allgemeinen lässt sich ein dreifaches Verhältniß der Art denken. Sie können sich verhalten, entweder wie A zu A, oder wie A zu B, oder endlich wie A zu a + x + x + x .... d. h. die Offenbarungsreligion ist entweder der reinen Vernunftreligion völlig angemessen, und widerstreitet ihr in keinem ihrer Theile; oder sie ist von ihr ganz verschieden, und steht mit ihr, wenigstens (weil doch eine Schrift, die gar nichts mit der Vernunftreligion gemein hätte, und dieser

durchaus entgegen wäre, schwerlich als heilig und geoffenbart anerkannt werden würde) in den wesentlichen Unterscheidungslehren in geradem Widerspruche; oder endlich sie ist ihr zwar nicht vollkommen adäquat, enthält aber die Keime der reinen Vernunftreligion, so daß sie sich derselben vermöge eines in ihr selbst liegenden Prinzips progressiver Ausbildung und Entwickelung immer mehr nähern, und nach und nach eine reinere und vollkommnere Gestalt bekommen kann.

Findet das erste Verhältniß statt, so ist offenbar, daß es keiner eignen moralischen Auslegung bedarf; indem die bloße historische Darlegung des Sinnes einer solchen heiligen Schrift zum moralischen Gebrauche derselben hinlänglich ist. Findet aber das zweite statt, so würde eine heilige Schrift freilich nach ihrem buchstäblichen Sinne gar keinen moralischen Nutzen gewähren, im Gegentheile vielleicht gar zur Immoralität verleiten. Man müsste also, wenn sie nun einmal moralisch gebraucht werden sollte, zu einer gezwungenen Deutung seine Zuflucht nehmen. Allein in diesem Falle würd' es weit besser sein, sie, wenn es nur irgend möglich wäre, ganz bei Seite zu legen, und ein andres menschliches Buch an ihre Stelle zu setzen. Auch würde bei einer solchen Auslegungsart, vermöge deren man aus allem alles machen kann, es völlig gleichgültig sein, ob wir die sibyllinischen Bücher oder das israelitische Prophetenbuch, Muhammed's Reden oder Jesu Parabeln, Ovid's Heldenbriefe oder Pauli Sendschreiben zum öffentlichen Religionsbuche und zur Grundlage des Kirchenglaubens machten. Es würde ferner der Schriftgelehrte selbst keinen moralischen Gebrauch von seiner heiligen Schrift machen können. Denn da er als Schriftgelehrter die Pflicht hat, den historischen Sinn der Schrift unbefangen zu erforschen: so müsste er beim moralischen Gebrauche derselben alle seine richtigen Einsichten vergessen, und sich auf die gewaltsamste Art selbst täuschen. Er müsste aber auch Andre, nämlich die Ungelehrten, täuschen, und man könnte ihn bei seinen Auslegungen allerdings der Unredlich-

keit beschuldigen, weil, wenn er nicht wirklich behauptete, das sei der eigentliche Sinn der Schrift, Niemand sich an seine Deutungen kehren und sie moralisch anwenden, wenn er es aber behauptete, er die seiner Unterweisung und moralischen Bearbeitung Anvertraueten vorsätzlich und wissentlich hintergehen würde; was sich mit solchen Zwecken schwerlich würde vereinbaren lassen. Eine solche Deutungsart könnte ferner auch von gar keinem wahrhaften und beständigen Nutzen sein; wie dieß die Erfahrung schon gelehrt hat, und selbst das Beispiel der griechischen und römischen Moralphilosophen, auf welches sich Kant (S. 150) beruft, sattsam beweist. Sie suchten freilich durch ihre Deutungen der zum Theile so abgeschmackten und unsittlichen heidnischen Mythologie einen vernünftigern, edlern Sinn zu geben. Aber wer weiß es nicht, wie sehr die guten Stoiker — denn sie waren es hauptsächlich, welche sich dieses Verdienst zu erwerben suchten — deshalb von andern Philosophen durchgezogen wurden, und wie wenig sie mit ihren Deutungen selbst beim Volke zur sittlichen Besserung ausrichteten. Dieses blieb immer dabei: Wenn Jupiter, deum pater atque hominum rex, seinen Begierden unterliegt, wer mag es dem schwachen Sterblichen, dem homuncio, übel nehmen! Dem Gelehrten und Einsichtsvollen helfen daher solche Deutungen gar nichts, weil er ohnehin weiß, daß sie keinen Grund haben, und ihre Falschheit ihm immer lebhaft einleuchtet; höchstens kann er sich also an ihnen als an feinen Spielen des Witzes belustigen; die darunter verborgenen Wahrheiten aber würde er lieber ohne solche Hülle schauen. Dem Ungelehrten und Unverständigen hingegen helfen sie nur wenig, theils weil sie oft zu künstlich sind, als daß er sie begreifen könnte, theils, weil das Unnatürliche, Schwankende, Gezwungene, das sein natürlicher Wahrheitssinn oft sehr wohl fühlt, ihn mehr verwirrt als aufklärt, und die ganze Sache verdächtig macht*).

*) Wenn z. B. Kant (S. 44 des genannten Werkes) sagt, die Schrift stelle dadurch, daß sie in der Geschichte vom Sündenfalle das Böse zwar im Weltanfange, doch noch nicht im Menschen, sondern in

Weil nun also das Akkommodiren im ersten Falle unnöthig und überflüssig, im zweiten untauglich nnd zweckwi-

---

einem Geiste von ursprünglich erhabnerer Bestimmung voranschickte, den ersten Anfang alles Bösen überhaupt als für uns unbegreiflich vor, den Menschen aber nur als durch Verführung in's Böse gefallen, also nicht von Grund aus verderbt, sondern als noch einer Besserung fähig: so kann man nicht umhin, diese Akkommodazion als einen schönen Midrasch zu bewundern. Aber für den, der da weiß, daß in der mosaischen Erzählung kein Wort, keine Sylbe von einem verführenden Geiste gesagt wird, thut alles dieß keine Wirkung, und ist um nichts lehrreicher, als wenn es mit dürren Worten gesagt wäre, ohne den bösen Geist zu Hülfe zu rufen. Oder wenn man (S. 148 der Krit. der praktischen Vernunft) liest, das Gebot: Liebe Gott über alles, und deinen Nächsten als dich selbst, bedeute so viel, als: Strebe danach, daß du Gottes Gebote gern thuest, und alle Pflichten gegen Andre gern ausübest; anderwärts hingegen (S. 228 der Religion der Vernunft) wiederum liest, das Gebot: Liebe Gott über alles, sei eine allgemeine Regel für das innere und äußere Verhältniß der Menschen, und bedeute: Thue deine Pflicht aus keiner andern Triebfeder, als der unmittelbaren Werthschätzung derselben; und das Gebot: Liebe einen Jeden als dich selbst, sei eine besondre Regel für das äußere Verhältniß derselben und bedeute: Befördre fremdes Wohl aus unmittelbarem, nicht von eigennützigen Trieben abgeleiteten Wohlwollen — wenn man, sag' ich, alles dieß liest und mit einander vergleicht: so fühlt bei aller Richtigkeit dessen, was jene Gebote bedeuten sollen, gewiß auch der Ungelehrteste, und dieser um so mehr, je unbefangener er ist, wie willkürlich, schwankend und gezwungen die Deutung sei. Es wird also auch schwer halten, ihm begreiflich zu machen, wie alles dieß in jenen einfachen Worten verborgen sein solle. Wie mag nun, fragt man billig, durch solche Deutungen ein wirklicher sittlicher Nutzen entstehen? — Den Umstand, daß man durch ein solches Verfahren den Feinden der guten Sache Gelegenheit giebt, sie verdächtig zu machen, und den Freund der Wahrheit als einen Schriftverdreher mit dem größten Scheine Rechtens der Unredlichkeit zu bezüchtigen, will ich nicht einmal erwähnen, ungeachtet er Beherzigung, vornehmlich in unsern Zeiten, verdient. Einen andern Umstand aber will ich mit den Worten eines Andern anführen: »Man pflegt zwar durch

drig ist: so kann es in dem dritten und letzten Falle, der gewissermaßen die beiden ersten in sich vereinigt (A:A + B, woraus, weil B als negative Größe gedacht werden muß, eine Verminderung von A entsteht) eben so wenig stattfinden, und es bleibt auch hier kein andrer Weg übrig, als der, welchen die Natur der Sache selbst an die Hand giebt. Man lasse die Schriftgelehrsamkeit in der Schriftauslegung ganz allein gehen, und warte ruhig ab, was sie herausbringen werde, ohne die Vernunftreligion einzumischen. Man gehe dann unverhohlen mit der Sprache heraus: »Dieses und »jenes bedeutet dieser oder jener Ausspruch der Schrift; das »ist ihre Lehre.« Sollte dieser historisch gefundene Sinn den Grundsätzen der reinen Vernunftreligion*) nicht angemessen sein: so bekommt die Vernunft nun erst ihr Geschäft, die in der Schrift aufgefundne Lehre zu reinigen und zu vervollkommnen. Hier hat sie alsdann freies Spiel, und die Schriftgelehrsamkeit darf sich wiederum ihrerseit dabei nicht einmischen. Diese liefert jener bloß den Stoff zur Bearbeitung der geoffenbarten Religion; aber sie liefert ihn auch ganz allein. Die Vernunftreligion wird dann erst zu Rathe gezogen, wenn dieser Stoff zu einem ganzen Lehrgebäude einer geoffenbarten Religion verarbeitet werden soll. Will man daher genau sprechen, so giebt es eigentlich weiter gar keinen Schriftausleger, als den Schriftgelehrten; dieser ist nicht nur keinem andern untergeordnet, sondern nicht einmal beigesellet; er leidet in dem ihm angewiesenen Geschäfte Niemanden neben sich. Wenn es daher (S. 154) heißt: »Vernunftreli-

»eine sogenannte vernünftige Auslegung dem Uebel einiger»maßen abzuhelfen, und die positive Lehre der Aufklärung, den »Vorurtheilen und dem Geschmacke des Zeitalters jedesmal zu ak»kommodiren. Allein theils ist dieser Weg mehrentheils histo»risch unredlich, theils unzulänglich, um der Vernunft die »völlige Freiheit in Befolgung ihrer eignen Grund»sätze gegen jede willkürliche Beschränkung zu si»chern.« Schmid im Versuch einer Moralphilosophie, §. 53. S. 119.

»gion und Schriftgelehrsamkeit sind die eigentlichen berufenen »Ausleger und Depositare einer heiligen Urkunde,« so muß es lauten: Schriftgelehrsamkeit ist der eigentliche und einzige berufene Ausleger einer heiligen Urkunde; aber die Vernunftreligion ist Depositar derselben, wiefern ihr nämlich der Stoff von jener anvertrauet wird, den sie ausbilden und zum Gebrauche zurichten soll. Und wenn ferner (S. 157) geschrieben steht: »Es giebt keine andern Ausleger der Schrift, als »reine Vernunftreligion und Schriftgelehrsamkeit, von wel- »chen der erstere allein authentisch und für alle Welt »gültig, der zweite aber nur doktrinal ist,« so muß man die Lesart wenigstens dahin ändern, daß die Prädikate umgetauscht werden. Die Vernunftreligion muß die Doktrin des auf die Schrift sich gründenden Kirchenglaubens gestalten, wenn dieser rechter Art sein soll. Aber die Gelehrsamkeit kann allein die Schrift authentisch, also gültig für Alle, welche die Grundsätze und Gründe ihrer Erklärungen verstehen, und mithin auch für die, welche sie nicht verstehen, auslegen *).

*) Man glaube nicht, daß hiemit gesagt sein solle, Gelehrsamkeit sei allein zum Verständnisse der Schrift hinreichend. Auch die ausgebreitetste, vielumfassendste Kenntniß kann Niemanden zu einem gesunden Exegeten machen. Wasser allein thut's freilich nicht. Gesundheit des Kopfes und Herzens sind unentbehrliche Führer in Schriften, die eben von Leuten geschrieben sind, die sich nicht durch Gelehrsamkeit, sondern durch die Einfältigkeit eines gesunden Verstandes und die Güte eines unverdorbnen Herzens zu Lehrern der Menschheit qualifizirten. Wer also die Aeußerungen dieses unverdorbnen Wahrheitsgefühls, dieses natürlichen Menschensinnes interpretiren will, muß diese himmlischen Geistesgaben selbst besitzen; sonst werden ihm, wenn er sich nur mit Gelehrsamkeit anfüllt, böse Säfte in die Augen treten, daß er den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. Wer aber mit gelehrten Kenntnissen gar nicht belastet ist, der wird vor übergroßer Leichtigkeit den Wald gar überfliegen, und höchstens nur die Blätter an den Wipfeln schauen, ohne Stamm und Wurzel je kennen zu lernen. Was die Früchte betrifft, so sind sie gemeines Gut, und die mei-

So wenig ich nun aber die kantische Akkommodirmethode billigen, und weder die Gründe dafür als gültig anerkennen, noch das Beispiel für nachahmungswürdig halten kann: so sehr lieb' und schätz' ich doch die kantischen Akkommodazionen, und ich wollte lieber vieles andre drum hingeben, eh' ich die Schriftstellen mit ihren Deutungen aus jenem Buche streichen ließe. Es sind köstliche Oeltropfen, gepresst aus den schönen Oliven von Jerusalem's Bergen, dem Ganzen eine heilige Salbung gebend. Es sind reizende, süßduftende Blumen auf einem reichen Aehrenfelde, nicht durch Feindes Hand gesäet, sondern aufgeschossen durch die Güte und Fruchtbarkeit des Bodens. Sie auszujäten wäre wahrlich Schade! Wie mancher körnige Fruchthalm würde zugleich mit ausgerissen werden! In der That, Freund, die Akkommodazionen Kant's nicht bloß von kräftigen Bibelsprüchen, sondern auch von sterilen Kirchenformeln sind zum Theile so scharfsinnig, so elegant, so fruchtbar und lehrreich, daß man sogleich den Meister in der Kunst erkennt, fremden Ausdrücken eigne Gedanken aus einem reichen Vorrathe zu leihen. Hätten alle die, welche diese gefährliche Kunst versucht haben, sie mit solchem Glücke versucht — wahrhaftig, es stände ein gut Theil besser in der christlichen Welt! Aber ebendarum ist das Beispiel, das dadurch der philosophischen und theologischen Welt gegeben worden, desto verführerischer; und es ist zu wünschen, daß nicht jene traurigen Zeiten wieder kommen, wo man sich nicht scheute, ohne alle gelehrte Kenntnisse über die Bibel in den Tag hinein zu räsonniren, alles in ihr zu finden, und alles aus ihr zu nehmen, was man nur immer wollte. Wenigstens fängt es schon an, ein wenig vorzuspuken; und es kommen in Kompendien des Naturrechts, in metaphysischen, politischen und andern Schriften, in welchen man nichts we-

---

sten werden gewöhnlich von denen gebrochen, die weder immer in der Luft um die Wipfel herumflattern, noch auf der Erde zwischen Stämmen und Wurzeln ewig herumtappen.

niger erwartet hätte, hie und da Anführungen und Auslegungen von Bibelstellen zum Vorschein, bei denen der Exeget wohl den Kopf schütteln, und halb erstaunt, halb unwillig, das Ne sutor ausrufen möchte. Doch der gute Genius unsrer Zeiten wird diesem Unfuge bald ein Ende machen, und die Zunft der allzugefälligen Nachahmer wird das Lästige der frommen Miene, welche sie angenommen haben, und des Werkzeugs, das sie mit ungewohntem Arme führen, wohl noch zu rechter Zeit fühlen lernen. Was aber die Theologen betrifft, so werden sie sich von der Unbrauchbarkeit dieses Werkzeugs, das auch die Besseren unter ihnen schon längst verrosten ließen, immer mehr überzeugen, je mehr sie die Wahrheit des Grundsatzes einsehen und beherzigen werden, daß die Bibel kein vollständiges Repertorium aller möglichen religiosen und moralischen Erkenntnisse sei.

Dreizehnter Brief.

Obwohl die Bildung der theologischen Glaubens- und Sittenlehre nicht einzig und allein von der Schrift abhangt, sondern vermöge unsers Grundsatzes die Vernunft einen wichtigen Antheil an diesem Geschäfte bekommt und bekommen muß, wenn es glücklich von statten gehen soll: so ist doch, wie die Erfahrung so vieler Jahrhunderte gelehrt hat, eine gesunde Exegese immer ein sehr heller und sicherer Leitstern bei Entwerfung des theologischen Systems gewesen. Wenn also diese durch unsern Grundsatz gewinnt, und frei von allem Vorurtheile den wahren und richtigen Sinn der heiligen Schriftsteller, sowohl ohne Entstellung, als ohne Verzierung, auffinden lehrt: so wird auch das System an Gründlichkeit gewinnen, indem man weder in Gefahr sein

wird, falsche, in der Schrift nicht gegründete, Lehrsätze in dasselbe als Lehrsätze der Schrift aufzunehmen, noch auch richtig erkannte Wahrheiten der Vernunft mit fälschlich aus der Schrift hergenommenen und also unstatthaften Gründen zu erweisen. Aber freilich ist hiemit bei weitem noch nicht alles gethan. Die Religion, wie sie in der Schrift enthalten, ist nur einer gegebnen frühern Bildungsstufe der Menschheit angemessen, folglich nicht von absoluter Vollkommenheit. Es ist also unsre Pflicht und Schuldigkeit, die uns von Gott auf diesem Wege mitgetheilte Erkenntniß so zu benutzen, als es seiner Absicht gemäß ist. Da nun diese Absicht keine andre war, als der menschlichen Vernunft auf dem Wege zur Erkenntniß der Wahrheit in Sachen der Religion zu Hülfe zu kommen, unsre natürlichen Fähigkeiten und Einsichten so zu stärken und zu erhöhen, daß wir nun nach seiner Anleitung immer weiter fortstreben können, und uns auf diese Art zu dem Grade von Sittlichkeit und Glückseligkeit zu führen, der für das menschliche Geschlecht nach seiner jedesmaligen Lage erreichbar ist: so folgt, daß wir alle Lehren der Schrift sorgfältig zu prüfen und nichts anzunehmen berechtigt sein müssen, als was mit unsrer vernünftigen Natur, mit unsrer wahren Vollkommenheit und Wohlfahrt nach probehältigen Grundsätzen als übereinstimmend erkannt wird. Wir werden demnach das Wahre und Gute, das in der Schrift enthalten ist, von dem damit nach der Natur der Sache nothwendig vermischten Irrigen, Mangelhaften und minder Brauchbaren absondern, jenes immer deutlicher entwickeln, genauer bestimmen, möglichst erweitern, mit einem Worte, immer mehr vervollkommnen müssen.

Sie sehen schon aus diesem kurzen und allgemeinen Abrisse, lieber Freund, was für eine veränderte Gestalt das theologische System gewinnen müsste, wenn man unsern Grundsatz zur höchsten Richtschnur bei Aufführung desselben machte. Es würde freilich sehr interessant sein, bei jedem einzelen Lehrsatze des Systems die Hauptmomente jener Umgestaltung zu verfolgen, und gleichsam mit einem Blicke zu

überschauen. Allein eine solche Untersuchung würde uns viel zu weit führen, weil sie nicht anders als durch eine unverfälschte Darstellung der Hauptlehren der Schrift nach dem eigenthümlichen Sinne ihrer Urheber, und durch eine unparteiische Prüfung derselben nach den höchsten Prinzipien der Vernunft möglich wäre. Ein fruchtbares Feld der Nachforschung, dessen Umfang aber zu groß ist, als daß ich es wagen sollte, Sie zu einer Exkursion auf dasselbe einzuladen, und Ihre Geduld, die ich so schon ermüdet zu haben fürchte, noch ferner auf die Probe zu stellen. Ich will daher jetzt nur bei jenen allgemeinen dogmatischen Begriffen und Grundsätzen stehen bleiben, welche der systematischen Anordnung der Religionswahrheiten gewöhnlich als Prolegomene vorausgehn, und von welchen ich gleich im Anfange unsers Briefwechsels über den vorliegenden Gegenstand eine kurze Zensur vorausgeschickt hatte. Hier hab' ich dann zugleich Gelegenheit, eine kleine Schuld abzutragen, welche Sie vielleicht von meiner Seite schon für ganz vergessen hielten. Sie waren nämlich mit jener Zensur nicht durchgängig zufrieden, und setzten mir verschiedne Erinnerungen entgegen, die ich damal unbeantwortet lassen musste, weil es mir noch an den dazu erfoderlichen Entscheidungsgründen fehlte. Jetzt ist es Zeit, auf diese Gegenerinnerungen Rücksicht zu nehmen. Indem ich also behaupte, das theologische System und die gesammte dogmatische Methode müsse durch das Perfektibilitätsprinzip eine ganz andre Gestalt gewinnen: so will ich bloß an jenen Begriffen und Grundsätzen (ὡς δι᾽ εσοπτρου) zu zeigen mich bemühen, von welcher Beschaffenheit und von welchem Umfange diese Umgestaltung sein werde.

Angenommen also, daß die christliche Offenbarung keine absolut vollkommne Religion geben sollte, daß folglich die in den Urkunden jener Offenbarung dargebotne moralisch-religiose Erkenntniß einer fortwährenden Vervollkommnung fähig und bedürftig sei: so wird gleich der Unterschied zwischen objektiver und subjektiver Religion etwas anders bestimmt werden müssen. Man kann allerdings die Religions-

wahrheiten, wieferne sie in der Schrift enthalten und vorgetragen (mithin Objekt unsrer Erkenntniß) sind, von der Erkenntniß, die wir (als erkennende Subjekte) davon haben, unterscheiden. Aber die Behauptung, die man gewöhnlich hinzufügt, jene (die objektive Religion) sei nur eine einzige und die allein wahre und vollkommene, diese (die subjektive) könne nach den verschiednen Subjekten sehr mannigfaltig, irrig und unvollkommen sein, wird einer genauern Bestimmung unterliegen; und dieß um so mehr, da im Grunde alle Religion etwas Subjektives ist. Religion bedeutet ursprünglich weiter nichts, als gewisse auf ein höheres Wesen, von dem man sich als abhängig denkt, bezügliche Gesinnungen oder Gefühle, die auch in Handlungen übergehen können; in einem veredelten Sinne aber die herrschende Gesinnung, Gott als den Urheber und Vollzieher des moralischen Gesetzes und aller Anfoderungen desselben zu verehren. Diese Gesinnung steht nun freilich wieder in Verbindung mit gewissen theoretischen Einsichten oder Ueberzeugungen, die ein Gegenstand der Erkenntniß sind, und welche man nun auch durch das Wort Religion bezeichnen kann *). Sie sind und bleiben aber immer subjektiv, wenn sie auch zur Belehrung Andrer von Jemanden aufgezeichnet worden; mithin sind auch die in der Schrift enthaltenen Religionswahrheiten nicht minder subjektiv, als die in einem andern Lehrbuche der Religion. Dort sind uns die Religionseinsichten, welche auf Veranstaltung der Gottheit gewissen Männern zur Belehrung der Menschheit zu Theil geworden waren, hier die Kenntnisse irgend eines andern Mannes von der Religion aufbewahrt. Die in beiden vorgetragne Lehre kann nun dem Grade der Vollkommenheit nach sehr verschieden sein.

*) Etymologisch bedeutet Religion ein Band zwischen dem Sinnlichen und dem Uebersinnlichen; man mag das Wort von relegere oder von religare ableiten. Diese Etymologie geht uns aber hier nichts weiter an, so wenig als der Umstand, daß religio bei den Alten auch zuweilen für obligatio, für cultus divinus, oder gar für superstitio steht.

Da aber vermöge der Natur der Sache keine Erkenntniß zu keiner Zeit und in keinem endlichen Subjekte — dem unendlichen Wesen kann man gar keine Religionskenntniß beilegen — die absolut vollkommenste sein kann: so folgt, daß auch das, was man im dogmatischen Sinne objektive Religion nennt, diese Beschaffenheit nicht haben, und man darunter nichts weiter verstehen könne, als die Einsichten und Ueberzeugungen der heiligen Schriftsteller von denjenigen Wahrheiten, welche zur Erkenntniß und Verehrung des höchsten Wesens gehören, nebst ihren Begriffen von Sittlichkeit und Tugend, welche und wie wir sie in der Schrift vor uns finden. Subjektive Religion aber würde die Kenntniß sein, welche wir sowohl von jenen Einsichten und Begriffen der heiligen Schriftsteller, als von allen die angegebnen Gegenstände betreffenden Wahrheiten überhaupt besitzen. Nun kann es wohl sein, daß die subjektive Religion hinter der objektiven zurückbleibt — und wirklich hat sich die Lehre Jesu und seiner Schüler in den Händen ihrer Bekenner so viele Jahrhunderte hindurch statt der beabsichtigten Vervollkommnung leider nur allzusehr verschlimmert — aber daß es so sein sollte und müßte, kann vermöge unsers Grundsatzes auf keine Weise zugegeben werden.

Die verschiednen Stufen der Offenbarung wird man immerfort bemerken und aufzählen, man wird auch die christliche als die höchste unter denselben anführen können. Nur wird man sich zu hüten haben, dieses nicht absolut zu verstehen; denn es ist nur relativ zu nehmen, wiefern nämlich die christliche Offenbarung an Vollkommenheit alle frühern Offenbarungen übertrifft. Man wird sie auch für die letzte ausgeben und behaupten können, sie solle Universalreligion werden und ewig dauern; aber nur nicht in ihrer ersten oder ursprünglichen, sondern in ihrer nach der jedesmaligen Weltlage veränderten und vervollkommneten Gestalt. Man wird also nicht mit Heringa *) sagen können:

*) In der gekrönten Preisschrift: Ueber die Lehrart Jesu und

»Jesus wollte das ganze Reformazionswerk auf einmal »vollenden; seine Religion sollte eine Religion für alle fol»gende Jahrhunderte sein. So viele Nazionen, als nur die »Erde trägt, sollten durch alle Zeiten eine und dieselbe »Lehre glauben und bekennen.« Denn daß dieß eine ganz unmögliche Foderung, ein schlechterdings unausführbares Projekt gewesen wäre, lehrt die Natur der Sache und der Erfolg gleich unwidersprechlich. Wie stimmen damit auch die gleich folgenden Worte desselben Schriftstellers zusammen: »Nun bedenke man aber einmal, wie himmelweit die Be»griffe einer solchen Menge verschiedner Völker von einander »verschieden sind, wie sehr diese Begriffe von Zeit zu Zeit »verbessert oder verschlimmert werden, wie vielen Einfluß »das Klima, die Lage, die Schicksale, die Beschäftigungen »der Menschen auf ihre Denkart haben!« Wenn dem so ist, so ist es unmöglich, daß alle Nazionen der Erde durch alle Zeiten hindurch eine und dieselbe auf einmal vollendete Lehre glauben und bekennen sollten. Hier sind fast so viel Widersprüche als Worte. Spricht man aber den Satz so aus: Jesus wollte, daß nach Anleitung seiner Lehre jeder seiner Bekenner zu allen Zeiten und an allen Orten so viele und so richtige, religiose und moralische Begriffe erhalten sollte, als nach eines Jeden individualer Beschaffenheit und Lage möglich war; so hat er einen sehr vernünftigen Sinn, und eine christliche Universalreligion in diesem Verstande ist nicht bloß möglich, sondern auch höchst wünschenswürdig *). Es würde daher vielleicht nicht undienlich sein, wenn man statt so vieler andern unnöthigen Kunstwörter in den Kompendien der Dogmatik künftig zur Perennität und Universalität der christlichen

---

seiner Apostel mit Hinsicht auf die Religionsbegriffe ihrer Zeitgenossen, aus dem Holländ. übers. Offenbach, 1792. S. 23 ff.

*) Man vergl. auch Teller's Gedanken hierüber im 7. Kap. der Religion der Vollkommnern, S. 53 ff.

Religion noch die Perfektibilität derselben als eine dritte und wesentliche Eigenschaft hinzusetzen und auf sie vorzüglich Rücksicht nehmen wollte. Denn die letzte Eigenschaft ist gewissermaßen die einzige Bedingung, unter welcher jene beiden ersten stattfinden oder verwirklicht werden können.

Was den Unterschied betrifft, den man in neuern Zeiten zwischen Religion und Theologie gemacht hat: so ist zwar nicht zu leugnen, daß er manches Gute bewirkt hat, vorzüglich um die Kunstsprache des Systems aus dem popularen Vortrage zu verdrängen. Dessen ungeachtet ist er unsrem Grundsatze zufolge, wo nicht überflüssig, doch wenigstens — wofern nicht dadurch neue Vorurtheile, besonders gegen das gelehrte und philosophische Studium der Religion, erzeugt werden sollen — ganz anders, nämlich dahin zu bestimmen, daß nicht beide als ausschließende, wohl gar feindselige Dinge einander entgegengesetzt, sondern vielmehr als zwei verträgliche Schwestern einander beigesellt werden, von denen die eine zu der andern sich wie Mittel zum Zwecke verhält. Denn soll ich Ihnen meine Meinung aufrichtig sagen, so scheint es fast, als wäre diese Unterscheidung in der Ausdehnung, die man ihr nach und nach gegeben hat, nichts weiter, als ein Nothbehelf, ein Schlupfwinkel, in den man sich allenfalls zurückziehen kann, wenn die Vernunft mit dem Systeme oder mit der Schrift selbst ins Gedränge kommen sollte. Man hat dadurch freien Spielraum gewonnen, um so viel zur Theologie und so wenig zur Religion zu rechnen, daß man weiter keinen Anstoß zu fürchten braucht. Ich weiß aber nicht, ob diese Art, sich aus der Verlegenheit zu ziehen, die rechte sei, und ob diejenigen so ganz unrecht haben möchten, welche jene Unterscheidung, wiewohl meistentheils aus unzeitigem Eifer, als unstatthaft verschrieen haben. Wollte man ganz mit der Sprache herausgehn, so müsste man eigentlich so sagen: Das kirchliche System enthält zwar manches Wahre, Gute und Brauchbare; zugleich abér auch vieles Falsche, Unnütze und Unsinnige. Jenes ist Religion, dieses ist — ich weiß selbst nicht, wie man's etwa nennen möchte —

patristischer Sauerteig, scholastischer Unrath; nur aber um's Himmels Willen nicht Theologie. Man würde sonst diese ihrer Bestimmung nach so nützliche und nothwendige Wissenschaft zu tief herabwürdigen, wenn man sie zu einem bloßen Gedächtnißkram elender Spitzfindigkeiten machen wollte. Vielmehr würde man unter der Theologie, wieferne sie positive Religionstheorie ist, die Wissenschaft zu verstehen haben, in welcher die Wahrheiten der geoffenbarten Religion möglichst geläutert und vervollkommnet dargestellt werden sollen.

Doch Sie werden die Unzulässigkeit jenes Unterschieds nach seiner gewöhnlichen Form noch deutlicher einsehen, wenn Sie die einzelen Rücksichten in Erwägung ziehen wollen, nach welchen Religion und Theologie von einander unterschieden werden. Schon in ihren Quellen sollen sie sehr verschieden sein. Der Erkenntnissgrund der Religion sei die Schrift; die Theologie nehme außer derselben noch die Philosophie und gesammte Gelehrsamkeit zu Hülfe *). Allein die Schrift kann uns bloß von den Religionswahrheiten belehren, welche und wie sie die Verfasser der Schrift ihren Zeitgenossen vortrugen. Da es nun unsre Pflicht ist, nach Anleitung dieses Unterrichts in unsern religiosen und moralischen Erkenntnissen immer weiter zu streben: so können und müssen freilich alle philosophische und gelehrte Kenntnisse, wieferne sie uns bei diesem Fortstreben leiten, für uns Erkenntnissquellen der Religion werden. Alles, was die Vernunft durch Erfahrung

*) Die Gelehrsamkeit kann eigentlich an und für sich gar keine Quelle religioser Erkenntnisse sein, sondern uns bloß eine historische Notiz von dem verschaffen, was Andre in Hinsicht auf diese Kenntnisse gedacht und gesagt haben. Dieß wird nun die Vernunft prüfen müssen, und also ist diese die einzige Quelle der Religion. Man vergl. eine Anmerkung von Kant in der Kritik der prakt. Vernunft, S. 248. Wiefern aber gelehrte Kenntnisse Hülfsmittel zur Entdeckung, Berichtigung und Erweiterung unsrer Vernunfteinsichten sein können, insofern kann man auch sie eine (aber nur mittelbare) Quelle religioser und moralischer Erkenntnisse nennen.

oder durch Entwickelung ihrer eigenthümlichen Ideen und Prinzipien gefunden hat, ist, sobald es dazu geschickt ist, unsre Religionseinsichten zu berichtigen, zu erweitern und zu befestigen, eine Erkenntnissquelle der Religion, mag sie übrigens aus einem Philosophen oder Kirchenvater, aus der Natur (sowohl unsers Gemüths als der Gegenstände außer uns) oder aus der Schrift ihren Ursprung nehmen.

Auch in Ansehung des Inhalts sollen Religion und Theologie ganz verschieden sein. Versteht man nun unter Theologie bloß das kirchliche System, so ist's freilich wahr, daß dieses viel Unnützes und Falsches enthalte. Allein von der Theologie, als Theorie über die Religion, kann doch diese letztere unmöglich so ausgeschlossen werden, daß man berechtigt wäre, beide ganz zu trennen und einander gerade entgegenzusetzen. Man pflegt ja auch zu sagen, die Religion betreffe das *ὁτι*, die Theologie das *πως* und *διοτι*. Warum soll aber jene eine bloßes blindes Glaubenschristenthum, und nur diese ein Vernunftchristenthum sein? Würde man nicht dadurch ganz wider die Absicht jene herabwürdigen, und diese ungebürlich erheben?

Die Theologie kann daher auch in Ansehung ihres Zwecks der Religion nicht entgegengesetzt werden, woferne man nicht behaupten will, jene erlerne man nur, um Brod zu verdienen, diese um selig zu werden. Denn wenn die Theologie nach ihrer wahren Bestimmung uns richtigere und gründlichere Belehrungen über Verehrung des höchsten Wesens und unsre eigne Bestimmung geben soll, als eine gemeine und oberflächliche Kenntniß der Religion vermag: so muß sie auch denselben Hauptzweck haben, und der ganze Unterschied kann nur darin bestehn, daß die Theologie zugleich das Mittel sein soll, unsre Religionseinsichten immer vollkommner zu machen. Freilich muß sie, wenn sie zu einer bloßen Sammlung leerer Spitzfindigkeiten und zu einer Rüstkammer für die Polemik gemacht wird, der wahren christlichen Weisheit und Tugend mehr nachtheilig als beförderlich sein. Aber dieß ist nicht Fehler der Theologie, sondern der

Theologen, der sich Gottlob! in unsern Zeiten immer unsichtbarer zu machen scheint.

In Ansehung des Alters ist die Theologie, als System betrachtet, freilich jünger, als die Religion. Allein, wenn es vom ersten Ursprunge des Christenthums an Pflicht seiner Bekenner war, die ihnen mitgetheilten Religionskenntnisse durch eignes Nachdenken zu vervollkommnen; wenn es insonderheit Pflicht der Lehrer der Religion von jeher war, an dieser Vervollkommnung zu arbeiten; und wenn die Theologie nichts anders sein soll, als eine vollkommnere Darstellung und Entwickelung der Religionswahrheiten: so würd' es vielleicht nicht ungereimt sein, zu behaupten, daß es von jeher ein theologisches Studium gab, und daß z. B. der Apostel Paulus (unstreitig der gelehrteste und um die Entwickelung und Ausbreitung des Christenthums verdienteste unter allen Aposteln) ein wahrer christlicher Theolog war, indem die äußere Form des Vortrags nichts Wesentliches bei der Sache ausmacht.

Denn es kann uns endlich auch die Einkleidung nicht berechtigen, die Religion der Theologie, oder diese jener entgegen zu setzen. Die Wahrheiten der Religion müssen freilich anders für den Einfältigen, im Denken Ungeübten, und anders für den Mann von Fähigkeiten und Uebung im Nachdenken dargestellt werden. Allein bleiben sie deswegen nicht immer Religion, man mag sie entweder in die Form eines Systems gießen, oder kunstlos und popular darstellen; man mag sie dem jugendlichen Verstande durch Frage und Antwort ablocken und einprägen, oder mit dem Feuer und allen Künsten der Beredsamkeit dem erwachsenen Zuhörer ans Herz legen? Wie sollte wohl mit der Religion dadurch, daß man ihre Begriffe genau erklärt, ihre Lehrsätze streng erweist, und alles gehörig zusammenordnet, eine so gewaltige Metamorphose vorgehn, daß sie nun auf einmal zur Theologie würde, ich meine, zu einer solchen Theologie, die man von der Religion nothwendig trennen und derselben gar entgegensetzen müßte?

Aus allem diesen ergiebt sich also die Folge, daß man zwar die Theorie der Religionswahrheiten, welche in diesem oder jenem Lehrbuche enthalten ist, von den Religionswahrheiten, die in der Schrift vorgetragen sind — daß man die wissenschaffentliche und gelehrte Behandlung der Religion, der sich die Theologen, als ein eigner Stand von öffentlichen Religionslehrern, gewidmet haben, von dem Nachdenken über die Religion, wiefern es jedes vernünftigen Menschen Pflicht ist — daß man endlich den systematischen, nur dem geübten Denker angemessenen Vortrag der Religion von dem populären, für den großen Haufen bestimmten, unterscheiden könne, und nach den Zwecken, die Jeder sich vorgesetzt hat, sorgfältig unterscheiden müsse; daß aber ein solcher Unterschied zwischen Theologie und Religion, vermöge dessen beide einander als zwei wesentlich verschiedne Dinge entgegengesetzt werden müssten, in der Natur der Sache keinen Grund habe, und den wahren Zweck und Werth sowohl der Religion als der Theologie aus den Augen verrücke *).

Auch der Begriff von Grundartikeln des Christenthums muß zufolge des Perfektibilitätsprinzips anders bestimmt werden, wenn nicht durch willkürliche Festsetzung oder Ausdehnung desselben auf jeden nur einigermaßen bedeutenden Ausspruch der Schrift dem Geiste der Vervollkommnung ein ewiger Damm gesetzt werden soll, den man ohne Gefahr des Verlusts der Seligkeit nicht übersteigen dürfe. Daß man nämlich jenen Begriff gar nicht durch den Begriff der Seligkeit, wie es gewöhnlich geschieht, bestimmen könne, erhellet unwidersprechlich aus folgender Betrachtung. Seligkeit und Verdammniß, als entgegengesetzte Zustände gewisser

*) Der verewigte Morus scheint die Unstatthaftigkeit eines solchen Unterschiedes sehr wohl gefühlt zu haben, indem er ihn in seiner epitome theologiae christianae, Prolegg. sect. 3. §. 1. bloß auf den modum discendi docendique religionem einschränkt; und Henke fügt in den lineamentis institt. fid. christ., Prolegg. cap. 4. §. 17. wegen des Gebrauches dieses Unterschieds eine sehr nöthige Warnung bei.

Menschen gedacht, sind keinesweges etwas Absolutes, sondern nur etwas Relatives. Die Schrift stellt freilich beide aus dem ersten Gesichtspunkte vor. Sie trennt die Frommen und Seligen von den Gottlosen und Verdammten, und beschreibt den Zustand von beiden so, als wenn sie, ewig von einander durch eine weite Kluft geschieden, eine gewisse Summe von Freuden oder Qualen zu genießen oder zu dulden hätten. Diese Vorstellungsart ist nun zwar der Sinnlichkeit sehr angemessen, und dient vornehmlich dazu, rohen Gemüthern den wesentlichen Unterschied des Guten und des Bösen und die Verschiedenheit der beiderseitigen Folgen recht anschaulich darzustellen. Allein sie widerspricht gleichwohl der Natur der Sache, und muß daher selbst zu den mangelhaften Vorstellungsarten der Schrift gerechnet werden. Denn wenn man sich einen vernünftigen Begriff von Seligkeit und Verdammniß *) machen will, so kann beides in nichts anderem bestehn, als in dem Maße von Wohl und Wehe, das einem Jeden in

*) Schon diese Ausdrücke führen etwas Unrichtiges bei sich, indem sie geradezu auf den Gedanken einer ewigen Trennung der Frommen und der Gottlosen hinführen. Man begreift aber gar nicht, wozu eine solche Trennung dienen, ja wie sie auch nur möglich sein soll. Der allwissende Herzenskündiger, der die unendlichen Mischungen des Guten und des Bösen in menschlichen Charakteren nach ihren feinsten Unterschieden und mannigfaltigsten Graden kennt, kann bei Bestimmung des ewigen Schicksals der Menschen sich wohl nicht nach unsern groben Klassifikazionen richten. Es ist recht gut, den himmelweiten Unterschied der Prinzipien des Guten nnd des Bösen in abstracto durch scharfe Gränzlinien darzustellen. Aber daraus lässt sich nicht auf das in concreto bestimmte Verhältniß des Schicksals der Menschen im künftigen Leben schließen. Es ist auch eine ganz beliebige Vorstellung, sich die Herstellung des Gleichgewichts zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit als unmittelbar nach dem Tode eintretend zu denken. Sie ist nur durch einen unendlichen Fortschritt möglich. Die Annäherung zur Seligkeit muß also nothwendig mit der Annäherung zur Heiligkeit gleichen Schritt halten; und so wird sich das Gleichgewicht wohl herstellen, ohne daß wir eine Scheidung der Böcke von den Lämmern vorauszusetzen brauchen.

der zukünftigen Verbindung der Dinge zufällt, und zwar nach seiner in diesem Leben erlangten Empfänglichkeit. Es werden also hiebei unendliche Stufenunterschiede vorkommen, so daß man einen festen Punkt, wo das Eine von dem Andern sich scheidet, gar nicht angeben kann. Eine Trennung der Seligen und der Verdammten, eine Verweisung derselben an besondre Oerter ist, sobald man der Sache gehörig nachdenkt und sich nicht bloß zwischen sinnlichen Bildern herumtreibt, gar nicht annehmbar. Jeder trägt, wie man sehr richtig im Sprüchworte sagt, seinen Himmel und seine Hölle in sich, d. h. das Maß von Wohl oder Wehe, das ihm zukommt, ist genau durch die Empfänglichkeit bestimmt, die er in jedem Augenblicke seiner ganzen Fortdauer besitzt. Wenn wir nun das künftige Leben vom gegenwärtigen unterscheiden, so wird die Empfänglichkeit in jenem freilich als abhängig gedacht von dem Maße der Erkenntniß und Tugend, die jemand in diesem Leben erworben hat. Je richtiger, vollkommner und reifer seine Einsichten waren, und je weiter er es in der Befolgung der moralischen Gesetze Gottes in allen seinen Gesinnungen und Handlungen brachte, desto größer wird natürlich seine Empfänglichkeit in jenem Leben sein. Es kann daher allerdings nicht gleichgültig in Rücksicht auf Seligkeit oder Verdammniß sein, ob Jemand gewisse Wahrheiten kennt oder nicht kennt, leugnet oder annimmt. Denn wegen des großen Einflusses, den unsre Kenntnisse und Ueberzeugungen auf unsre Gesinnungen und Handlungen haben, muß nothwendig durch das Eine oder das Andre unsre Empfänglichkeit erhöht oder vermindert werden *). Wollte man demnach einen

*) Wenn ein Sokrates durch die vollkommnern Einsichten, welche das Christenthum seinen vernünftigen Bekennern gewährt, mehr Empfänglichkeit für die Seligkeit erlangt hätte, so könnte ein heidnischer Sokrates wohl allenfalls verdammt heißen, wiefern ein christlicher Sokrates ihn in Ansehung des Grades der Seligkeit übertreffen würde; er muß aber auch selig in Bezug auf viele Menschen heißen, die entweder das Christenthum so wenig kannten, wie er, oder bei denen die Wahrheiten des Christenthums ohne Wirksamkeit auf Geist und Herz blieben. Der Streit über die

Grundartikel der christlichen Religion nach der gewöhnlichen Art für einen solchen erklären, den man ohne Verlust der Seligkeit nicht ignoriren oder wenigstens nicht leugnen dürfe: so würde man voraussetzen, die Seligkeit sei eine durchaus oder ein für allemal (absolut) bestimmte Summe von Freuden des künftigen Lebens, eine Art von muhammedanischem Paradiese, das an eine ebenso bestimmte Summe von Wahrheiten, die man zu glauben, und von Handlungen, die man zu verrichten habe, als Bedingung gebunden sei. Da man aber von einer einzelen Wahrheit eben so wenig als von einer gewissen Handlung sagen kann, sie sei eine nothwendige Bedingung der Seligkeit, weil Sittlichkeit einzig und allein in der gesammten Gesinnung besteht, pflichtmäßig aus Pflicht zu handeln, oder das Gesetz aus reiner Achtung für dasselbe zu beobachten, das höchste Gut aber, nach dem wir streben sollen, in einer der Sittlichkeit vollkommen angemessenen Seligkeit: so kann auch kein einziger Artikel der christlichen Religion, wenn von dem Verhältnisse desselben zur Seligkeit die Rede ist, an sich fundamental genannt werden. Im Gegentheile können und müssen sie alle fundamental heißen, weil der höhere oder mindere Grad von Seligkeit sich immer nach dem Verhältnisse der gesammten Gesinnung und nach den mit ihr als Grund verknüpften Ueberzeugungen richten muß.

Hieraus erhellet denn zugleich, daß durch die gewöhnliche Bestimmung des Begriffes von einem Grundartikel gar nichts erklärt, vielmehr zu Misverständnissen und Verwirrungen Anlaß gegeben wird. Ein Grundartikel würde also

---

Seligkeit des Sokrates und der Heiden überhaupt war also ein sehr unnützer Streit von Seiten derer, die ihn erregten, ob er gleich manche fruchtbare Untersuchung veranlasst hat. Das Beste aber, was man daraus lernen kann, ist wohl dieses, daß man sieht, wie sehr eine falsche Dogmatik und ein unerleuchteter Eifer für das Christenthum den Kopf verdrehen und insonderheit das Herz verstimmen kann. Denn welch ein Grad von liebloser, antichristischer Härte gehört nicht dazu, alle Heiden in's ewige Feuer zu werfen!

richtiger für einen Lehrsatz erklärt werden, welcher zum Wesen, zum eigenthümlichen Charakter der Religion gehört; auf welchen die Religion gleichsam erbauet oder gegründet ist. Wenn nun aber weiter bestimmt werden soll, welches die Grundartikel seien, so, glaub' ich, muß man noch eine dreifache Art derselben unterscheiden, damit nicht über ihre Zahl und Rangordnung unnützer Weise gestritten werde. Zu dieser Untersuchung und Klassifizirung wird uns dasjenige, was ich Ihnen bereits über den Zweck Jesu und über die Gewißheit in der religiosen Erkenntniß geschrieben habe, einen guten Leitfaden abgeben können.

Zuerst nämlich giebt es allgemeine Grundartikel, auf welchen alle Religion überhaupt, und mithin auch die christliche beruht. Dieß sind die drei großen Wahrheiten: Gott, Unsterblichkeit und Freiheit *). Ohne diese

*) Die Freiheit kann eigentlich zwar kein unmittelbarer Glaubensartikel einer Religion sein. Sie ist nur die erste Bedingung (conditio sine qua non) eines sittlichen Gesetzes, weil ein solches ohne Freiheit gar nicht erfüllbar wäre, insofern aber auch der Sittlichkeit und Religion überhaupt; dahingegen Gott und Unsterblichkeit Bedingungen der vollständigen Ausübung jenes Gesetzes sind, wiefern es die Hervorbringung des höchsten Guts unnachlässlich gebietet, dieses Gut aber, als nothwendiger Gegenstand eines sittlich bestimmten Willens, nur dann als realisirbar gedacht werden kann, wenn wir an Gott und ein ewiges Leben glauben. Mithin sind nur die Lehren vom Dasein Gottes und von der Unsterblichkeit der Seele eigentliche Grundwahrheiten der Religion. Allein eben weil ohne Freiheit gar keine Moralität stattfinden würde, so muß auch die Lehre von der Freiheit des Menschen unter die fundamentalen Glaubensartikel der Religion mit aufgenommen werden. Eine Religion, oder ein Religionssystem, welches Sätze enthielte, die mit der menschlichen Freiheit im Widerspruche ständen, oder welches sie gar ausdrücklich leugnete (wie dieß angeblich beim Muhammedanismus, offenbar aber beim Prädestinatianismus der Fall ist) würde schon dadurch seine Falschheit beweisen, ohne daß man nöthig hätte, seine übrigen Sätze und Ansprüche auf Göttlichkeit oder Wahrheit zu prüfen. Die Stellen der israelitischen Religionsschriften, welche der Freiheit zu wider-

Wahrheiten ist eine positive Glaubens- und Sittenlehre (deren Charakter allemal der ist, daß ihre Gebote als vom Willen Gottes unmittelbar abhängig dargestellt werden) gar nicht möglich, weil die reine Vernunftreligion selbst auf und in ihnen beruht. Das Christenthum setzt sie daher überall voraus, ohne sie erst zu erweisen, oder zum Hauptinhalte seiner Lehre zu machen.

Sodann giebt es besondre, der christlichen Religion eigenthümliche Grundartikel, d. h. solche, ohne welche das Christenthum nicht Christenthum sein würde. Diese werden also theils in einer nähern Bestimmung und Anwendung allgemeiner religioser und moralischer Wahrheiten auf die besondern Umstände und Verhältnisse, unter welchen Jesus seine Lehre zuerst bekannt machte, theils in gewissen Lehrsätzen und Verordnungen bestehn, die sich bloß auf die positive Form des Christenthums beziehen. Jene könnte man theoretisch-praktische, oder mit einem kürzern Ausdrucke dogmatische (in weiterer Bedeutung) diese aber statutarische oder auch historische Grundartikel der christlichen Religion nennen. Die dogmatischen sind keine andern, als die vier Hauptsätze, welche Jesus in seinen Lehrvorträgen vorzüglich heraus hob, um gewissen damal herrschenden theoretischen und praktischen Vorurtheilen entgegen zu arbeiten. Ich habe sie bereits in einem der vorigen Briefe angegeben, und brauche sie also hier nicht zu wiederholen. Was aber die historischen Grundartikel betrifft, so bestehn sie in gewissen Thatsachen, Einrichtungen und Vorschriften, welche sich auf die Einführung, Annehmung und Verbreitung des Christenthums beziehn, und daher demselben ein bestimmteres positives Gepräge geben. Sie können eben deswegen auch zufällige Grundartikel heißen, weil sie nicht nothwendig in der Vernunft selbst gegründet sind, sondern etwas Geschehenes und willkürlich

---

sprechen scheinen, lassen sich entweder anders erklären, oder wenigstens mit der Kindheit der menschlichen Vorstellungsart von der göttlichen Handlungsweise entschuldigen.

Verordnetes voraussetzen. Gleichwohl sind sie dasjenige Element des christlichen Glaubens, wodurch sich dieser als ein Offenbarungsglaube von dem reinen Vernunftglauben unterscheidet. Man könnte sie daher zum Unterschiede von den beiden ersten Arten der Grundartikel des Christenthums, welches eigentlich Grundartikel der christlichen Religion sind, auch vorzugsweise Grundartikel des christlichen Glaubens nennen. Dahin gehört also alles, was in der Schrift von der Person und Würde Jesu, dem Zwecke seiner Sendung, seinen Verdiensten um das menschliche Geschlecht, seinem gegenwärtigen Verhältnisse gegen dasselbe, seinen Anordnungen zum Besten seiner Lehre u. s. w. gesagt wird. Ganz genau lässt sich ihre Anzahl und ihr Inhalt nicht bestimmen, weil hiebei sehr viel auf die subjektive Ueberzeugung eines Jeden von der historischen Glaubwürdigkeit gewisser Thatsachen, und von der allgemeinen Zweckmäßigkeit und Verbindlichkeit gewisser Verordnungen ankommt. So würden z. B. Taufe und Abendmahl hieher gerechnet werden müssen, wenn es sich erweisen ließe, daß Jesus damit wirklich zwei für alle Zeiten und Christen gültige Zerimonien habe einführen wollen, und daß er nicht etwa, wie man in neuern Zeiten behauptet hat, die erste bloß für erwachsene Juden und Heiden, die zum Christenthume übertraten, das letzte aber nur für seine Jünger oder ersten Bekenner zu einem Vereinigungsbande bestimmt habe, das bloß so lange dauern sollte, als es der neuen Gesellschaft noch an fester Konsistenz neben den übrigen Religionsgesellschaften mangelte. Auf alle Fälle aber gehören sie jetzt zur positiven Form des Christenthums; und da sich gegen ihre Beibehaltung gar nichts Erhebliches sagen lässt, vielmehr ihre Zweckmäßigkeit zur brüderlichen Vereinigung der Christen sehr einleuchtend ist: so verdienen sie allerdings eine Stelle unter den statutarischen Grundartikeln des Christenthums.

Nach dieser Klassifikazion der Grundartikel des Christenthums lässt sich nun leicht über die Verschiedenheit in den Angaben und Bestimmungen urtheilen, die man von ihnen

in den theologischen Kompendien oder andern Schriften antrifft. Bald ist nur eine einzige Art von Grundartikeln als die Summe aller Grundartikel überhaupt angegeben, wie dieß z. B. in der Schrift: Ueber heutige und künftige Neologie (S. 38 in der Note) geschehen ist, wo der Verfasser bloß die statutarischen Grundartikel als die alleinigen, und auch diese nicht einmal alle (vermuthlich um, weil er ihnen einen zu hohen Rang angewiesen hatte, nicht zu viel zum Wesen des Christenthums rechnen zu müssen) angegeben hat. Bald sind alle Arten unter einander geworfen, ohne die Natur und den Werth einer jeden gehörig zu bestimmen, wie dieß z. B. in Döderlein's sonst so vortrefflicher und lehrreicher institutio theologi christiani (P. I. Proll. c. 2. §. 23) der Fall ist. Aus diesem Verfahren ist denn sehr wohl die Uneinigkeit und Verwirrung begreiflich, die über den Begriff sowohl, als den Rang und die Anzahl der Fundamentalartikel bisher geherrscht hat. Hätte man immer die verschiednen Arten derselben unterschieden, und das Verhältniß einer jeden zum Ganzen und zu den höchsten Zwecken der Vernunft erwogen, so hätte nie ein Streit darüber entstehn können.

Vierzehnter Brief.

Ich musste neulich die angefangene Erörterung der dogmatischen Grundbegriffe in Bezug auf unsern Grundsatz abbrechen, weil ich fürchtete, schon zu viel darüber gesagt zu haben. Sie werden aber hoffentlich auch nicht verlangen, daß ich diese Erörterungen weiter fortsetzen und mich erklären solle, was nach dem Perfektibilitätsprinzipe von der Glaubensanalogie *), der Inspirazion, der Behauptung, die

*) Die Glaubensanalogie kann in keinem andern, als exege-

Schrift sei die einzige und sicherste Glaubens- und Lebensnorm, von den daraus hergeleiteten Bestimmungen derselben (affectiones scripturae sacrae), von dem Verhältnisse der Vernunft zur Offenbarung *), von dem Vorgeben, man müsse

---

tischen Sinne, und zu keinem andern, als exegetischen Gebrauche zugelassen werden. Wenn ich einen Schriftsteller lese, der viele dunkle Stellen hat, wo es schwer hält, seine wahre Meinung zu enträthseln: so bild' ich mir aus denjenigen Stellen, wo er seine philosophischen, theologischen, politischen, physikalischen Grundsätze deutlich zu erkennen giebt, einen allgemeinen Begriff von seinem philosophischen u. s. w. Systeme. Diesem analog werden dann jene dunkeln Stellen erklärt. So auch bei der Schrift. Für die Dogmatik hat diese αναλογια της πιστεως nur einen mittelbaren Gebrauch; die bei Paulus (Röm. 12, 6) aber hat bekanntlich einen ganz andern Sinn und Zweck.

*) Es ist merkwürdig, daß auch in andern positiven Religionen über dieses Verhältniß gestritten wurde, die Vernunft aber immer den kürzern dabei zog. Abulpharagius erzählt in seiner Geschichte der Dynastien (Dyn. IX. S. 166—171) daß auch im Islam, wie in allen übrigen Religionen, Streitigkeiten entstanden wären, deren Ursachen die verschiednen Erkenntnißquellen der Religion gewesen seien. Er führt dieser Quellen vier an, nämlich die Schrift oder den Koran, die Sonna oder die Tradizion, den Konsens oder die Analogie, und endlich (denn sie muß immer mit dem letzten Platze vorlieb nehmen) die Vernunft. Nun führt er einige Hauptmänner namentlich an, von denen manche dieser, manche jener Autorität folgten. Einige verwarfen die Vernunft durchaus; Andre waren zwar nicht so streng, hielten sich aber doch lieber an die übrigen Erkenntnißquellen. Der einzige Abu Hanipha (Alnooman Ibn Thabet hieß dieser Vernunftfreund eigentlich, und starb im J. Chr. 772) zog die Vernunft, wenn ihre Entscheidungen klar genug waren, vor. Ist dieß nicht ganz so, wie im Christenthume? Wenn nun ein Doctor sorbonnicus und ein Imam oder Ulema zusammenkämen, und stritten über die Wahrheiten ihrer Religionen, beriefen sich aber beide nur auf Schrift, Tradizion oder menschliche Autorität: so müßten nothwendig beide Theile recht behalten, und der Islam wäre so wahr und gut, als das Christenthum. Bei dem allen waren muhammedanische Theologen noch billiger als manche christliche. Denn Abulph. setzt hinzu, bei aller Verschiedenheit der

die christliche Religion zu ihrer ersten Reinigkeit und Einfalt zurückführen *), und von andern verwandten Gegenständen zu halten sein dürfte. Es ist dieß auch nach dem, was ich Ihnen bisher geschrieben habe, gar nicht nöthig. Denn theils sind einige dieser Punkte schon beiläufig erörtert worden, theils werden Sie auch selbst leicht die Modifikazionen hinzudenken können, nach welchen bei Voraussetzung einer progressiven Perfektibilität der geoffenbarten Religion diese dogmatischen Begriffe und Grundsätze näher bestimmt werden müssten.

Aber einen Umstand kann ich doch nicht übergehn, ohne etwas Weiteres darüber zu sagen, theils, weil ich mich in einem der vorigen Briefe, als ich von einer wenigstens dem Namen nach verwandten Materie handelte, zu einer ausführlichern Auseinandersetzung desselben anheischig machte, theils auch, weil er besonders in unsern Zeiten so großes Interesse gefunden hat, daß nicht nur seit wenigen Jahren mehre Schriften über denselben von genannten und ungenannten Verfassern erschienen sind, sondern auch eine ganze gelehrte Gesellschaft einen eignen Preis auf die beste Beantwortung ihrer denselben betreffenden Frage gesetzt hat. Ob ich nun

---

Meinungen, die, wie er erzählt hatte, die Wurzeln und die Zweige des Glaubens betrafen, habe man doch Niemanden für einen Ungläubigen oder Ketzer erklärt. ولا يلزم بذلك تعغير ولا تضليل sind seine Worte nach dem Arabischen (das ich leider jetzt nicht mehr verstehe, ob ich es gleich zu jener Zeit, wo ich die Briefe schrieb, mit großem Eifer lernte. Wie viel vergisst doch der Mensch wieder, während er Anderes erlernt!)

*) Die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer Darstellung der ersten, ursprünglichen Lehre des Christenthums, wie sie in der Schrift enthalten ist, wird wohl kein Vernünftiger leugnen. Aber daß man hiebei durchaus unparteiisch verfahre, sich weder Verzierungen noch Verzerrungen erlaube, und vorzüglich, daß man sich keinen falschen Zweck dabei setze, um uns etwa wieder zu den στοιχειοις zurückzuführen und uns dabei festzuhalten — dieß sind wohl sehr billige Foderungen. Ob sie bei allen Versuchen der Art erfüllt worden, mögen Andre beurtheilen.

gleich weit davon entfernt bin, um diesen Preis hinterdrein noch kämpfen, oder mir ein schiedsrichterliches Ansehn in einer Sache, die ungeachtet alles dessen, was darüber von so vielen guten Köpfen gesagt worden, noch immer nicht entschieden sein dürfte, anmaßen zu wollen: so werden Sie mir doch erlauben, Ihnen meine Gedanken darüber mitzutheilen, und nach einem Auswege zu suchen, der vielleicht näher, als die bisher versuchten Wege, zum Ziele träfe. Akkommodazion (im dogmatischen Sinne des Worts) von Jesus und seinen Schülern gebraucht, soll eine Art von Herablassung, derselben zu gewissen damal herrschenden Irrthümern und Vorurtheilen sein, vermöge welcher sie bei ihren Lehrvorträgen in Erzählungen, Gesprächen, Briefen oder Reden nicht die reine Wahrheit bekannt machten, sondern ihre Aussprüche nach jenen Vorurtheilen und Irrthümern bequemten. Man setzt also hiebei voraus, die ersten Lehrer des Christenthums hätten selbst zwar alles auf das vollkommenste und richtigste eingesehn; sie wussten, meint man, daß diese oder jene Vorstellungen ihrer Zeitgenossen irrig und mangelhaft waren; aber aus gewissen Ursachen ließen sie dieselben entweder unangetastet stehen, oder sie richteten sich wohl gar so sehr danach, daß sie dieselben in ihren Vortrag einwebten und dadurch wenigstens scheinbar bestätigten. Nun bemerkte man freilich gar bald, daß man diese Behauptung nicht so ganz allgemein und unbestimmt aufstellen könnte, weil uns auf diese Art alle Möglichkeit benommen wäre, jemal die wahre oder wirkliche Lehre Jesu und seiner Schüler zu entdecken, woran doch einem jeden Christen nothwendig sehr gelegen sein muß *). Man suchte daher gewisse allgemeine Regeln festzusetzen, nach welchen diese Art von Akkommodazion beur-

*) Sehr einleuchtend hat dieß Heringa dargethan in der schon oben angeführten Preisschrift: Ueber die Lehrart Jesu und seiner Apostel, im ganzen ersten Abschn. S. 11—112, wiewohl ich glaube, daß nur wenig Theologen jenen Satz in der Allgemeinheit und mit der Unbestimmtheit vorgetragen haben, wie der Verf. es vorauszusetzen scheint.

theilt, und in jedem einzelen Falle mit Sicherheit entschieden werden könnte, ob und in wie weit sich dieser oder jener von den ersten Lehrern des Christenthums zu Volksirrthümern herabgelassen habe. Nun lassen sich im Allgemeinen nur zwei Wege als möglich denken, auf welchen man solche einschränkende und leitende Regeln zur Beurtheilung dieser Akkommodazion auffinden könnte. Erstlich kann man a priori, d. h. nach allgemeinen Gründen der Sittlichkeit auszumachen suchen, ob und inwiefern Herablassung zu fremden Irrthümern einem wahrhaftigen und redlichen Manne, insonderheit aber einem Religionslehrer (in unsrem Falle noch überdieß einem göttlich autorisirten) erlaubt sein könne. Sodann kann man a posteriori, d. h. aus ältern gleichzeitigen oder auch jüngern Schriftstellern (z. B. den Verfassern der Apokryphen, Philo und Joseph, den Rabbinen u. s. w.) die unter den Zeitgenossen Jesu und seiner Schüler herrschenden Meinungen aufzufinden suchen, um mit denselben ihren Vortrag zu vergleichen, und die Spuren jener Meinungen darin zu entdecken.

Allein ich zweifle, daß man je auf einem dieser Wege zur nöthigen Gewissheit in dieser so wichtigen Sache gelangen werde. Um bei dem Letztern anzufangen, so ist es erstlich überhaupt nicht wahrscheinlich, wenigstens nicht ausgemacht, daß wir auf diesem Wege alle damal unter dem Volke herrschenden Meinungen entdecken werden. Es konnten ja wohl noch manche andre außer denen, die wir in jenen Quellen finden, im Schwange sein. Wie nun, wenn Jesus und die Apostel auf diese Rücksicht nahmen, und wir daher manches für positive Lehre derselben hielten, was bloß eine Folge ihrer Herablassung wäre? Zweitens ließe sich gegen die Echtheit dieser Quellen noch manches einwenden. Die Rabbinen z. B. mögen noch so sklavisch an den Meinungen und Lehrsätzen ihrer Vorfahren gehangen haben: so lässt sich doch nie mit Sicherheit schließen, daß eine Meinung, die bei spätern Rabbinen vorkommt, gerade ein Erbstück ihrer Väter sei. Man würde ihnen wahrhaftig auf der einen Seite

zu viel Ehre anthun, wenn man behaupten wollte, sie hätten nicht für sich manchen Aberwitz ausbrüten können; auf der andern aber sie zu sehr erniedrigen, wenn man glaubte, sie hätten gar nichts an den väterlichen Satzungen geändert, sondern wie bloße Maschinen dieselben weiter gegeben. Und dann, könnte nicht vielleicht diese oder jene Meinung, die wir selbst bei gleichzeitigen Schriftstellern finden, bloß die Privatmeinung eines einzelen Mannes, oder eine eigne Meinung der Gelehrten gewesen sein, von der das Volk gar keine Kenntniß hatte, auf welche also Jesus und die Apostel, wenn auch ihre Aussprüche darauf Bezug haben könnten, doch nicht wirklich Rücksicht nahmen, weil sie es gar nicht nöthig hatten. Aber gesetzt, wir wüßten alle damal herrschende Meinungen, wir kenneten sie ganz echt und unverfälscht — woher weiß man denn nun, daß alle diese Meinungen auch Vorurtheile und Irrthümer waren? Denn solche Meinungen versteht man doch eigentlich, wenn von jener Akkommodazion die Rede ist. Ist es nicht offenbar, daß dieser Weg bloß ein Erkenntnißgrund der Vorurtheile und Irrthümer ist, wieferne sie damal herrschende Meinungen waren, nicht aber ein Beurtheilungsgrund dieser Meinungen, wieferne sie Irrthümer und Vorurtheile sein sollen? Man ist also, wenn man gewisse Lehren der Schrift oder des Systems als Vorurtheile und Irrthümer bestreiten will, die aus der Volksphilosophie oder Theologie jener Zeit entlehnt seien, zu denen sich daher die ersten Lehrer des Christenthums nur herabgelassen hätten, um kein Haar breit weiter, wenn man gezeigt hat, es seien jene Lehren wirklich damal herrschende Meinungen gewesen. Denn eben aus der Uebereinstimmung der Schrift mit diesen Meinungen schließen die Gegner auf deren Richtigkeit. Jesus und die Apostel, sagen sie, würden nicht dazu geschwiegen, sie nicht gebilligt, nicht in ihre öffentlichen Reden eingewebt, nicht im vertrautesten Unterrichte erwähnt, und dadurch bestätigt haben, wenn diese Meinungen wirkliche Irrthümer gewesen wären.

Lassen Sie uns dieß durch einige Beispiele anschauli-

cher machen. Es kann, ohne gegen alle gesunde und natürliche Auslegung zu verstoßen, nicht geleugnet werden, daß die Apostel sehr oft, sehr nachdrücklich, sehr deutlich, und ohne den kleinsten Wink von Herablassung, von dem Tode Jesu als einem wirklich versöhnenden Tode in der strengsten Bedeutung des Wortes reden. Man hat dieß gleichwohl für Akkommodazion erklärt, weil die alte Welt geglaubt habe, Gott könne ohne Sühnopfer die Sünde nicht vergeben, und weil die Apostel dem so schimpflichen, für Juden und Heiden so anstößigen, Kreuzestode dadurch einen bessern Anstrich hätten geben wollen. Nein, sagen die Gegner, durch den Tod Jesu hat eben Gott gezeigt, daß dieser Glaube der alten Welt ein wahrer Glaube war. Gott hat eben darum Jesum einen so schmählichen und schmerzlichen Tod sterben lassen, damit er ein desto vollgültigeres Opfer für die Sünden der ganzen Welt wäre. Noch mehr — aus dem Buche der Weisheit (Kap. 2, 23. 24) schließt man, daß die Meinung, der Teufel habe Antheil an der ersten Sünde durch Verführung der Eva gehabt, schon vor Jesus da gewesen sei. Da nun bei Moses nichts davon steht, so, schließt man weiter, ist die Aeußerung Jesu (Joh. 8, 41) eine bloße Anspielung auf diese Meinung, und Jesus disputirt hier nur mit den Juden *κατ' ανθρωπον* oder ex concessis. Nein, antworten die Gegner, weil Jesus gar keine Veranlassung hatte, auf diese Meinung hier anzuspielen, weil er gar nicht genöthigt war, sich in einer solchen Sache zu akkommodiren: so durfte er diese Meinung, wenn sie unrichtig war, nicht durch seine Anspielung bestätigen, brauchte sie wenigstens, wenn er es bedenklich fand, sie zu bestreiten, gar nicht zu erwähnen. Da er es aber dennoch gethan hat, so schließen wir, er habe den Moses ergänzen, und uns belehren wollen, wer eigentlich der Erbfeind unsers Geschlechtes sei. Ferner — daß schon vor Jesu die Juden viel von Engeln und Teufeln zu sagen wussten, ist unleugbar; und wer es leugnen wollte, den könnte man schon dadurch überführen, daß Engel und Teufel im N. T. als ganz bekannte Maschinen auftreten und handeln. Aber

setzt man denn nicht voraus, was erst zu erweisen war, wenn man nun gleich annimmt, es seien alle Aussprüche der Schrift, die eben diese Meinung enthalten, daß es Engel und Teufel gebe und daß beide in der Sinnenwelt wirken, bloße Akkommodazionen zu einem jüdischen Vorurtheile? Wer dieses in so vielen, so unzweideutigen Aeußerungen der neutestamentlichen Schriftsteller finden kann, der muß entweder sein Wahrheitsgefühl ganz abgestumpft, oder es sich fest in den Kopf gesetzt haben, das nicht in der Bibel zu sehen, wozu, um es zu sehen, nur zwei gesunde Augen gehören. Wie aber, wenn es noch unter uns Götzendiener gäbe, und es fiele einem solchen ein, zu sagen: »Die Juden glaubten schon vor Jesus, »ein einiger Gott sei Urheber und Regierer der Welt; euer »Jesus hat sich also auch hierin akkommodirt; giebt er sich »doch selbst für einen Sohn Gottes, oder, wie viele unter »euch glauben, für einen wirklichen Gott aus; gewiß, er »glaubte mehre Götter, aber er wollte den Juden nur nicht »anstößig werden; darum ging er nicht mit der Sprache her»aus!« — Halten Sie das nicht für Scherz, lieber Freund! Wer wollte bei einer so wichtigen Sache scherzen! Nur so viel wollt' ich damit sagen, daß derjenige, welcher in einem Ausspruche oder einer Lehre der Schrift Akkommodazion findet, nicht bloß beweisen müsse, daß damit irgend eine damal herrschende Meinung in Verbindung stand, sondern auch, welches weit mehr sagen will, erstlich, daß diese Meinung ein Vorurtheil, ein Irrthum war, und dann, daß Jesus und die Apostel, ungeachtet sie anders davon redeten, sie doch dafür erkannten. Der oben zuletzt angegebne Weg also, zu einem richtigen Urtheile über Akkommodazion zu gelangen, führt, so nützlich er auch zur Interpretazion sein, und so sehr man auch wünschen mag, ihn in dieser Hinsicht immerfort ebner zu machen, dennoch in dogmatischer Hinsicht zu keinem sichern Ergebnisse.

Aber der zuerst angegebne noch viel weniger. Denn wenn sich gleich im Allgemeinen gewisse Regeln festsetzen lassen, nach denen bestimmt wird, ob und wieferne sich ein Re-

ligionslehrer zu Volksirrthümern herablassen könne: so wird es doch bei Anwendung jener Regeln auf besondre Fälle immer gar sehr auf die subjektiven Ueberzeugungen, auf das enge oder weite Gewissen, auf die Aengstlichkeit oder Unbefangenheit dessen ankommen, der die Frage entscheiden soll. Hält Jemand z. B. die vorhin angeführten Lehren für sehr wichtig, wie sie es denn auch in der That sowohl an und für sich, als durch den Gebrauch, den man davon machen kann und wirklich gemacht hat, sind: so wird er es auf keine Weise mit den Pflichten solcher Religionslehrer, die sich für göttliche Gesandten gaben und die Wahrheit ihrer Lehre selbst mit dem Tode besiegelten, zusammenreimen können, sich in so wichtigen Dingen zu akkommodiren und dadurch geflissentlich den Irrthum zu bestätigen. Man wird daher, wenn auch Alle in Bestimmung gewisser allgemeiner Regeln übereinkämen, dennoch gar sehr bei der Anwendung derselben schwanken, wenn nicht vorher durch anderweite Gründe überzeugend dargethan ist, daß eine gewisse Meinung, zu welcher sich die Lehrer des Christenthums herabgelassen haben sollen, nicht nur eine damal herrschende Volksmeinung, sondern auch in der That ein Vorurtheil, ein Irrthum war. Wollen Sie sich von der Richtigkeit dieser allgemeinen Betrachtung über das, was geschehen würde, überzeugen, so dürfen Sie nur das erwägen, was bereits in dieser Hinsicht geschehen ist. Lesen Sie zu dem Ende im 2. Abschn. der mehr erwähnten Heringa'schen Preisschrift (S. 114—122) die 18 Regeln, die er als Prinzipien aufgestellt hat, um danach auszumitteln, wieferne Jesus und die Apostel sich als religiose und moralische Volkslehrer akkommodiren konnten; und lesen Sie dann zugleich die Anwendung, die er davon (S. 139-278) macht, indem er die mit Hülfe der Akkommodazion bestrittenen Lehrsätze des kirchlichen Systems durchgeht: so werden Sie sehen, wie wenig oder wie viel man, je nachdem es die anderweiten Grundsätze und Ueberzeugungen eines Jeden gestatten, auf diese Art zur positiven Lehre Jesu und der Apostel rechnen kann. Denn in der That wird Niemand,

der die Akkommodazion überhaupt zulässt, an den Heringa'schen Regeln viel auszusetzen finden, und gleichwohl weiß Heringa nach denselben das ganze kirchliche System in der Schrift zu finden; da hingegen ein Andrer, der anders von diesem Systeme dächte, dasselbe nach ebendenselben Regeln aus dem N. T. herausdemonstriren könnte.

Es dürfte folglich, so lange man dabei immer voraussetzt, die in der Schrift enthaltene christliche Lehre müsse an und für sich die vollkommenste sein, und was etwa Irriges und Mangelhaftes beigemischt scheine, sei bloße Herablassung der ersten Lehrer des Christenthums zu den herrschenden Begriffen und Meinungen ihrer Zeitgenossen — es dürfte, sag' ich, bei dieser Voraussetzung auf den vorhin bezeichneten Wegen wohl schwerlich zu einer Gewissheit über die Frage kommen, wenn und wo nun wirklich Akkommodazion statt finde? Auf welchem Wege also sonst? fragen Sie. — Die Antwort, denk' ich, ist sehr leicht. Man gehe den natürlichen Weg, auf welchem wir Gewissheit in aller unsrer Erkenntniß, wieferne sie Vernunftwahrheiten betrifft, kommen. Man gebe jene Voraussetzung auf, und gehe den Weg einer vernünftigen, bedachtsamen Prüfung!

Vorerst also werden wir einzig und allein in solchen Fällen Akkommodazion anzunehmen berechtigt sein, wo es entweder ausdrücklich gesagt, oder durch andre Aussprüche, Handlungen und Umstände nicht undeutlich zu verstehen gegeben ist, man habe sich in einem gewissen Falle bloß akkommodirt. Wenn man z. B. sieht, wie Jesus nur nach und nach seine Schüler mehr von seinen wahren Absichten wissen lässt; wie er ihre und des Volkes Schwachheiten, wenn sie ihn für einen irdischen Retter hielten, duldet; wie er seinen vertrauten Schülern manches offen darlegt, was er dem Volke entweder gar nicht oder nur in änigmatische Parabeln gehüllt mittheilte; oder wie Paulus als Nasiräer sich öffentlich im Tempel zeigt, den Timotheus beschneidet, und, um Allen Alles zu werden, in minder wesentlichen Stücken dem zärtlichen oder unerleuchteten Gewissen der Schwachen nachgiebt:

so darf man hier wohl das Wort Akkommodazion in seiner vollen Bedeutung brauchen. Denn offenbar ließ man sich hier absichtlich herab; und wer dieß nicht sehen wollte, der müsste entweder blind sein, oder die Augen mit Gewalt verschließen. Wo aber keine absichtliche Herablassung bemerkbar ist, wo mit aller Offenheit unterrichtet, bewiesen, ermahnet, getröstet wird, und dennoch die Belehrungen, Beweis-, Trost- und Ermunterungsgründe aus gewissen Vorstellungen hergenommen sind, die uns irrig und mangelhaft scheinen (z. B. aus den Vorstellungen von den Verhältnissen und Einwirkungen der unsichtbaren Welt auf die sichtbare, von der baldigen Wiederkunft Christi zum Weltgerichte u. s. w.): da wird es uns keineswegs erlaubt sein, Akkommodazion anzunehmen. Denn hier würde die Lehrweisheit zu einer Beredungsklugheit gemacht, und ihr die Wahrhaftigkeit und Redlichkeit aufgeopfert werden. Bloß auf Seiten Gottes, der es (menschlicher Weise zu reden) zuließ, daß die Menschen durch seine Gesandten so und nicht anders belehrt, ermuntert und getröstet wurden, würde eine Art von Akkommodazion stattfinden; diese aber würde weiter nichts sein, als das überall bemerkbare Verfahren Gottes, nach welchem er das menschliche Geschlecht nur nach und nach zur Vollkommenheit führt.

Ich will es übrigens nicht leugnen, daß es vielleicht einige Fälle geben möchte, wo es nicht ganz deutlich einleuchtet, ob hier positiver Lehrton oder bloße Akkommodazion stattfinde. In solchen Fällen, deren jedoch so gar viele nicht sein dürften, glaub' ich, daß man, wenn von Jesus selbst oder seinem großen und würdigen Nachfolger Paulus die Rede ist, und wenn das Erstere auf Irrthümer führen würde, die sich mit den sonstigen Einsichten jener Lehrer gar nicht in Einstimmung bringen ließen, für das Letztere entscheiden müsse. Man sieht aus ihrem ganzen Benehmen gar zu deutlich, daß sie weit helleres und freieres Geistes waren, als ihre Zeitgenossen, aber oft nothgedrungen schwiegen oder nachgaben, wenn reden und widerstehen nichts gefruchtet haben würde, und daher manches der Fol-

gezeit überließen. Aber man hüte sich nur, dieses zu weit auszudehnen, und suche lieber aus Charakter, Denkart und Handlungsweise jener weisen Lehrer die Regeln zur Beurtheilung der Fälle, wo es zweifelhaft ist, ob sie sich akkommodirten, zu entnehmen; folge aber nicht dem Leichtsinne derer, welche überall, wo ihr System nicht hinpasst, Akkommodazion finden.

Sonach bleibt es immer Pflicht und Geschäft der Vernunft, der durch das Christenthum selbst erleuchteten, gestärkten, erhöhten Vernunft, durch eine gewissenhafte und bescheidne Prüfung das Unvollkommne und Unbrauchbare, mag es auch damit in Rücksicht auf die eigne Ueberzeugung der ersten Lehrer des Christenthums eine Bewandniß haben, was es für eine wolle, von dem Vollkommnern und Bessern zu scheiden, und zum eignen Nutzen zu verwenden. Entsteht hiebei Streit und Verschiedenheit der Meinungen, so erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen schon früher über diesen Punkt geschrieben habe. Man streite immer! Die Reibung der Gemüther wird elektrische Funken der Wahrheit hervorlocken, und diese Funken werden nach und nach zu hellleuchtenden, sanfterwärmenden Flammen werden!

Funfzehnter Brief.

Man hat den hohen Werth und die Vortrefflichkeit der sittlichen Vorschriften des Evangeliums immer anerkannt, und mit Recht gepriesen. Selbst viele von denen, welche mit den übrigen Lehren desselben sehr unzufrieden waren, wagten es doch nicht, seine Sittenlehre zu verunglimpfen, und manche rühmten die letztere nur um so mehr, um dagegen die Glaubenslehre desto ungescheuter herabwürdigen zu können.

Doch hat es auch nicht ganz an Leuten gefehlt, welche selbst die christliche Moral mit ihren Angriffen nicht verschonten, und sie als eine Sittenlehre verschrieen, die der wahren Tugend nachtheilig, und dem Wohle der Staaten gefährlich sei, weil sie theils von manchen Tugenden und Pflichten (als der Vaterlandsliebe, der Freundschaft u. s. w.) gar nichts sage, theils aber durch manche ihrer Foderungen (z. B. in Ansehung der Duldung von Beleidigungen, des Gebrauchs zeitlicher Güter u. s. w.) entweder Schwärmer oder Heuchler bilde, mithin auf der einen Seite mangelhaft und unvollständig, auf der andern aber überspannt und unbefolgbar sei.

Daß es nicht immer die reinsten Absichten und die triftigsten Gründe waren, wodurch man zu einem so harten Ausspruche bewogen wurde, liegt wohl mehr als zu sehr am Tage. Indessen ist, wie allemal bei zwei Extremen, so auch bei jenem Lobe ebensowohl als bei diesem Tadel zu fürchten, daß man nicht den Weg einer völlig unparteiischen, vorurtheilfreien Prüfung eingeschlagen habe. Um diesen Mittelweg finden zu können, muß man vor allen Dingen den Gesichtspunkt festsetzen, aus welchem die Sittenlehre Jesu betrachtet werden soll. Verlangt man, daß sie das vollständigste Moralsystem sein, oder wenigstens einem solchen zur Grundlage dienen soll: so wird man eingestehen müssen, daß sie dazu gar nicht tauglich sei. Dieß scheinen auch alle die gefühlt zu haben, welche, besonders in neuern Zeiten, Systeme der christlichen Moral zu entwerfen unternahmen. Entweder wählten sie irgend ein philosophisches Moralprinzip, und verbanden es mit den sittlichen Vorschriften des Evangeliums auf eine solche Art, daß diese nach jenem modifizirt und auf dasselbe erbauet wurden; oder, wenn sie weniger philosophisch dachten, verwarfen sie alle bisher bekannten Prinzipien, und reiheten ohne allen festen Grund die moralischen Vorschriften an einander, wie es ihnen nach Vernunft, Schrift und Erfahrung (drei sehr heterogenen Prinzipien!) tauglich schien.

Allein man würde auch der christlichen Moral sehr Un=

recht thun, wenn man, ich will nicht sagen, systematische Vollständigkeit, sondern nur nach ihren Grundzügen die höchste Vollkommenheit von ihr fodern wollte. Sie ist durchaus popular, temporal und lokal; und nur von dieser Seite betrachtet wird man ihren wahren Werth, ihre über alle philosophische Lehrgebäude des Alterthums weit erhabnen Vorzüge unparteiisch schätzen lernen. Das Erste, die Popularität, ist von Allen anerkannt, und der Augenschein lehrt es zu offenbar, als daß es könnte geleugnet werden. Die beiden andern Punkte sind zwar in vorigen Zeiten nicht immer gehörig bemerkt und richtig angewandt worden; sondern man betrachtete fast alle Vorschriften des neuen (zuweilen auch sogar des alten) Testaments, sie mochten allgemeingültig sein oder nicht, dennoch als verbindlich für alle Menschen. Indessen hat man längst schon angefangen, es als Grundsatz bei Entwerfung eines christlichen Moralsystems aufzustellen, daß Jesus und die Apostel bei ihren Vorschriften sehr oft auf Zeit und Ort und Umstände Rücksicht genommen, und daß also diese Vorschriften nicht so geradezu in das System aufgenommen werden dürften. Manche derselben müssten jetzt ganz wegfallen, manche hingegen sehr eingeschränkt, oder auch wohl erweitert werden, wenn sie einen Platz im Systeme finden sollten, je nachdem es die allgemeinen in der Vernunft selbst liegenden Grundsätze der Sittlichkeit verlangten.

Hier bemerken Sie nun, lieber Freund, welche Fortschritte die christliche Moral durch diesen einzigen Grundsatz, der genau besehen nichts anders ist, als unser Perfektibilitätsprinzip, nur in andre Worte gekleidet, gemacht hat. Es ist augenscheinlich, daß sie dadurch von dem glücklichen Zeitpunkte an, wo man sie von der Glaubenslehre, der sie vorher immer nur als pedissequa nachtreten musste, zu trennen und unabhängiger zu machen wagte, sehr an Vollkommenheit gewonnen, und sich weit über ihre ehemalige stolze, so üppig gepflegte, so hoch geachtete Beherrscherin emporgeschwungen habe. Ja es lässt sich aus dem Gange der theologischen Bildung in neuern Zeiten beweisen, daß die freiere Bearbei-

tung der Moral es war, welche der Glaubenslehre aufhalf, und auch sie von so manchem alten Sauerteige reinigte. Den Moralisten sah man nicht so scharf auf die Finger, weil ihre Wissenschaft nicht so geachtet war und auf das Kirchenwesen nicht solchen Einfluß zu haben schien. Sie hatten also freiern Spielraum, und unvermerkt theilte sich dieser Geist der Freiheit auch den Dogmatikern mit *).

Bei dem allen dürft' es vielleicht doch keine ungegründete Behauptung sein, daß selbst jener Grundsatz eben darum, weil er nicht in die rechte Formel eingekleidet war, auch seine volle Wirkung nicht gethan, und daß die christliche Moral durch denselben noch keineswegs die höchste Blüthe der Vollkommenheit erreicht habe. Man gab zwar zu, daß die christliche Moral in einzelen Vorschriften wegen ihrer Beziehung auf Zeit und Ort der Abänderung unterworfen sei, setzte aber dabei voraus, daß sie an und für sich nach dem Allgemeinen, dem Geiste, der ihren Vorschriften zum Grunde liege, die höchste Vollkommenheit und Brauchbarkeit habe, und daß man daher die christliche Moral nur in der möglichsten Reinheit darzustellen suchen müsse. Dagegen glaub' ich nun, daß die christliche Moral selbst in ihren Grundzügen durchaus auf

*) Ein Erfahrungs-Beweis für die Wahrheit, welche man trotz den Vernunft-Beweisen der Philosophie nicht zugeben wollte, daß alle religiose Kultur von der moralischen ausgehen müsse. Man könnte ihn noch durch die Bemerkung verstärken, daß auch Luther's und Zwingli's Reformen von einer Widersetzlichkeit gegen praktische Irrthümer anhoben. Vielleicht dürften noch Zeiten kommen, wo die Dogmatik das Recht der Erstgeburt und Herrschaft, das sie nur durch die List ihrer Pflegemutter, der Kirche, und mittels des von blöden Augen geleiteten weltlichen Armes an sich gerissen hat, ihrer eigentlich ältern Schwester, der Moral, zurückgeben, sich vor ihr neigen und ihr sanftes Zepter küssen wird. Der kleinere aber listigere Jakob erhielt zwar von der Hand des blinden Isaak's durch den Betrug der Rebecca den Segen der Erstgeburt zum Nachtheile seines ältern, reblichern Bruders; aber er hat ihn nicht immer und ewig behalten.

Zeit und Ort angelegt, und insoferne zwar den weisen Absichten ihres erhabnen Stifters, das menschliche Geschlecht nach und nach zu höherer Vollkommenheit durch seinen religiosen und moralischen Unterricht zu führen, ganz angemessen sei, aber eben darum noch nicht die an sich mögliche höchste Vollkommenheit und Brauchbarkeit haben, sondern bloß als Hülfsmittel für künftige Geschlechter, sich der wahren oder reinen Sittlichkeit immer mehr zu nähern, betrachtet werden könne.

Nach der ausdrücklichen Erklärung der Schrift und dem Geständnisse fast aller Theologen ist Liebe gegen Gott und Menschen das Grundprinzip der christlichen Moral, das höchste allgemeinste Gebot derselben. Dadurch unterscheidet sie sich von allen andern Moralsystemen des Alterthums so ganz und so wesentlich, daß man unmöglich sich der Frage erwehren kann, warum der Stifter des Christenthums wohl gerade diese Liebe seiner Moral zum Grunde legte? — Sehen wir erstlich auf die Quelle, aus welcher Jesus sein Prinzip hernahm, so findet sich, daß die beiden Gebote: Liebe Gott, und liebe deinen Nächsten, aus dem mosaischen Gesetze entlehnt, und aus den übrigen Vorschriften desselben, gleichsam als der Kern, als das einzige noch jetzt und ferner Brauchbare, herausgehoben waren. Schon dieß muß uns auf die Vermuthung führen, daß Jesus dabei auf die Umstände der Zeit und des Orts vorzügliche Rücksicht nahm. Aber dieß zeigt sich noch viel einleuchtender, wenn wir den Inhalt und die Beschaffenheit seines Grundgebotes genauer ins Auge fassen, und es mit dem Charakter der alten Welt, die Jesus in eine neue bessere umschaffen wollte, vergleichen. Furcht vor der Gottheit und selbsüchtige Liebe gegen sich und seine Glaubens- oder Stammesgenossen war mehr oder weniger ein allgemeiner und eigenthümlicher Zug in der religiosen und moralischen Denkart der Zeitgenossen Jesu, derjenigen insonderheit, unter welchen er als Lehrer auftrat, und für die er zunächst arbeitete. Schon in einem der vorigen Briefe hab' ich zu

bemerken Gelegenheit gehabt, daß dieses die vorzüglichsten Hindernisse waren, die sich Jesu bei Einführung einer reinern Gottesverehrung und höhern Sittlichkeit entgegensetzten. Und da nun diese zu bekämpfen und wo möglich völlig aus dem Wege zu räumen, sein vorzüglichstes Augenmerk war: so empfahl er die gegentheiligen Gesinnungen so dringend, daß er das darauf sich beziehende Gebot zum obersten Grundsatze seiner moralischen Vorschriften machte, und unterstützte zugleich dieses Gebot mit so rührenden Vorstellungen von Gott und dessen Verhältnisse zu den Menschen, daß er bei jedem Menschenherzen, welches für Wahrheit und Tugend nur einige Empfänglichkeit zeigte, Eingang zu finden hoffen konnte.

Daraus folgt nun aber ganz und gar nicht, daß Liebe gegen Gott und Menschen unabänderlich das Prinzip der christlichen Sittenlehre bleiben müsse. Gott und Menschen zu lieben wird, gehörig bestimmt, freilich immer eine Pflicht jedes Christen bleiben, so wie sehr viele andere Vorschriften Jesu und seiner Schüler auf ewig ihre Verbindlichkeit und Brauchbarkeit behalten werden, weil es die Foderungen unsrer Vernunft und der allgemeinen in dieser gegründeten Sittenlehre selbst sind. Aber es muß uns erlaubt sein, sie nach den Bedürfnissen einer spätern Zeit und einer höhern Bildung auf einen andern Grund zu bauen, aus andern Quellen abzuleiten, mit andern Motiven zu unterstützen, die nicht bloß vom Willen eines äußern Gesetzgebers und vom Streben nach eigner Glückseligkeit hergenommen sind, wie die in der Schrift gebrauchten *). Das Zeitalter Jesu würde für

---

*) Schon dieser einzige Umstand beweist, daß die christliche Sittenlehre mit der neuesten philosophischen (Kant's) nur insofern einstimmt, als sie die Grundsätze der reinvernünftigen Moralität, wie sie die Kritik der praktischen Vernunft entwickelt hat, im Keime enthält. Jesus sagt nicht bloß: Es ist Gottes Wille, daß ihr dieß oder jenes thun sollt — und wenn ihr es thut, so werdet ihr ewig glückliche Bürger meines Reiches sein; sondern er

andre Motive gar keinen Sinn, für andre Grundsätze keine

---

sagt auch: Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch — seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel — so ihr nur liebet, die euch lieben, was thut ihr Sonderliches? Wenn aber bloße Aehnlichkeiten und Folgerungen aus einzelen Aussprüchen hinreichen sollten, die Gleichheit zweier Systeme zu beweisen, so könnte man leicht darthun, daß die Sittenlehre im Grunde stets dieselbe gewesen. Denn da kein Philosoph Sittlichkeit erst erfunden oder gemacht hat, sondern vielmehr die Grundsätze derselben vom weisen Urheber der Natur tief in das menschliche Herz geprägt sind, und also von den Philosophen nur aufgesucht und ausgelegt werden können: so wird jene Stimme der Gottheit in uns mehr oder weniger in den meisten moralischen Vorschriften vernehmlich sein, wenn auch die Systeme noch so verschieden wären. Sie ist daher auch in der christlichen Moral vernehmlich, und in ihr unbezweifelt weit vernehmlicher, als in ihren nach Zeit und Ort so verschiedenen Vorläufern — denn der, der in des Vaters Schooße war, hat es uns verkündiget. Aber da in ihr das höchste Prinzip Liebe gegen Gott und Menschen, und (wie es in einer positiven, für, in moralischer Hinsicht noch sehr ungebildete, Menschen bestimmten Sittenlehre sein musste) der Wille Gottes und die Folgen des Gehorsams gegen denselben die höchsten Motive zur Tugend sind: so ist die christliche Moral offenbar von der kantischen nicht bloß formal, sondern auch material unterschieden. Die Frage aber, ob es erlaubt und nützlich sei, jene nach dieser umzubilden, liegt außer gegenwärtiger Untersuchung. Nur so viel will ich bemerken, daß wenn man die christliche Sittenlehre einmal systematisch behandeln will, man doch ein festes Prinzip zum Grunde legen müsse, damit die Moral Jesu, wie sein Mantel, um den die Kriegsknechte loosten, aus Einem Stücke gearbeitet werden könne. Wer alle Prinzipien verwerfen, und sein unsystematisches System aus Vernunft, Schrift, Erfahrung, und Gott weiß, aus was sonst noch für Elementen, zusammenstücken wollte, wie neuerlich ein für die übrige theologische Literatur nur allzufrüh verstorbner Moralist, der möchte wohl nur eine Bettlerhülle zu Stande bringen, die weder Schutz gegen die Stürme der Leidenschaften gewähren, noch die Wärme des moralischen Lebens unterhalten könnte. Freilich würde sie immer noch der bunten Kappe des egoistischen Sensualismus mit den süßtönenden Schellchen und Glöckchen vorzuziehen sein. Denn diese schändet noch obendrein den ehrliebenden, freigebornen Mann.

Empfänglichkeit gehabt haben *). Und darin besteht eben der größte Vorzug und das höchste Verdienst Jesu, als Sittenlehrers, vor allen Sittenlehrern der Vorzeit, daß seine Moral ganz den Bedürfnissen seines Zeitalters, und der Absicht, denselben abzuhelfen, angemessen war. Er ragt in diesem Punkte eben so sehr über sie empor, als Moses über andre alte Gesetzgeber und Urheber von Staatsverfassungen. Die Sittenlehrer des Alterthums haben ungemein viel Gutes, Schönes und Erhabnes über Tugend und Pflicht gesagt, und es ist wohl kein einziger Sittenspruch in der Schrift, zu dem sich (quoad materiam) nicht ein Gegenstück aus einem alten Dichter, Redner, Geschichtschreiber oder Philosophen auftreiben ließe **). Aber keinem fiel es ein, einen Plan zu

*) Kant selbst giebt es zu (Krit. d. pr. V. S. 158) daß es rathsam sein könne, die Aussicht auf fröhlichen Lebensgenuß mit der obersten und reinen Bewegursache zur Tugend zu verbinden, nämlich, um den Anlockungen des Lasters das Gleichgewicht zu halten — und gesteht (S. 271) nicht in Abrede sein zu können, daß um ein entweder noch ungebildetes oder auch verwildertes Gemüth zuerst in's Gleis des Sittlichguten zu bringen, es einiger vorbereitenden Anleitungen bedürfe, dasselbe durch seinen eignen Vortheil zu locken, oder durch den Schaden zu schrecken. So waren aber in der That die Gemüther der Zeitgenossen Jesu großentheils beschaffen. Sie fürchteten einen himmlischen Despoten, und hofften ein irdisches Messiasreich. Solchen Menschen mussten also die sittlichen Vorschriften erst als Befehle eines gütigen allgemeinen Menschenvaters, und als Mittel der zeitlichen sowohl als ewigen Glückseligkeit gezeigt werden, ehe sie zur reinen Sittlichkeit übergehen konnten. Alle Moralität der Gesinnung geht von Legalität der Handlung aus, und rohe Gemüther müssen erst das Gesetz buchstabiren lernen, ehe sie dessen Geist fassen.

**) Diese Bemerkung ist schon oben (Br. 4.) einmal gemacht worden, und ist hier bloß des Zusammenhangs wegen wiederholt. Zum Beweise aber bitte ich nur die Stelle, Matth. 5, 43—48, wo Jesus die Feindesliebe empfiehlt, aufmerksam durchzulesen. Man hat gestritten, ob das Alterthum diese Pflicht gekannt habe. Das bloße Kennen kann man zugeben; schon bei Moses sind Spuren davon, so hart uns auch manches in seiner Gesetzgebung scheint. Aber man kann dreist den belesensten Forscher des Alterthums

entwerfen und auszuführen, der so ganz auf die zeitigen und örtlichen Bedürfnisse des Geistes und des Herzens berechnet, und doch zugleich nicht so eingeschränkt und individualisirt gewesen wäre, daß nicht eine allgemeine Reform dadurch hätte bewirkt werden können. Bei einem solchen Plane durfte weder das Besondre über dem Allgemeinen, noch das Allgemeine über dem Besondern vernachlässigt werden. Allein die Philosophen des Alterthums waren entweder müßige Spekulanten, ohne zur Verbesserung des menschlichen Geschlechts selbst Hand an's Werk zu legen; sie philosophirten nur für die Schule, nicht für die Welt und den Menschen;

---

auffodern, eine einzige Stelle aus den Schriften desselben aufzuweisen, wo diese Pflicht so deutlich, so nachdrücklich, so zweckmäßig, so schön erklärt und empfohlen würde. Nur halb braucht man den Geist des griechischen und römischen Alterthums, wo doch die meiste Kultur herrschte, zu kennen, um gleichsam a priori zu schließen, daß so etwas gar nicht die Frucht eines solchen Geistes sein konnte. Ich will hier bloß die Gesichtspunkte andeuten, aus welchen man jene Stelle betrachten muß, um ihren Werth ganz zu empfinden. Wer dieselben weiter verfolgen will, wird das N. T. nicht ohne innigste Rührung und Bewundrung des göttlichen Tugendlehrers aus der Hand legen, der durch diesen einzigen Ausspruch sich als den Weisesten und Größten aller Moralisten des Alterthums legitimirt hat. Vers 43 führt er einen falschen Ausspruch älterer jüdischer Moralisten an, mit welchen sein eigner Ausspruch, V. 44, selbst durch die Worte, weit mehr aber noch durch den Inhalt so schön und kräftig kontrastirt. V. 45 verbindet er damit einen Beweggrund, der so rührend und so tiefeindringend ist, daß schwerlich Jemand so einfältig oder so boshaft sein kann, um nicht das ganze Gewicht desselben zu fühlen. V. 46 und 47 ist gleichsam ein apagogischer Beweis, eine deductio ad absurdum, welche die Wirksamkeit des erstern sehr verstärkt. Und in V. 48 schließt den ganzen Ausspruch ein herrliches Epiphonem, das mit V. 45 in Verbindung steht, und dem Menschen das erhabne Muster der Gottheit noch einmal in seiner ganzen Heiligkeit vorhält; ein Epiphonem, das ihm stets gegenwärtig sein, und eben sowohl Richtschnur als Antrieb zu einem tugendhaften Wandel, vorzüglich aber zur ungeheucheltsten, ausgebreitetsten Menschenliebe sein soll.

oder wenn sie dieß auch thaten, so philosophirten sie entweder nur für einen kleinen Theil der Welt, wie dieß bei Sokrates der Fall war, dessen Sittenreform ebendarum mit Jesu Unternehmen nicht verglichen werden kann, weil jene nur das Besondre umfasste, und auf die Einwohner seiner Vaterstadt nebst einigen fremden, dieselbe besuchenden, Individuen beschränkt war; oder sie philosophirten gar nur für einen Theil des Menschen, für die Seele oder für den Leib, indem die Einen jene den Aussprüchen der Vernunft zuwider erniedrigten, die Andern aber diesen den Foderungen der Natur entgegen ganz ausschlossen, wovon denn die natürliche Folge war, daß die Moral der Einen, als eine Sittenverderberinn, verdächtig und gehässig, und die der Andern, als eine Schimäre, lächerlich und verächtlich, beide aber für den großen Haufen unwirksam wurden, so gut es auch die ersten Erfinder jener Systeme gemeint hatten *).

Wenn nun aber eben darin der hohe Werth und die Vortrefflichkeit der christlichen Sittenlehre besteht, daß sie ganz, nicht bloß in einzelen Vorschriften, sondern selbst in ihren Grundprinzipien den Bedürfnissen jenes Zeitalters angemessen war; daß also Jesus und seine Schüler so lehrten, wie sie nach dem damaligen Grade der religiosen Erkenntniß sowohl, als der moralischen Kultur, konnten und mussten: so werden Sie Garve's Ausspruch sehr richtig finden, wenn er sagt**): »Es kann nicht immer schicklich sein, zu Bestätigung unsrer jetzigen Begriffe über die Pflichten auf einen »frühern Unterricht zurückzugehn;« denn »unsre morali»schen Einsichten können und müssen in vielen Punkten

*) Der Verf. ist hier wohl ein wenig zu hart mit den Philosophen des Alterthums umgegangen. Doch hat er darum diese Stelle nicht streichen wollen, so wie manche andre, in welcher sich die Jugendlichkeit des Verf. etwas zu stark aussprach.

**) In den Anmerkungen und Zusätzen zu Payley's Grundsätzen der Moral und Politik, woraus die obigen Worte in Schmid's Versuch einer Moralphilosophie, §. 52 b. S. 114 entlehnt sind.

»genauer sein, als bei dem ersten Unterrichte der Menschen, »auch wenn dieser von Gott selbst herkam, »erfodert wurde.« Wir werden also auch die christliche Sittenlehre, in ihrer ursprünglichen Form, wie die Glaubenslehre, nicht für die absolut vollkommenste zu halten haben; sondern die Aufklärungen, welche seitdem die menschliche Vernunft, durch diese Sittenlehre selbst unterstützt und geleitet, in Entdeckung der ersten Gründe der Sittlichkeit erhalten hat, auch auf sie anwenden, und sie mit Hülfe derselben immer mehr vervollkommnen müssen.

Sechzehnter Brief.

In meinen bisherigen Briefen über den Grundsatz von der Perfektibilität der geoffenbarten Religion hab' ich mich zuletzt mit Ihnen, lieber Freund, von dem Einflusse unterhalten, den dieser Grundsatz auf die drei Hauptwissenschaften der Theologie, Hermeneutik, Dogmatik und Moral, haben müsste, wenn er allgemein angenommen und befolgt würde. Daß dieser Einfluß nicht anders als wohlthätig sei, und auf die Vervollkommnung der genannten Wissenschaften selbst abzwecke, kann meines Erachtens keinem Zweifel unterworfen sein. Da nun diese drei Wissenschaften eigentlich dasjenige ausmachen, was man Theologie nennt, die übrigen Wissenschaften aber, welche man gewöhnlich dazu rechnet, als Kirchengeschichte, Polemik, Symbolik, Aszetik, Kasuistik, Pastoraltheologie mit ihren beiden Hauptzweigen, der Homiletik und Katechetik u. s. w. entweder bloß theologische Hülfswissenschaften oder Anhängsel, zum Theile sehr überflüssige Anhängsel an eine der drei Hauptwissenschaften, oder endlich Anwendungen dieser Wissenschaften und Anweisungen zur praktischen Benutzung sowohl als zum Vortrage der Lehren des Christenthums sind,

mithin alle diese einzelen Nebenwissenschaften mit den Hauptwissenschaften in der genauesten Verbindung stehn: so rühm' ich von unsrem Grundsatze wohl nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß er für die gesammte Theologie von den ausgebreitetsten, wohlthätigsten Folgen sei.

Noch ist mir aber Ein Punkt zu erläutern übrig, der nicht minder wichtig, als die bisher abgehandelten, ist, nämlich der Einfluß des Perfektibilitätsprinzips auf theologische und religiose Denkart überhaupt. Zwar hangt dieselbe großentheils von der moralischen Gesinnung eines Jeden ab; und wenn es hier nicht richtig ist, so hilft alle Aufklärung, alle Gelehrsamkeit, aller Scharfsinn, aller Eifer für die Sache der Offenbarung — nichts. Der aufgeklärteste Theolog, der eifrigste Verfechter des Christenthums gegen die angeblichen Feinde desselben ist dann nichts, als ein tönendes Erz, eine klingende Schelle. Wollte man doch diesen paulinischen Ausspruch in seiner ganzen Ausdehnung beherzigen! Wollte man ihn doch vornehmlich in unsern Zeiten recht beherzigen, wo man auf der einen Seite aus allen Kräften darauf hinarbeitet, die Leute klüger, verständiger, aufgeklärter zu machen; auf der andern aber jede Neuerung, jedes Bestreben dieser Art in ein gehässiges Licht zu stellen, und wo möglich ganz zu vereiteln! Aufklärung verbreiten und den Verstand von allen Vorurtheilen befreien wollen, ohne den Willen zu bessern und das Herz zu veredeln, ist die verkehrteste Maßregel von der Welt, heißt das Wohl der Staaten, die Ruhe der Gesellschaft untergraben, heißt dem Rasenden ein Schwert in die Hand geben. Aufklärung aber hindern und den Verstand in ewige Fesseln schmieden wollen, ist, auf's gelindeste gesagt, der thörigste Einfall von der Welt, heißt sich selbst unter den Ruinen des Gebäudes begraben, das man stützen wollte, heißt, mit dem rechten Namen genannt, die heiligsten Rechte der Menschheit antasten! — Aber freilich kann die beste moralische Gesinnung nicht alles allein thun. Ohne richtige Begriffe von Werth und Zweck der Offenbarung ist keine durchaus gute theologische und re-

ligiose Denkart möglich, wieferne sich die letztere auf Offenbarung bezieht.

Es kündigt sich aber die Beschaffenheit einer solchen Denkart hauptsächlich durch zwei Thatsachen an. Einmal durch die Achtung, die man gegen die geoffenbarte Religion und die Urkunden derselben beweist, und sodann, durch das Benehmen gegen die, welche über gewisse Lehren der Offenbarung anders denken als wir selbst. Wollen wir demnach den Einfluß kennen lernen, den unser Grundsatz auf theologische und religiose Denkart haben würde, wenn er allgemein anerkannt wäre: so wird es hauptsächlich darauf ankommen, daß wir untersuchen, wie es dann in der christlichen Welt in Rücksicht auf diese beiden Punkte stehen würde. Lassen Sie uns diese Untersuchung mit aller Kaltblütigkeit anstellen, nicht wie fromme Projektmacher schwärmen und träumen!

Es war eine Zeit, wo man die Bibel nicht nur für das Non plus ultra aller religiosen und moralischen Erkenntniß, sondern sogar für eine Quelle aller Weisheit, für eine Schrift hielt, in der alle Schätze der menschlichen Erkenntniß verborgen wären. Daß ein solches Vorurtheil eine ungemeine Hochachtung gegen die Urkunden der geoffenbarten Religion und gegen das, was man für geoffenbarte Religion hielt, hervorbringen musste, leidet keinen Zweifel. Allein es ist eine große Frage, ob diese hohe Verehrung, die keineswegs eine auf richtige Einsicht und vernünftige Ueberzeugung von dem wahren Werth und Zweck der Offenbarung gegründete Achtung, sondern vielmehr eine wirkliche Abgötterei war, die man mit der Bibel trieb — es fragt sich, sag' ich, ob diese Bibliolatrie, wie es Henke sehr treffend in der Vorrede zu seinen Lineamenten nennt, der Bibel und der geoffenbarten Religion selbst mehr geschadet oder genützt habe. Denn wie es bei allen Extremen zu gehen pflegt, so fanden sich auch hier bald Leute, welche das gerade Gegentheil behaupteten, die Bibel äußerst herabwürdigten und für das elendeste Buch der Welt ausgaben. Auch hatten sie bei der einmal angenommenen Voraussetzung von dem hohen über

alle menschliche Bücher erhabnen Werthe derselben und von der absoluten Vollkommenheit ihrer Lehre manchen scheinbaren Grund zum Beweise ihrer Behauptung. »Dieu n'est pas ignorant,« sagte Voltaire *); und wenn es gleich eine der vielen Absurditäten des Fragmentisten war, zur Vollständigkeit einer Offenbarung zu verlangen, daß sie auch

*) Eine treffliche Abfertigung dieser Spötterei, die für unsre Zeiten freilich die Spitze gänzlich verloren hat, kann man bei Jerusalem in den Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion (Th. 2. Bd. 2. Betr. 4. Abschn. 3. S. 443 ff.) finden. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, eine andre Stelle aus diesem Werke (Th. 2. Bd. 1. Betr. 2. S. 83 ff.) anzuführen, wo J. das alte Testament gegen die Spöttereien und Verleumdungen seiner Feinde folgendermaßen sehr glücklich in Schutz nimmt: »Bei aller Vortrefflichkeit, Würde »und Wahrheit vieler Lehren der Schrift wird man nicht begrei»fen können, vornehmlich bei der Voraussetzung, daß alles un»mittelbar und buchstäblich eingegeben sein müsse, warum in allen »Theilen dieses Buches nicht einerlei göttliche Würde — wozu in »einem Buche, das die Quelle aller reinen Religion sein soll, so »viele kleine, niedrige, oft anstößige Anekdoten, selbst von solchen »Personen, die zu gleicher Zeit als die großen Bekenner der wah»ren Religion und als Freunde Gottes aufgeführt werden — »warum in diesem ersten Theile von den wichtigsten Wahrheiten »noch so viel dürftige, niedrige, menschliche Vorstellungen — war»um endlich jene großen Wahrheiten zum Theile so versteckt seien, »warum so zerstreut, warum nicht in der natürlichen Verbindung, »wo sie der Leser zur Aufklärung seiner Erkenntniß, zur Erwe»ckung seiner Rechtschaffenheit und Beruhigung sogleich übersehen »könnte. — — Seh' ich aber dieß Buch aus diesem seinen eigent»lichen Gesichtspunkte an, daß es zwar zuvörderst den göttlichen »Unterricht in der Religion, aber auch zugleich die Geschichte der»selben enthalten soll, und was die Fürsehung in dieser Absicht »nach der jedesmaligen Fähigkeit der Menschen für ei»nen Gang genommen: so verschwinden auf einmal alle diese An»stöße, und die Weisheit der Fürsehung, die dabei vorgewaltet, »fällt so viel deutlicher in die Augen.« — Daß man den ersten Theil dieser Rechtfertigung in gewisser Hinsicht, den zweiten Theil aber durchaus auf das neue Testament anwenden könne, braucht wohl nicht erst erinnert zu werden.

die Buchdruckerkunst hätte bekannt machen müssen, weil ohne dieselbe keine allgemeine Kenntniß der geoffenbarten Wahrheiten möglich sei: so hat ihm doch gewiß jenes Vorurtheil manches andre Instrument geliefert, womit er gegen die Offenbarung nicht unglücklich fechten konnte. Daher kam es, daß von ihm und andern Gegnern derselben alles, was sich nur mit einigem Schein als mangelhaft, irrig und ungereimt darstellen ließ, in der Schrift aufgegriffen, mit den gehässigsten Farben ausgemalt, und als ein Beweis gegen die Offenbarung selbst aufgestellt wurde, da dieser angebliche Beweis doch eigentlich nur jenes Vorurtheil traf. Wie viele Beschimpfungen also, und wie viele Ehrenrettungen, die oft nicht viel besser waren, hätte man dem ehrwürdigen Buche ersparen können, das Gottes Offenbarungen an die Menschen enthält, wenn man nie auf den unglücklichen Gedanken gefallen wäre, dieses Buch und dessen Lehre als die vollkommenste Religionstheorie anzupreisen! Mit welcher Achtung, mit welchem Danke würden die besten Köpfe, die sonst zu Feinden und Verächtern derselben wurden, die göttlichen Belehrungen angenommen haben, welche ihnen die Schrift darbot, wenn man ihnen, denen jeder Stillstand in der Erkenntniß unerträglich war, weil die Natur selbst ihrem Geiste den hohen Beruf ertheilt hatte, unaufhörlich fortzustreben, und Licht und Wahrheit um sich her zu verbreiten — wenn man, sag' ich, ihnen nicht zugemuthet hätte, diese Belehrungen geradezu als die unfehlbarsten und vollständigsten anzunehmen, ohne sie durch eignes Prüfen und Forschen berichtigen und erweitern zu dürfen. Gegen eine solche Zumuthung musste sich ihr Geist empören, und — ein leider! nur allzugewöhnlicher Fehler der menschlichen Schwachheit oder des Leichtsinns — man schüttete das Kind mit dem Bade aus. Man verwechselte die unstatthaften Zumuthungen der Freunde der Offenbarung mit den Anfoderungen und Absichten des Urhebers derselben. Man warf das Gute, Wahre und Allgemeinnützliche in der Schrift mit dem Mangelhaften, Irrigen und für uns minder Brauchbaren weg, weil dieses eben so, wie

jenes, als unverfälschte, reine Wahrheit angepriesen wurde. Man schätzte eine Offenbarung gering, die jedes vernünftigen und unbefangenen Denkers Beifall und Achtung verdient, und verwarf wohl gar alle Religion überhaupt, weil selbst die allgemeinen Wahrheiten der reinen Vernunftreligion durch die falschen Vorstellungen der positiven Theologie entstellt wurden.

War dieß gleich nicht bei allen, die in den Jahrbüchern der Menschheit als Bestreiter und Verächter des Christenthums oder der Religion überhaupt aufgeführt werden, der Weg, den ihre Ueberzeugungen nahmen; waren gleich zuweilen niedrige Leidenschaften und verderbte Sitten die Triebfedern ihrer Angriffe auf das heiligste Kleinod der Menschheit: so war es doch gewiß bei vielen Männern der Fall, die sich außerdem als Freunde der Menschheit und Verehrer der Tugend bewiesen haben. Und wenn in unsern Zeiten diese feindseligen Angriffe auf die geoffenbarte Religion von Seiten denkender und edler Männer — denn den Muthwillen leichtsinniger oder boshafter Spötter, und das Geschrei unverständiger oder heuchlerischer Zeloten, die alles, was nicht in ihren Kram taugt, für Angriff ausgeben, achten wir nicht — immer seltener zu werden anfangen: so haben wir dieses Glück gewiß der bessern Ansicht von der Bibel zu danken, vermöge welcher man nicht mehr in ihr alle menschliche Weisheit sucht. Diesen Gesichtspunkt also und den daraus sich ergebenden Grundsatz von der fortschreitenden Perfektibilität der geoffenbarten Religion festzuhalten, ist die erste Pflicht eines jeden wahren Freundes der Offenbarung, und zugleich das einzige, aber sicherste Mittel, alle Angriffe auf dieselbe zu vereiteln.

Meint man hingegen immerfort, die Bibel enthalte die vollkommenste Religionstheorie, überredet sich wohl gar, diese Theorie im angenommenen Lehrbegriffe schon zu besitzen, bemüht sich, diesem Wahne zufolge, alle weitern Fortschritte in der religiösen Erkenntniß zu hemmen: so kann man sicher darauf rechnen, daß die Religion, deren Ansehn man zu

schützen glaubt, immer mehr werde verachtet, und so die seligen von Gott beabsichtigten Wirkungen der Offenbarung vereitelt werden. Die Vernunft lässt sich durchaus keine Fesseln auf immer anlegen; und wär' es möglich, ihr bei aller jetzigen Kraft und Selbständigkeit auf's neue dergleichen zu schmieden: so wird sie dieselben je eher je lieber zerbrechen, und dann, wie man das leidige Beispiel in Frankreich vor Augen hat, desto ausschweifender sich beginnen und völlig ungezügelt emporstreben. Das Ansehn der Schrift, die nach jener falschen Voraussetzung diesem Streben entgegen sein soll, und — merkt es, ihr, denen es mehr um Vortheil, als um Wahrheit und Tugend, mehr um eigne Herrschaft, als um die Würde und Wirksamkeit der Religion zu thun ist — auch das Ansehn derer wird je mehr und mehr sinken, die sich für Dolmetscher der durch die Schrift sich offenbarenden Gottheit werden ausgeben, und der emporstrebenden Vernunft Zaum und Gebiß anlegen wollen. Wachsen muß hingegen das Ansehn der geoffenbarten Religion und aller ihrer Diener, je mehr jene durch die Vernunft vervollkommnet wird, und je mehr diese selbst der Vernunft bei ihrem großen Geschäfte hülfreiche Hand bieten. Die Besorgniß, daß durch diese Fortschritte der Vernunft in der religiosen Erkenntniß die Schrift endlich gar möchte entbehrlich gemacht, und die positive Religion in eine bloß natürliche umgeschaffen werden, ist höchst ungegründet, und fast möchte man sagen, ein wenig kindisch. Denn was das Letztere betrifft, so können die Thatsachen, auf welchen das Positive in der christlichen Religion beruht, in Ewigkeit nicht ungeschehen gemacht werden; Jesus wird immer durch das, was er that und litt, Retter, Wohlthäter und Herr des menschlichen Geschlechts bleiben. Die Schrift aber wird nicht nur immer ein ehrwürdiges Denkmal der religiosen und moralischen Einsichten, der Thaten und Schicksale der Männer bleiben, denen der größeste und gebildetste Theil der Menschen (selbst Nicht-Christen nicht ausgeschlossen) seine Erleuchtung in diesen Dingen schuldig ist; sondern sie wird auch stets dem Einfältigsten Belehrung, Trost und Er-

munterung, und dem Scharfsinnigsten Stoff zum Nachdenken über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens oder Glaubens darbieten.

Und gesetzt, es sollte irgend einmal eine Zeit kommen, wo die Schrift der Vernunft allenfalls entbehrlich sein könnte: so würde sie ja selbst die Ursache dieser Entbehrlichkeit sein; sie selbst würde der menschlichen Vernunft die Stärke gegeben haben, daß sie der Gefahr, ohne einen solchen Führer auf dem Wege zur Wahrheit zu irren, nicht weiter ausgesetzt wäre. Ja, man könnte in dieser Rücksicht sagen, das Ansehn der Schrift müsste dann am höchsten steigen, wenn sie am allerentbehrlichsten wäre. Ein gutgearteter Sohn schätzt seinen Vater am meisten, wenn er selbst mündig geworden, und ihn zur Noth entbehren kann. Eh' er diese Reife erlangte, war seine Anhänglichkeit an den Vater nicht auf wahre Achtung, sondern theils auf bloßen Naturinstinkt, theils auf eigennützige Zuneigung wegen empfangener und noch zu hoffender Wohlthaten, oder auf kindische Furcht vor der Zuchtruthe gegründet *). Und, si profana licet com-

*) Das Wort, entbehrlich, und der Ausdruck, entbehrlich werden, ist, von der heiligen Schrift und geoffenbarten Religion gebraucht, sehr unbequem, weil er doppelsinnig ist. Eine Sache kann entbehrlich gemacht werden, und sich selbst entbehrlich machen. Jenes ist der Fall, wenn sie an sich keinen wahren Werth für uns hat, sondern bloß gewisser zufälliger Umstände wegen eine Zeit lang brauchbar oder nöthig war, aber durch eben so zufällige Umstände wieder entbehrlich gemacht wird. So wirft man im Sommer den Pelz weg, der uns im Winter trefflich behagte; so verlässt ein Diener seinen Herrn, weil ihn eine Erbschaft oder Heurath in Stand setzte, unabhängig von dem kleinen Despoten leben zu können. Das andre ist der Fall, wenn eine Sache das Prinzip der Entbehrlichwerdung in sich selbst enthält, indem sie uns erst fähig machen muß, sie entbehren zu können. So ist dem Sohne der Vater entbehrlich, wenn dieser ihn so weit herangezogen hat, daß er nun selbst in der Welt fortkommen kann. Aber wehe dem Undankbaren, wenn sein Herz nicht ganz von Liebe und Ehrfurcht gegen den Erzieher überfließt! — Eine falsche positive Religion wird entbehrlich gemacht durch Er-

ponere sacris, wo ist wohl ein Philosoph, der die Schriften eines Plato oder eines Aristoteles geringschätzt, weil er jetzt mehr und vieles besser, als sie, weiß? Würde er wohl ohne sie ein eben so guter Philosoph geworden sein? Wird er sie wohl je ganz entbehrlich, selbst zum eigentlichen Studium der Philosophie, nennen, abgesehn vom historischen Nutzen? Was sind aber die platonischen und aristotelischen Schriften gegen die kleinen Büchelchen der heiligen Schriftsteller in Ansehung ihres beiderseitigen religiosen und moralischen Inhalts, und ihrer auf alle Zeiten und Menschen sich erstreckenden Wirksamkeit? Wo haben jene Philosophen so deutlich und doch so nachdrucksvoll, so unverhohlen und doch so tief eindringend, so rührend und doch so herzerhebend, so allgemein fasslich und doch so zweckmäßig für ihr Zeitalter, über Gott, den Schöpfer und Regierer der Welt, über sein Verhältniß gegen das menschliche Geschlecht, über die Verehrung, die ihm gebürt, über die Bestimmung des Menschen, über die Pflichten desselben gegen sich und Andre gesprochen, als ein Paulus und Johannes und Jacobus, um von ihrem unvergleichbaren Lehrer selbst zu schweigen? Wo haben jene Männer durch ihren Unterricht und ihre Schriften eine so allgemeine, so dauerhafte, und in ihren Folgen ewig wohlthätige Revoluzion in der religiosen Denkart und sittlichen Gesinnung bewirkt, als die Lehren und Schriften dieser Werkzeuge der Gottheit nach und nach hervorgebracht haben? Und die Vernunft sollte sich jemal für berechtigt halten, jene zu schätzen, aber diese zu verachten, darum zu verachten, weil sie durch dieselben zu einer höhern Erleuchtung gekommen ist? Gewiß, lieber Freund, man wird, man muß die Schrift desto mehr als Gottes Werk verehren lernen, je weiter man durch sie in der Erkenntniß des Wahren und Guten geführt

---

leuchtung von außen, und, wenn sie es ist, verachtet; eine wahre macht sich selbst entbehrlich durch Erleuchtung von innen, und wenn sie diesen Zweck erreicht hat, so erscheint sie erst in ihrer vollen Würde und Erhabenheit.

worden; je mehr man ihre Lehre vervollkommnet hat *).

Die Folge dieser allgemeinen Achtung gegen die Schrift und die in ihr enthaltenen Offenbarungen Gottes würde ein allgemeiner Friede in der theologischen und christlichen Welt sein. Nicht, daß alle Streitigkeiten über die Religion

*) Der Verfasser der Briefe über die kantische Philosophie drückt sich hierüber (Th. 1. Br. 2. S. 52) folgendermaßen sehr treffend aus: »Wenn sich der Philosoph an dem Positiven bei al»len Spuren des moralischen Ursprungs, die er an demselben ver»ehrt, gleichwohl das Gepräge der Unmündigkeit des menschlichen »Geistes nicht verbergen kann: so kann er sich eben so wenig ent»brechen, an demselben eine weise Erziehungsanstalt zu bewundern, »die jener Unmündigkeit völlig angemessen ist, und selbst bei dem »vom Vernunftgesetze Abweichenden, wo er dasselbe an dem Po»sitiven antrifft, die von außen her lenkende wohlthätige Hand »wahrzunehmen, die der Menschheit so lange unentbehrlich ist und »sein wird, als sich diese nach dem innern Gesetze ihrer selbthätigen »Kräfte nicht zu lenken vermag.« — Ob das menschliche Geschlecht in der gegenwärtigen Periode seines Daseins zu dieser Selbständigkeit gelangen könne, und auch gelangen werde, ist eine Frage, die vielleicht dem höchsten Erzieher unsers Geschlechts allein beantwortlich ist. Daß es jetzt noch weit von derselben entfernt sei, hat ein nur allzutrauriges Experiment gelehrt. Die heutige Welt verdankt unstreitig ihre feinern Humanitätsgefühle dem Christenthume. Scheinen sie nicht in einem gewissen Lande zugleich mit diesem vertilgt zu sein? — Man kann sich übrigens das Verhältniß der geoffenbarten Religion zur natürlichen, wie es von jeher war und noch immer ist, sehr gut unter einem Bilde vorstellen, durch welches schon Baco die göttlichen und menschlichen Wissenschaften charakterisirt. Jene, sagt er, gleichen den Wassern des Himmels, diese den Wassern der Erde. Nichts kann treffender sein, als diese Vergleichung, auf unsre beiden Gegenstände angewandt. Der Himmel würde uns keinen Regen geben, wenn nicht der Stoff dazu von der Erde käme; aber in jener Höhe zubereitet, geformt, und mit neuen Ingredienzien geschwängert, befruchtet er das Erdreich weit mehr, als bloßes Brunnen= oder Flusswasser. Zwar stürzt er zuweilen in starken Regengüssen oder in dichten Eismassen nieder; reißt die Wohnungen der Menschen mit sich fort oder zertrümmert ihre Saaten. Aber selbst diese gewaltigen Explosionen haben ihren allgemeinen Nutzen und heben die Fruchtbarkeit der Himmelsgewässer nicht auf.

aufhören würden. Sie können, sie sollen nicht aufhören. Aber niemand würde den Andern verketzern, verschmähen, verfolgen, weil seine religiose Erkenntniß und Ueberzeugung anders modifizirt ist, als die seines Nachbars. Er würd' es fühlen, daß die geoffenbarte Religion ihrer Natur und Bestimmung nach keine absolute Vollkommenheit haben kann; er würde ebendaher nie die stolze Einbildung sich beigehen lassen, absolute Vollkommenheit in seiner Erkenntniß zu besitzen, sondern vielmehr in derselben immer weiter zu streben und dadurch die Religion selbst immer mehr zu vervollkommnen suchen. Jeder würde und müsste sich hiebei nach dem ihm von Gott verliehenen Maße von Kraft und nach den ihm in seiner Lage zu Theil gewordnen anderweiten Einsichten richten. Keiner hätte daher dem Andern etwas vorzuwerfen, keiner dem Andern etwas aufzudringen, das Recht; aber wohl die Befugniß, ihm seine Ueberzeugungen, seine vermeintlich bessern Kenntnisse frei und ungehindert mitzutheilen *). Die Gesetze der allgemeinen Vernunftreligion

*) Es ist also nur durch die allgemeine Anerkennung des Perfektibilitätsprinzips eine vernünftige Toleranz, d. h. die Toleranz der Vernunft selbst möglich, vermöge welcher man nicht bloß aus Gewohnheit oder politischen Zwecken die einmal bestehenden, gleichsam privilegirten Sekten duldet, sondern aus richtiger Einsicht in die Natur und Bestimmung der geoffenbarten Religion der Selbthätigkeit der Vernunft jedes einzelen Subjektes freies und offenes Spiel lässt. Ohne eine solche vernünftige Toleranz ist alle andre Toleranz unzweckmäßig und höchst zweideutig. »Vorherrschende Toleranz der Juden,« sagt ein neuerer philosophisch-politischer Schriftsteller sehr richtig, »in Staaten, wo für »Selbdenker keine Toleranz ist, zeigt sonnenklar, worauf eigentlich »abgesehn wird. — Die Aufrechthaltung deines Glaubens liegt »dir so sehr an deinem Vaterherzen. Siehe diese Juden; sie »glauben überhaupt nicht an Jesum Christum; das musst du nicht »leiden, und ich sehe, daß du sie mit Wohlthaten überhäufest. — »O, sie haben Aberglauben, und das ist mir genug. Glaube du »doch an Zoroaster oder Confucius, an Moses oder Mahomed, »an den Papst, Luther oder Calvin, das gilt mir gleich; wenn »du nur an eine fremde Vernunft glaubst. Aber du willst selbst

würden zugleich Gesetze für alle Urtheile über positiv-religiose Gegenstände sein, und das höchste Gesetz dieser Urtheile würde heißen: Alles, was in der Offenbarung gegeben ist, muß mit den Prinzipien der reinen Vernunftreligion einstimmen, und kann nur unter dieser Bedingung als allgemeinwahr und allgemeinbrauchbar anerkannt werden. Von diesem Punkte würden alle Freunde der Wahrheit ausgehn, und wenn sie gleich verschiedne Wege betreten sollten, so würden sie doch zuletzt an Einem Ziele zusammentreffen. Nur diesen einzigen Umstand lassen Sie uns dabei nicht vergessen, nämlich daß wir uns nicht übereilen, das Vervollkommnungsgeschäft nicht zu hastig treiben. **Festina lente!** sei auch hier der Wahlspruch; das Verfahren Gottes und seines großen Gesandten, Muster und Richtschnur! Nicht auf einmal sollte alles umgeworfen, nicht auf einmal das ganze Reformazionswerk vollendet werden. Nur nach und nach sollte das Menschengeschlecht zur höhern Vollkommenheit gelangen; nur durch eigne Kraft sollt' es sich dazu erheben. Wohl dem, der diese beiden großen Gesetze menschlicher Vervollkommnung nie aus den Augen verliert! Er wird reiche Früchte seiner Arbeit erndten! — Leben Sie wohl!

»Vernunft haben, und das werde ich nie leiden. Sei unmündig, »sonst wächsest du mir zu Kopfe!« — Man muß jedoch bemerken, daß man fast immer gegen ganz fremde Glaubensgenossen toleranter war, als gegen die eignen, wenn sie auch nur in Nebendingen abwichen. Der Jude verabscheute den Samaritaner weit mehr, als den Römer oder Griechen, und eine gewisse protestantische Gemeine würde sich vielleicht lieber mit der katholischen Kirche, als mit ihren übrigen protestantischen Glaubensgenossen einigen. Je näher die Berührungspunkte zum wechselseitigen Reiben liegen, desto leichter gerathen die Körper in Flammen; und je frischer die Wunde geschlagen ist, desto mehr blutet sie.

II.

Siebzehnter und letzter Brief

über

die Perfektibilität

der

geoffenbarten Religion.

Sendschreiben an Alethophilus.

(Erschien zuerst: Wittenberg und Leipzig, 1796. 8.)

Prologus galeatus.

Freunde der Wahrheit von allen Parteien! Wenn ihr selbst es im Innersten fühlt, daß von den Wahrheiten, worüber unsre Meinungen verschieden sind, das Glück und die Ruhe, die Tugend und Moralität von Tausenden unsrer Mitmenschen abhangen, warum wollt ihr nicht glauben, daß es Andre auch fühlen? Und wenn es dieß Gefühl ist, was euch bei der Mittheilung eurer Meinungen, nach der mehr oder weniger festen Ueberzeugung, die ihr davon habt, jetzt vorsichtiger und jetzt freimüthiger, jetzt bedachtsamer und jetzt eifriger macht, warum solltet ihr nicht glauben, daß es auch bei Andern diese Wirkungen hervorbringt? Lasst uns also nur immer voraussetzen, daß es Ein Trieb ist, der uns beseelt, der Trieb, durch Wahrheit Gutes zu wirken! Aber weil es möglich ist, daß wir irren, daß wir in unsern Meinungen, daß wir selbst in der Vorstellung von der Wichtigkeit unsrer Meinungen irren können: so lasst uns nie aufhören zu prüfen!

Plank's Einleitung in die theologischen Wissenschaften. Th. 2. Vorr. am Ende.

Vorrede zur neuen Auflage dieses Briefes.

Da vorstehender Prologus zur ersten Auflage den Lesern nichts über Ursprung und Zweck dieses Sendschreibens an Alethophilus, auch nichts über die Persönlichkeit des Mannes sagt, an den es gerichtet ist: so sei mir erlaubt, das Fehlende hier nachzutragen.

Die Briefe über die Perfektibilität der geoffenbarten Religion waren kaum erschienen, so traten eine Menge von Gegnern auf, welche zum Theile mit großer Erbitterung darüber herfielen. Es war, als wenn die christliche Kirche in einem ihrer Grundpfeiler erschüttert wäre und man herbeieilen müsste, ihn wieder zu befestigen, damit nicht etwa das ganze Gebäude zusammenstürzte. Jene Gegner sammt ihren Schriften sind jetzt fast sämmtlich vergessen. Denn es befanden sich darunter nur wenig Männer von einiger Bedeutung. Flatt in Tübingen, Fessler in Berlin, jetzt in Saratow, und de Marées in Dessau, waren die Bedeutendsten. Die Uebrigen nannten sich nicht einmal oder gaben sich beliebige Namen. Zu diesen gehörte auch der sich so nennende Alethophilus, obwohl seine Wahrheitsliebe sich durch seine Rede- und Streit-Weise gerade nicht bewährte.

Eigentlich aber steckten unter diesem Namen zwei Gegner, deren Einer sich jedoch so verborgen hielt, daß ihn das Publikum gar nicht kennen gelernt hat. Es war nämlich dieser verborgne Gegner der vormalige erste Professor der Theologie an der Universität Leipzig und Prälat des Hochstifts Meißen, D. Burscher, ein Mann, der sich auf seine Prälatur nicht weniger als auf seine theologische Gelehrsamkeit einbildete und sich wirklich für ein auserwähltes Rüst-

zeug des Herrn hielt. Daher meint' er auch, Gott würde einst zu denen, die sich etwa damit entschuldigen möchten, daß sie die Bibel nicht recht verstanden hätten, sagen: »Sehet »da meinen frommen und getreuen Knecht Burscher! der »hat's euch ja gesagt, wie ihr die Bibel verstehen solltet. »Warum habt ihr nicht auf ihn gehört?« — Natürlich hielt es ein so großer Mann unter seiner Würde, gegen einen armseligen Adjunkt der philosophischen Fakultät in Wittenberg öffentlich in die Schranken zu treten. Als aber einer seiner ehemaligen Schüler, M. Sommer, Pfarrer zu Zschornewitz bei Gräfenhainichen unweit Wittenberg, ihm eine handschriftliche Widerlegung meiner Briefe zusandte: da hielt er es nicht unter seiner Würde, sie mit Zusätzen auszustatten und zum Drucke zu befördern.

Diese Gegenschrift, welche unter dem Titel erschien: »Ueber die Perfektibilität der geoffenbarten Religion, an den »Herrn Verfasser der Briefe über dieselbe, von Alethophi»lus« (Leipzig, 1796. 8.) war voll Gift und Galle, obgleich jener Sommer ein Freund meines väterlichen Hauses war. Sie enthielt so harte Beschuldigungen, daß ich glaubte, mich dagegen vertheidigen zu müssen. Was Wunder, wenn auch ich, als ein junger Mann, auf solche Art gereizt, nicht im glimpflichsten Tone antwortete! Ich würde daher eine solche Antwort auch nicht wieder haben abdrucken lassen, wenn sie nicht zugleich Aufschluß über die Entstehung eines Buches ertheilte, über welches zu jener Zeit in der theologischen Welt so heftig gestritten wurde, und wenn es nicht noch immer theologische Zeloten desselben Gepräges gäbe, die wohl thun würden, wenn sie manches hier gesagte Wort beherzigen wollten. Ueberdieß fand ich in einer damaligen Zeitschrift (Genius der Zeit. 1796. April. Nr. 8) einen Aufsatz mit der Ueberschrift: »Etwas über Schriftsteller»würde und rechtliche Ordnung.« Hier wurde in Bezug auf die Frage, ob ein ehrlicher Mann öffentliche Schmähungen unbeantwortet und ungeahndet lassen solle, Folgendes gesagt: »Wer seine Leidenschaften gereizt fühlt, der lasse sie

»wirken und handle als ein rechtschaffener Mann! Als sol»cher beurtheile er sein Recht, halte sich streng an dasselbe, »erlaube sich nicht mehr, als ihm zukommt, rede und wirke »dann aber mit aller Wärme seiner empörten Leidenschaft, »und schäme sich nicht der Mensch zu sein, der er ist. In »einer Welt, wo Morden, Raubsucht und Unterdrückung zu »Hause gehört, sollte man die Energie nicht zu schwächen su»chen, die zum Widerstande gegen die Geißeln der Mensch»heit nöthig ist; sollte man nicht das Unrecht, das wirklich »Ahndung verdient, ungeahndet lassen, und nicht das Recht »tadeln, was an sich untadelhaft ist. Bleibt im Wege der »Ordnung, der Wahrheit und des Rechts! Stört keines »Menschen Frieden, noch weniger die Ruhe Aller! Recht»wollen, Rechtwissen, Rechtglauben sei immer euer fester »Vorsatz! Besonnenheit und Gerechtigkeit, Wachsamkeit über »die Kälte der Köpfe und über die Wärme der Herzen über»all! Menschen seid gutmüthig! Nichts in der Welt macht »froher als Gutmüthigkeit; nichts haben wir mehr nöthig, »als gutmüthig behandelt zu werden. Aber, Menschen, seid »auch männlich und gerade! Schlaffheit ist nicht Gutmüthig»keit, Lauigkeit ist nicht Friede, Gleichgültigkeit ist nicht »Wahrheit, Fühllosigkeit ist nicht Gerechtigkeit, Schweigen »ist nicht Weisheit.«

Mögen diese Worte mir auch jetzt noch zur Rechtfertigung oder wenigstens zur Entschuldigung dienen, wenn es im folgenden Sendschreiben hin und wieder scheinen möchte, als hätt' ich meinen Gegner zu hart behandelt. Er ist längst zu seinen Vätern versammelt. Ihm kann es also nicht mehr wehe thun, wenn ich in Vertheidigung meiner Sache und meiner Person nicht immer das rechte Maß gehalten. Freilich hätt' ich jetzt vieles mildern oder ganz streichen können. Ich sehe aber nicht ein, wozu das gedient hätte, als dem Sendschreiben seine ursprüngliche Frische und Kraft zu nehmen. Also dacht' ich: Manum de tabula!

Mein Herr,

Ew. ꝛc. haben mir die unerwartete Ehre erzeigt, mir in einer gedruckten Zuschrift eine »Lekzion,« wie Sie sich (S. 109) ausdrücken, wegen meiner Briefe über die Perfektibilität der geoffenbarten Religion zu geben. Sie kündigen sich in derselben als einen Freund der Wahrheit an, indem Sie sich selbst gleich auf dem Titel den ehrenvollen Namen »Alethophilus« geben, und versichern daher (S. 9) daß Sie mich nicht richten, sondern bloß die Wahrheit entdecken wollen. Sie gestehn, daß Ihnen meine Briefe über die Perfektibilität misfallen (S. 10) daß Ihr Herz von Unwillen und Schmerz darüber entbrannt sei (S. 9) und daß Sie den lebhaftesten Abscheu gegen die darin vorgetragnen Meinungen und Grundsätze empfinden (S. 96). Sie versichern aber auch zugleich, daß sich bei allem dem noch eine gewisse Liebe gegen meine Person unter dem Lesen meiner Briefe in Ihnen geregt habe (S. 10) daß Sie ein wehmüthiges Mitleiden über den gefährlichen Zustand meiner Seele empfänden (S. 82) daß Sie keine andre Absicht hegten, als mir zur Erkenntniß meiner schrecklichen Irrthümer zu helfen (S. 17) daß Sie daher aus wahrer Liebe zu meinem Heile die Feder ergriffen hätten (S. 12) mithin mich belehren (S. 36) und nur auf kurze Zeit betrüben wollten, damit ich der ewigen Traurigkeit entgehen möchte (S. 109). Sie schließen endlich Ihre Zuschrift mit der Versicherung, »daß »mein Vater und Bruder mir nicht redlicher und brünstiger »alles Wohlergehen wünschten, als Sie es thäten. Da es »mir aber auf beständig nur alsdann wohlgehen könne, »wenn ich reuevoll das große Aergerniß, welches meine Per»fektibilität angerichtet habe, wieder heben würde: so hätten

»Sie alles, was Ihnen möglich war, gethan, dieses zu ver-
»anlassen, und ruften Gott brünstig an, daß er mich lasse
»Barmherzigkeit finden, wie er Saulo zurief: Was ver-
»folgst du mich? Es wird dir schwer werden, wider den
»Stachel zu lecken — aber ihn darauf zu seinem auserwähl-
»ten Rüstzeuge machte.«

Ich würde Ihnen, mein Herr, für alles dieses recht herzlich danken, würde die Belehrungen, die Sie mir geben wollen, recht gern annehmen, wenn ich nur aus dem ganzen übrigen Ton Ihrer Zuschrift mich von der Aufrichtigkeit dieser Versicherungen überzeugen könnte; wenn ich nur nicht in derselben, statt der versprochenen und diesem Versprechen zufolge erwarteten Belehrungen und Zurechtweisungen, nichts als Beschimpfungen meiner Person und Verunglimpfungen meines Charakters gefunden hätte; wenn nur nicht überall das Bestreben sichtbar wäre, meine Gesinnungen, meine Absichten verdächtig zu machen, und mich allen guten Christen und allen für das Wohl ihrer Unterthanen besorgten Fürsten als einen höchst gefährlichen Menschen darzustellen.

Wie ich alles dieses mit Ihrer vorgeblichen Liebe zur Wahrheit und zu meiner Person zusammenreimen soll, begreif' ich in der That nicht. Unmöglich kann die Wahrheit bei so leidenschaftlichen, wüthenden Anfällen auf den vermeintlichen Gegner derselben gewinnen. Unmöglich kann es demjenigen ein Ernst sein, den Unwissenden zu belehren und den Irrenden auf bessere Wege zu leiten, welcher diesen mit solcher Heftigkeit und Bitterkeit gegen sich selbst einnimmt. Noch weniger begreif' ich aber, wie sich dieses alles mit der Lehre Jesu, welche Sie zu vertheidigen unternehmen, deren Geist aber lauter Sanftmuth und Duldsamkeit ist, vertragen könne.

Sie werden mir daher erlauben, daß ich Ihnen auf dasjenige, was Sie gegen meine in den fraglichen Briefen aufgestellten Meinungen und Grundsätze selbst, als solche, vorbringen, gar nicht antworte, da Sie weniger mit Gründen als mit Schmähungen streiten, und ich also nicht erwar-

ten kann, daß Sie meinen Gegengründen ein geneigtes Ohr schenken und dieselben mit einem menschenfreundlichen Herzen aufnehmen werden. Ich werde bloß meine Person und meinen Charakter gegen jene Schmähungen in Schutz nehmen. Und da Sie dieselben im Angesichte des Publikums ausstoßen: so seh' ich mich genöthigt, auch meine Apologie demselben vorzulegen, damit es nach Gründen der Vernunft und Billigkeit über uns urtheilen könne.

Eh' ich dieß aber thue, so erlauben Sie mir, einige allgemeine Anmerkungen vorauszuschicken, die sich auf verschiedne anderweite Aeußerungen in Ihrer Zuschrift beziehn und dazu dienen sollen, Sie und alle übrigen Leser theils in den rechten Standpunkt zur Beurtheilung dieses Kampfes zu setzen, theils wegen der Aengstlichkeit zu beruhigen, die beim Beginnen eines Kampfes die Zuschauer eben sowohl als die streitenden Parteien zu überfallen pflegt — erecti suspensique in minime gratum spectaculum animo intenduntur. *Livius.*

Zuerst sagen Sie (S. 16) Sie erwarteten für diese Arbeit »keinen andern Lohn, als Schmach und Feindschaft;« und diese Furcht ist so lebhaft in Ihrer Seele geworden, daß Sie (S. 87) wieder darauf zurückkommen und meinen, Sie würden für Ihre Bekämpfung des Unglaubens »Haß und »Verachtung ernten.« Ich kann Ihnen aber voraus versichern, daß Sie wenigstens von meiner Seite keine Schmach, keine Feindschaft, keinen Haß zu befürchten haben. Es ist Maxime für mich, Schmähungen nicht mit Schmähungen zu vergelten; denn ich kenne das Gebot Jesu, auch seine Feinde zu lieben, und hasse daher Niemanden. »Verachtung« — je nun, auf Achtung können Sie nach dem, was Sie geschrieben haben, bei der gesitteten und gebildeten Welt wahrhaftig keinen Anspruch machen. Wer, statt zu widerlegen, seinen Gegner einmal über das andre nennt einen Ungläubigen, einen Naturalisten, einen Atheisten, einen Sozinianer, einen Feind des Evangeliums und des Kreuzes Christi, einen Höllenbrand, einen Teu-

felsapostel, einen Erzbösewicht, einen Erzketzer, eine Pest der menschlichen Gesellschaft, und was dergleichen erbauliche Redensarten, wofür ich in der Folge zu einem andern Zwecke die Belege beibringen werde, mehr sind: der verlangt in der That zuviel, wenn er als Schriftsteller Achtung verlangt. Sie haben sich bei Ihrem wahrscheinlich ersten Eintritt in die Schriftstellerrepublik so schlecht benommen, wie ein Mensch, der zum erstenmal aus der Gesindestube in eine Gesellschaft wohlgezogner Leute tritt, und hier in eben dem Tone spricht, nach eben den Manieren handelt, wozu er sich dort gewöhnt hatte. Ich bin daher fest überzeugt, daß kein, ich will nicht sagen, christlich gesinnter, sondern nur gut gesitteter Mensch, wenn er auch in Ansehung seiner Vorstellungen und Ueberzeugungen vom Christenthume und von dessen Lehren ganz mit Ihnen einstimmen sollte, dennoch die Art und Weise, mit der Sie über meine Briefe hergefallen sind, billigen, daß jeder sich vielmehr eines solchen Vertheidigers seines Glaubens herzlich schämen und voll Unwillen ausrufen wird: Hoc defensore fidei iam non egebat res publica christiana. Vorzüglich wird sich der würdige Landpfarrer Ihrer Kollegenschaft schämen, welcher zugleich mit Ihrer Zuschrift Bemerkungen zu den Briefen über die Perfektibilität der geoffenbarten Religion (Leipzig, 1796. 8.) herausgegeben hat, obwohl ohne sich zu nennen*). Lesen Sie diese, und lernen Sie daraus, wie man mit Anstande vor dem Publikum erscheinen muß.

Zweitens drohen Sie mir (S. 12 und 13) mit einer andern Widerlegung von Seiten des Hrn. Superint. Demarées, »des ehrwürdigen Greises, des Gottesvertheidigers zu Dessau. Er sei jetzt nur noch als Executor »testamenti mit einer Summe Geldes beschäftigt, welche »eine hohe Person des anhaltischen Hauses den Armen vermacht habe. Diese große Arbeit hindere ihn jetzt; wenn

---

*) Der Name ist mir auch später nicht bekannt geworden.

»aber Gott Ihr und aller Gläubigen Gebet erhöre und ihn »erhalte, so werde auch er mir das Licht zu meiner »Perfektibilität halten« — so angenehm und richtig wissen Sie sich auszudrücken! Sie scheinen also bloß als ein getreuer Schildknappe desselben einen vorläufigen Gang mit mir gemacht zu haben, so daß die Hauptfehde erst noch beginnen soll. Wenn sich nun Hr. Demarées, als ein edlerer Kämpfer, besser, als Sie, dabei benehmen — wenn er als ein Gottesvertheidiger in einem Tone, der der Gottheit, welche alle Menschen liebt, würdig ist, sprechen — wenn er als ein ehrwürdiger Greis den Jüngling, der nach Wahrheit forschte, mit Sanftmuth belehren und mit Milde zurechtweisen — wenn er mit einem Worte sich so betragen wird, als es dem Charakter eines Mannes, der das Oberhaupt und mithin das Muster aller Religionslehrer in einem ganzen Lande, und noch überdieß, wie Sie uns berichten, »der weise Rathgeber des edelsten Fürstenher»zens« ist, geziemt: so werd' ich mir seine Widerlegung gern gefallen lassen und ihm für das gegebne Licht herzlich danken. Sollt' er sich aber, was weder zu erwarten noch zu wünschen ist, eben so wüthig geberden, als Sie, mein Herr; sollt' er eben so aus vollem Halse über die »Umwerfung der »Mauern Zions und die Zerstörung ihres Grundes« (S. 38) schreien: so fürcht' ich, Hr. Demarées möchte das Licht, das er mir halten will, gar ausblasen, und nichts als den unangenehmen Geruch zurücklassen, der gewöhnlich auf eine solche Lichtausblaserei folgt. Freilich hat Hr. Demarées sich schon manchmal zu so etwas verleiten lassen, und hat dadurch verursacht, daß auch seine Geruchsnerven übel affizirt wurden. Sie meinen daher, die Naturalisten hätten ihn bereits »entsetzlich geschändet und giftig verleumdet.« Nun ist mir zwar von solchen entsetzlichen Schändungen und giftigen Verleumdungen nichts bekannt worden. Denn Hr. Demarées ist ein gelehrter und scharfsinniger Mann, und wird um dieser Eigenschaften willen selbst von seinen Gegnern geschätzt. Soviel ist aber allgemein bekannt, daß er so,

wie Sie, auch ein Federchen von weil. Past. Götze in Hamburg besitzt, und daher oft am unrechten Orte mit Ungläubigen, Naturalisten u. s. w. um sich geworfen hat. Ist er darüber von Einigen etwas unsanft zurecht gewiesen worden, so hat er sich selbst die Schuld beizumessen. Es gehört wahrlich eine gute Dosis von Kaltblütigkeit dazu, gelassen zu bleiben, wenn man seine redlichsten Absichten so verkannt, so gemisdeutet sieht. Ich werde mich bemühen, es in demjenigen, was ich Ihnen auf Ihre Verunglimpfungen zu antworten habe, zu bleiben, und bitte Sie voraus um Verzeihung, wenn in der Hitze des Streits gegen meinen Vorsatz Ausdrücke mit unterlaufen sollten, die Ihnen wehe thun könnten.

Drittens erlauben Sie sich hin und wieder mancherlei Konjekturen über die Entstehung meiner Briefe. So sagen Sie S. 27: Ich habe vermuthlich das Buch, nachdem es fertig war, einem Freunde und gelehrten Naturalisten zu lesen gegeben, mit der Bitte, daß er mich belehren möchte über alles, was in dem Buche, eh' es in die Druckerei gegeben würde, müsste geändert werden. Dieser habe mich dann über den Unterschied der objektiven und der subjektiven Religion belehrt, und danach hätt' ich meine Briefe an nicht wenig Orten geändert. S. 45 behaupten Sie, es scheine ein Sachkundiger die Inhaltsanzeige zu meinem Buche gemacht zu haben, dessen Meinung ich aber nicht gefasst hätte. Ferner S. 89, ich hätte in den Schriften der Ungläubigen fleißig geforscht, und alles in meiner Perfektibilität vereinigt aufgestellt, was in vielen einzeln zu finden war. Dieß wissen Sie so gewiß, daß Sie es schon S. 19 als ein zuverlässiges Faktum aufgestellt hatten, alle Beweise der Perfektibilität seien aus Schriften wider die christliche Religion genommen. Nach S. 98. soll ich gar ein gewisses Argument für meine Perfektibilität aus den Schriften eines Religionsspötters genommen haben, welcher in einem päpstlichen Lande lebte. Selbst in mein Herz wollen Sie blicken; denn S. 11 schreiben Sie, mein Gewissen habe sich bei der Ausfertigung

der Briefe oft und stark genug geregt, aber ich hätte leider alle diese Regungen unterdrückt. Hin und wieder geben Sie auch zu verstehn, daß die kantische Philosophie mich vorzüglich zur Abfassung dieses Buches verleitet habe. — Da es Ihnen nun einmal gefallen hat, diese Sache zur Sprache zu bringen, so will ich Ihnen ganz ehrlich und treu die Geschichte der Entstehung dieses Buches erzählen.

Als ich im Jahre 1792 von Wittenberg nach Jena ging, wurde ich durch ein chronisches Uebel, mit welchem die Kunst der Aerzte lange vergeblich gekämpft hatte, abgehalten, in dem ersten Winterhalbjahre die Vorlesungen der dortigen Lehrer zu besuchen. Ich rekapitulirte also auf meinem Zimmer alles, was ich an dem ersten Orte während eines vierjährigen Aufenthalts in Ansehung der Theologie gehört hatte, studirte ununterbrochen Dogmatik, Moral und Exegese des A. und N. Testaments, und las zugleich nebenher allerlei Schriften über die angezeigten Gegenstände, unter andern auch die bekannten Wolfenbüttelschen Fragmente. Hier bildete sich nun in mir ganz von selbst die Idee von der Perfektibilität der geoffenbarten Religion. Ich ergriff sie anfangs mit einer gewissen Schüchternheit, wie dieß immer der Fall ist, wenn sich uns neue von der gewöhnlichen Vorstellungsart abweichende Meinungen aufdringen, auch wenn sie sich gar nicht auf Religion und Moral beziehen. Sie bemächtigte sich aber nach und nach meines Geistes immer lebhafter, je mehr ich über die Wahrheiten der geoffenbarten Religion nachdachte und nachforschte. Ich schrieb meine Gedanken nieder, ohne nur von fern an die künftige Herausgabe derselben zu denken. Indessen waren die Grundzüge der nachmaligen Briefe insgesammt in diesem ersten Entwurfe bereits enthalten. Bald darauf fiel mir Teller's Schrift über die Religion der Vollkommnern in die Hände, späterhin Semler's Ausgabe von Farmer's Briefen an D. Worthington über die Dämonischen. Ich freute mich, in den Schriften solcher Männer dieselben Gedanken wiederzufinden, bekam nun erst

den Muth, sie weiter zu entwickeln, und entschloß mich, sie durch den Druck bekannt zu machen, um über eine Sache, die mir für das Interesse der Religion so wichtig schien, näher belehrt zu werden. In dem folgenden Sommerhalbjahre fing ich an, mich unter der Leitung eines berühmten kritischen Philosophen, der damal in Jena lehrte, mit der neuern Philosophie, die ich bis dahin nur aus Relazionen kannte, aber ebendeswegen weder auf die Religion anzuwenden, noch ihrem Werthe nach zu beurtheilen wagte, näher bekannt zu machen. Diesem Lehrer (Reinhold) theilt' ich die 6 ersten Briefe zur Durchsicht mit, um seine Meinung darüber zu vernehmen. Er gab sie mir unverändert zurück, jedoch mit dem Bedeuten, bevor ich das Ganze der Presse übergäbe, mich noch tiefer in die kritische Philosophie einzustudiren. Auch kommunizirt' ich sämmtliche Briefe einem jungen Freunde, der jetzt als Prediger angestellt ist und sein Amt mit Treue und Gewissenhaftigkeit und zur vollkommenen Zufriedenheit seiner Gemeinde verwaltet. Dieser machte verschiedne schriftliche Bemerkungen gegen einzele Aeußerungen, ohne jedoch das Ganze zu verwerfen. So ruhten die Briefe über Jahr und Tag in meinem und Andrer Pulte, bis ich im J. 1794 die Universität Göttingen besuchte. Hier arbeitete ich zum letztenmale die Briefe um, und wollte sie nun dem Drucke übergeben. Indessen legte mir die Zensur in Hannover Hindernisse in den Weg. Ich fragte vergeblich bei einigen Buchhandlungen an, und war schon im Begriffe, das ganze Manuskript aus Verdrusse den Flammen zu überliefern. Hier werden Sie mit einem tiefen Seufzer ausrufen: »Ach, »wenn doch der böse Feind diesen guten Vorsatz nicht erstickt »hätte!« Und ich selbst habe manchmal diesen Wunsch gethan. Wie manche bittre Stunden hätt' ich mir, meinen Freunden und Gönnern dadurch ersparen können! Es ist nun aber einmal nicht geschehen; denn unglücklicher Weise fand sich noch (durch Vermittlung Griesbach's in Jena, der die Briefe auch gelesen und gebilligt hatte) ein bereitwilliger Accoucheur, der das Kind zu Tage fördern half. Und

so erblickte endlich diese Erstgeburt meines Geistes nach so manchen Geburtsschmerzen das Licht der gelehrten Welt.

Sehen Sie, mein Herr, dieß ist die wahrhafte Geschichte der Entstehung jenes Buches, das Ihren heiligen oder vielmehr unheiligen Eifer so sehr entflammt hat. Sie scheinen davon etwas durch mündliche Relazionen — denn wie sich bald zeigen wird, haben Sie mich immer durch Spione auszuforschen gesucht — vernommen zu haben, mischen aber überall Wahres und Falsches unter einander. Der Unterschied zwischen der objektiven und der subjektiven Religion war bereits im ersten Entwurfe durchgehends bemerkt; die Inhaltsanzeige ist ganz meine eigne Arbeit, und so, wie sie den Briefen vorgedruckt ist, erst nach Vollendung des Ganzen gemacht; die Schriften der Ungläubigen haben mir manche Belehrung gewährt, so wie die Schriften der Gläubigen; aber ich habe mein Buch nicht daraus zusammengeschrieben, und nichts ohne vorhergegangene Prüfung angenommen. Von einem katholischen Religionsspötter hab'. ich kein Argument entlehnt; so wie auch die kritische Philosophie an der Entstehung meines Buches keinen Antheil hat. Endlich ist auch mein Gewissen bei der Abfassung ganz ruhig geblieben, weil ich mir keiner bösen Absicht bewusst war, die Irrthümer aber, die sich nach der Schwäche des menschlichen Verstandes etwa einschleichen möchten, für nichts Verdammliches hielt.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geh' ich zu den Anklagen und Vorwürfen selbst über, welche Sie in so großer Anzahl und an so verschiednen Orten über mich in Ihrer Zuschrift ausschütten, daß ich Ihnen, um nichts von Bedeutung zu übergehn, Schritt vor Schritt folgen, und bloß am gehörigen Orte die Parallelstellen anziehen werde.

1. Sie machen mir gleich Anfangs einen Vorwurf daraus, daß meine Briefe in deutscher Sprache geschrieben sind, und ich dadurch ein großes Aergerniß gegeben habe, weil sie von vielen unverständigen Leuten seien gelesen worden; welchen Vorwurf Sie auch S. 66 und 128 wieder=

holen. Auch geben sie nicht undeutlich zu verstehn, ich hätte durch Vertheilung von Exemplaren an meine Verwandten und mittels dieser auch an andre Personen Proselyten zu machen gesucht.

Was nun zuvörderst den letzten Umstand betrifft, so leugn' ich eine Vertheilung in solcher Absicht ganz, sehe aber gar nichts Böses, wenn ich einigen meiner Verwandten, die sich für die Sache aus freundschaftlicher Theilnahme an meinem Schicksale interessirten, das Corpus delicti kommmunizirte, damit sie sich mit eignen Augen von der Größe meines Verbrechens überzeugen konnten, und wenn dann diese das gelesene Exemplar einem guten Freunde und Nachbar anderweit mittheilten. Meine Verwandten sind zwar größtentheils ungelehrte Leute, aber es sind gute praktische Christen von einem gesunden schlichten Verstande und nicht entfernt von aller Geisteskultur. Sie haben auch für ihre Personen, so viel ich weiß, kein Aergerniß an meiner Schrift genommen, werden sich aber desto mehr an der Ihrigen skandalisiren, weil sie in der Einfalt ihres Herzens glauben, ein Christ, und besonders ein christlicher Religionslehrer, müsse hübsch duldsam gegen Andersdenkende sein. Daß nun aber überhaupt ein so großes Aergerniß, selbst unter der gemeinen Volksklasse, durch meine Schrift soll gegeben oder veranlasst worden sein, bezweifl' ich sehr; wenigstens ist mir und Andern, die ich darum befragt habe, auch nicht das Geringste davon zu Ohren gekommen. Ist es indessen wirklich der Fall, so thut es mir zwar sehr leid — wiewohl (si parva, me homuncionem, licet componere magnis, legato divino ac filio dei) auch die Zeitgenossen Jesu, besonders die stolzen und heuchlerischen Pharisäer, das giftschäumende Ottergezücht, an seiner Person und Lehre sich ärgerten — allein es fällt doch auch davon gewiß die wenigste Schuld auf mich zurück. Meine Schrift war bloß für gelehrte oder sonst gebildete und verständige Leser bestimmt; und wenn sie gleich nicht in der zu solchen Untersuchungen wenig geschickten lateinischen Sprache geschrieben war: so

ließ ich sie doch mit lateinischen Lettern drucken, die der gemeinen Volksklasse nicht geläufig sind, und daher auch diese nicht zur Lektüre anlocken konnten. Es würden also diese Menschenkinder gewiß keine Kenntniß weder von meinem Buche, noch vom Inhalte desselben genommen haben, wenn sie nicht erst von gewissen Leuten wären darauf aufmerksam gemacht worden. Sie gestehen dieses selbst (S. 4) ein, wo Sie sagen, daß Einige, die es für ihre Amtspflicht hielten, es versucht hätten, dem Aergernisse durch Predigten und Gespräche zu wehren. Allein ich fürchte, daß diese Männer eben dadurch das Aergerniß erst gegeben oder wenigstens verbreitet und gefahrvoller gemacht haben. Ein Prediger, der viel Lärmens über eine neue Schrift macht, die von einem in der Gegend bekannten Verfasser herrührt, und dieselbe als gefährlich und erzketzerisch verschreit, wird eben dadurch die Neugierde seiner Gemeineglieder reizen, und wenn er ohnedieß in keinem guten Kredite bei ihnen steht, das gerade Gegentheil von dem bewirken, was er beabsichtigt. Ich kenne einen Ort, wo der Prediger ebenfalls gegen die Briefe eiferte. Einige ganz gemeine Zuhörer erkundigten sich, was das zu bedeuten habe, schossen Geld zusammen, ließen die Briefe kommen, lasen und sagten: »Wir wissen nicht, »was der geistliche Herr will; das Buch ist ja doch »so böse nicht.« Sie sehen also, mein Herr, daß schweigen und die ganze Sache in der Stille übergehen die einzige kluge Maßregel ist, die ein Prediger in solchen Fällen ergreifen kann. Hätten jene Männer, auf die Sie sich beziehen, dieß gethan, so wäre gewiß kein Aergerniß entstanden. Sie mögen also über dasselbe mit denen rechten, welche — um in der von Ihnen so geliebten und daher auch auf allen Seiten Ihrer Zuschrift sehr kunstgerecht angebrachten lateinischen Sprache zu reden — die caussae efficientes et proximae von jenem Aergernisse waren, nicht aber mit mir, als der unschuldigen caussa occasionali et remota.

2. Sie sagen S. 4 und 11, ich hätte Ihnen und allen denen, die mit Ihnen gleiche Ueberzeugungen hegen,

»mit Drohungen untersagt, mein Buch zu lesen,« und meinen, diese Drohungen seien »aus Furcht vor einer Widerle»gung von Christen« entstanden. Allein ich sagte bloß in der Vorrede zu den Briefen, daß ich für diejenigen, welche die unmittelbar vorhergehende Aeußerung über die gegenwärtigen Uneinigkeiten auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie »als eine Thorheit mitleidig belächeln, oder vor »ihr, als einem Aergernisse, furchtsam zurückbeben könnten, »nicht geschrieben habe; und sie daher bitte, mein Buch lie»ber ungelesen zu lassen und, ohne Ausfälle auf den Ver»fasser zu machen, ruhig hinter ihren Verschanzungen zu »bleiben.« Ich ahnete nämlich voraus, was durch Ihre Zuschrift wirklich geworden, und suchte in der besten Meinung dem Skandale vorzubeugen, welches Sie der christlichen Welt dadurch gegeben haben. Denn schämen muß man sich im Namen der ganzen Christenheit, daß, nachdem das Christenthum beinahe 18 volle Jahrhunderte in der Welt ist, es unter den Verehrern desselben, und vornehmlich unter den zur protestantischen Kirche gehörigen, noch Männer, gelehrte oder wenigstens studirte Männer giebt, welche einen Schriftsteller, der durchgängig die höchste Achtung gegen das Christenthum an den Tag legt, um einer bloßen Verschiedenheit in den Meinungen willen auf eine solche Weise mishandeln können. Prüfungen der in den Briefen aufgestellten Grundsätze, wenn sie auch als gründliche Widerlegungen dieselben ganz über den Haufen werfen sollten, hab' ich nie gescheut; ich habe vielmehr, wie aus der obigen Erzählung von der Entstehung der Briefe sattsam erhellet, die ganze Schrift bloß in der Absicht, daß sie geprüft und ich selbst eines Bessern belehrt würde, durch den Druck bekannt gemacht, auch auf ebenderselben Seite der Vorrede ausdrücklich darum gebeten. Sie, mein Herr, wissen freilich dieser Bitte eine andre, sehr freundschaftliche Deutung zu geben. »Sie wün»schen widerlegt zu werden« — rufen Sie mir zu — »da»mit Ihre Perfektibilität berühmter werde.« Diesem Berühmtwerden wollten Sie nun gern vorbeugen, und weil

Sie sahen, daß Sie diesen löblichen Zweck doch nicht ganz würden erreichen können: so machten Sie es, wie eine gewisse Menschenklasse, die man gewöhnlich als ein Beispiel der Ungezogenheit aufstellt. Sie warfen den Urheber der Perfektibilität mit Koth, damit er wenigstens berüchtigt würde. Ein feiner Kunstgriff, der Ihrer Politik Ehre macht!

3. In eben dieser Vorrede (S. 22) hatt' ich geschrieben: »Zu einer solchen Arbeit« — nämlich einer Propädeutik der Religionswissenschaft, die ich von den Briefen als bloßen Prolegomenen unterschied — »fehlen noch die »höhern Prinzipien, welche nur die Philosophie geben »kann; und so lange auf dem Felde dieser Wissenschaft in »ihrem reinen Theile die Stürme sich nicht größtentheils gelegt haben, kann man auf dem Felde der kritischen Theologie nur sehr unsichre Schritte thun. Wäre »aber gar keine Hoffnung vorhanden, daß jene Stürme sich »jemal legen sollten, so müsste die ganze Theologie immer »und ewig ein schwankendes Rohr bleiben, das der Wind »der Leidenschaften und subjektiver, individualer Meinungen »hin und her wehte.« Hierüber rufen Sie nun S. 5 aus: »Daß sich doch Gott über Sie erbarme! Sechs Jahre sind Sie »auf Universitäten gewesen, und sind noch ganz ungewiß in »der allernöthigsten Kenntniß, in der Religion! dieses ist »ja entsetzlich! und noch kläglicher ist's, daß — Sie nicht »eher zur festen Ueberzeugung zu gelangen für möglich halten, als bis die Philosophen unter sich einig werden — »bis dahin wollen Sie also des süßen Trostes in Leiden, der »reinsten Freuden der Religion, und der seligen Hoffnung »des Himmels entbehren, und verschmähen also die unschätzbaren Gaben, die Gott der Welt durch seinen Sohn anbietet?«

Was Sie sich doch in Ihrem glaubensritterlichen Eifer ohne Noth erhitzen, und wie Sie doch in Ihrer erhitzten Einbildungskraft eine Windmühle, die Niemanden etwas zu Leide thut, außer dem, der sich ihren rauschenden Flügeln

muthwillig nähert, für ein gewaltiges Ungeheuer halten können! Sehen Sie denn nicht ein, daß von der Theologie, d. h. von dem philosophischen Lehrsysteme über die Religion, von einer Propädeutik der Religionswissenschaft die Rede ist? Folgt denn daraus, daß es in dieser noch an festen und sichern Prinzipien fehlt, daß man in der Religion selbst ganz ungewiß sein, des süßen Trostes in Leiden, der reinsten Freuden der Religion und der seligen Hoffnungen des Himmels entbehren müsse? Da wären ja die armen Laien sehr übel berathen; denn diese wissen auch von denjenigen Prinzipien nichts, welche Sie, mein Herr, Ihrer eignen Religionstheorie zum Grunde legen; sondern sie halten sich bloß an ihren schlichten, gesunden Menschenverstand, und an die Aussprüche der Bibel, so weit sie ihnen verständlich sind, und so weit sie dieselben für sich anwendbar finden. Und diesen Führern kann auch jeder Andre folgen, dessen Beruf es zwar mit sich bringt, nach einer gelehrten Kenntniß von der Religion zu streben, mithin nach den Prinzipien einer gründlichen Theorie über die Lehrsätze derselben zu forschen, der es aber — wie dieß auch bei einem jungen Gemüthe, welches erst anfängt, selbständig über die Religionsprinzipien nachzudenken, und seine bis dahin großentheils auf Autorität gebauten dießfallsigen Ueberzeugungen zu untersuchen, nicht anders möglich ist — noch nicht zu einer festen Erkenntniß hierin gebracht zu haben vermeint, und offenherzig genug ist, dieses einzugestehn, damit er, weil er nicht stolz genug ist, seinen Kräften allein zu trauen, auch von Andern belehrt werde. Freilich, wenn man, wie Sie S. 8 thun, seinem Gegner den gesunden Menschenverstand abspricht, und zugleich das Wort Theologie so erklärt, wie Sie es in einer, meinen eignen Worten sehr listig eingeschobnen, Parenthese thun, wo Sie sagen, zur Theologie gehöre »alles, was wir wissen aus »mittelbarer Offenbarung durch Vernunft, ebensogut, als »was wir durch unmittelbare Offenbarung durch göttliche »Belehrung erkennen:« so gewinnt die Sache allerdings ein

andres Ansehen. Aber ob das Absprechen des gesunden Menschenverstandes ein erlaubter Kunstgriff sei, seinen Gegner verdächtig oder verächtlich zu machen, und ob es redlich und ehrlich gehandelt heißen könne, demselben falsche Erklärungen in den Mund zu legen — dieß überlasse ich Ihrem eignen Gewissen zur Beurtheilung. Ebenso gewissenhaft verfahren Sie bei der Auslegung meiner übrigen Worte. Während ich von Stürmen rede, welche sich auf dem Gebiete der reinen Philosophie größtentheils legen sollen, ehe man auf dem Felde der kritischen Theologie, in einer Propädeutik der Religionswissenschaft, sichre Schritte thun könne, wollen Sie den Leser überreden, ich hätte behauptet, es müssten und würden alle und jede Streitigkeiten auf dem Gebiete der gesammten Philosophie ganz und gar aufhören, welches ich doch zu hoffen und zu wünschen nie unsinnig genug war, wie Sie sich allenfalls aus meiner Abhandlung: De pace inter philosophos utrum speranda et optanda, (Viteb. 1794. 4.) mit eignen Augen überzeugen können. Das, was Sie nachher noch hinzusetzen, nämlich, daß »die guten Gesinnungen und das rechtmäßige Verhalten eines Menschen auf der Gewissheit seiner Religion »beruhen, und je gewisser der Glaube, desto strenger auch »die Gewissenhaftigkeit sei —« leidet auf beiden Seiten große Einschränkungen, und soll vermuthlich Ihren nachfolgenden Insinuazionen bloß zur Einleitung dienen. Es gab sehr gutgesinnte und in ihrem Verhalten rechtliche Zweifler; sie waren nicht alle, wie Sie sich S. 44 sehr liebreich ausdrücken, »schädliche Ungeheuer.« Es gab aber auch Menschen — und leider scheint dieses Geschlecht noch nicht ausgestorben zu sein! — welche bei aller wirklichen oder eingebildeten und vorgeblichen Gewissheit im Glauben gewissenlos und lieblos gegen ihren Nebenmenschen handelten. Wenn Sie daher S. 7 sagen, daß man in der Person eines Ungenannten, der gegen den seligen C. R. Jakobi in Zelle geschrieben, sich bald einen Naturalisten bald einen Sozinianer nenne, und mit mir gleiche Meinungen von der Religion äu-

ßere, wenn er Christum rühmt, »den reißenden Wolf unter »dem Schafspelze« nicht verkennen könne: so könnte man gar leicht bewogen werden zu fragen, ob es nicht auch Schafe unter dem Wolfspelze gebe?

4. S. 11 sagen Sie, »ich wäre den Sakramenten »nicht hold, und würfe die erstaunliche Frage auf: Ob die »Sakramente nicht bloß für die ersten Christen geordnet wä»ren?« Es hat Ihnen nicht gefallen, die Stelle in den Briefen anzuzeigen, wo diese Frage von mir aufgeworfen worden sein soll. Ich kann auch alles Nachsuchens ungeachtet eine solche Stelle nicht ausfindig machen. Bloß in einer beiläufigen Anmerkung zum vierten Briefe kommen folgende Aeußerungen über die Sakramente vor: »Taufe und Abend»mahl waren, wenigstens nach der Absicht des Stifters, gar »nicht solche Gebräuche, die einen eignen Gottesdienst, eine »eigne religiose Gesellschaft (eine Kirche) voraussetzten oder »hervorbringen mussten.« Und weiter hin: »Eben darum, »weil das Parteimachen nicht Jesu Absicht war, sondern er »es nur als ein Mittel zur Erreichung höherer Zwecke zuließ, »führte er nur zwei, und noch dazu äußerst einfache und »selbst wieder auf moralische Besserung hinweisende Gebräuche »ein, damit jene Vorstellung so unschädlich als möglich wür»de, und es seinen Verehrern immer gegenwärtig bliebe, es »komme bei der neuen Religion, zu der sie sich bekenneten, »gar nicht auf das Aeußerliche an.« Ich frage nun Sie, und mit Ihnen alle gelehrte Theologen und alle gebildete Christen überhaupt, ob in diesen Aeußerungen etwas Verdammliches, ob darin jene Frage nur auf eine entfernte Weise enthalten sei?

5. Auch über meine theologischen und gelehrten Kenntnisse überhaupt urtheilen Sie hin und wieder, und suchen mich beim Publikum als einen Ignoranten, der nichts von allem versteht, worüber er urtheilt, darzustellen. So sagen Sie S. 15 von mir: »Sie lesen nicht in der Bibel, wie »ich beweisen kann aus der erstaunlichen Unbekanntschaft mit »ihren Aussprüchen.« Dieselben Worte wiederholen Sie

S. 93, und S. 71 und 72 setzen Sie noch »eine gänzliche »Unbekanntschaft mit theologischen Lehrbüchern« hinzu. Sie wollen dieses Phänomen auch erklären, darum fahren Sie fort: »Ihren Fleiß kenne ich, aber er muß einig auf die »kantischen Finsternisse verschwendet worden sein.« An einem andern Orte endlich, wo von der Logik die Rede ist (S. 82 und 83) geben Sie zu verstehn, ich möchte wohl auch versäumt haben, »in den Schulen der geometrarum die »praxin logicam zu treiben, weil ich sonst unmöglich in »meinem Hauptstudium (?) so häufige Donatschnitzer hätte »machen können.«

Es thut mir leid, daß Sie durch Ihre Indiskrezion mich nöthigen, selbst eine Indiskrezion im Angesichte des Publikums zu begehn, und von meinen Kenntnissen zu sprechen. Da Sie indessen dadurch ein nachtheiliges Licht sogar auf meinen Charakter zu werfen, und mich als einen ganz unbefugten Richter in Angelegenheiten der Religion verdächtig zu machen suchen: so bin ich es meiner Ehre schuldig, auch diesen Vorwurf, so weit es die Gränzen der Bescheidenheit erlauben, abzuweisen, und Ihr verleumderisches Vorgeben in seiner ganzen Blöße darzustellen.

Zuvörderst könnt' ich mich schon auf die Briefe selbst berufen, von denen ein Rezensent, dessen Urtheile Sie wenigstens in diesem Stücke die Kompetenz nicht absprechen können, nämlich Hr. Hofr. Eichhorn in seiner exegetischen Bibliothek sagt, daß das Thema »mit mannigfaltigen« — nicht bloß — »philosophischen« — sondern auch — »theo»logischen« — und insonderheit — »exegetischen Kenntnissen »ausgeführt sei.« Ich könnte Sie ferner auf eine frühere akademische Druckschrift von mir verweisen, welche den Titel führt: Principium, cui religionis christianae auctor doctrinam de moribus superstruxit, ad tempora eius atque consilia aptissime et maxime accommodate constitutum (Viteb. 1792. 4.) und worin Sie Beweise genug finden werden, daß die Aussprüche und Lehren der heiligen Schriftsteller mir, als ich die Briefe schrieb, nicht unbekannt

gewesen sein können. Indessen da Sie eben aus meinen Briefen jene Unwissenheit folgern, und Ihnen oder andern Lesern die letztere Schrift nicht gleich zur Hand sein möchte: so beruf' ich mich kühn auf das Zeugniß aller derer, die mich während meiner akademischen Laufbahn als Studirenden gekannt haben. Diese werden wissen, daß ich, als ich zuerst in Wittenberg studirte, nur wenig Zeit und Mühe auf »die »kantischen Finsternisse,« wie Sie, mein erleuchteter Herr, sich auszudrücken belieben, verwendet, dagegen aber Dogmatik, Moral, Exegese des A. und N. Testaments und Kirchengeschichte hauptsächlich getrieben habe. Eben dieses that ich laut obiger Erzählung von der Entstehung der Briefe auch in dem ersten halben Jahre, das ich in Jena zubrachte. Und selbst dann noch, als ich die kritische Philosophie mit Eifer zu studiren anfing und dieses Studium in Göttingen fortsetzte: besucht' ich immer die Vorlesungen eines Griesbach über das neue, und eines Paulus und Eichhorn über das alte Testament, unter deren Leitung ich auch die übrigen orientalischen Sprachen zu erlernen suchte. Was endlich die Mathematik betrift, so kann ich Ihnen ebenfalls versichern, daß ich bereits auf der Schule den ganzen mathematischen Kursus unter der Leitung eines treflichen Lehrers gemacht, und die dort erworbnen Kenntnisse auch auf der Akademie durch Selbstudium und Anhörung mündlicher Vorträge zu erhalten und zu erweitern gesucht habe.

Urtheilen Sie nun selbst, mit welchem Rechte Sie S. 15 behaupten, daß ich mich »ohne die mindeste Be»fugniß zum Richter in dem Streite über Zweck und Werth »der Offenbarung aufgeworfen habe.« Für eine richterliche Entscheidung hab' ich ohnehin nie meine Aussprüche ausgegeben, sondern bloß für hypothetische und problematische Gedanken, über die ich belehrt sein wollte. Was Sie dann noch weiter in Bezug auf jenes angebliche oder anmaßliche Richteramt sagen, daß ich nämlich auch darum ein inkompetenter und sonderbarer Richter sei, weil ich über Thatsachen nur aus philosophischen Räsonne-

ments das Urtheil spreche, verdient gar keine Antwort. Ich habe dieß nirgend gethan, weil ich sehr wohl weiß, daß auf diese Art nicht geurtheilt werden kann und darf. Thatsachen müssen durch Zeugniß erwiesen werden. Indessen ist es doch erlaubt, über Thatsachen zu reflektiren, die Gültigkeit des Zeugnisses zu prüfen, und oft sogar aus innern Gründen die Möglichkeit einer Thatsache zu bezweifeln, wenn keine zulänglichen äußern Gründe die Wirklichkeit derselben beweisen.

6. Außer dem allgemeinen Vorwurf einer erstaunlichen Unwissenheit in den theologischen Wissenschaften machen Sie mir S. 14 und 15 noch einen besondern Vorwurf aus meiner Unbekanntschaft mit einigen Schriften, auf welche Sie einen vorzüglichen Werth legen, weil Sie darin Ihre Meinungen und Vorstellungsarten entweder ganz oder doch zum Theile wiederfinden. Sie wollen nämlich durch geheime Nachforschungen über meine Lektüre mittels andrer Personen — der gemeine Sprachgebrauch nennt dieß Jemanden ausspioniren — in Erfahrung gebracht haben, daß ich die Gottesvertheidigung, den Unfug der Aufklärer, und die neuern Briefe des Hrn. Sup. Demarées, die vom sel. C. R. Jakobi zu Zelle zur Vertheidigung der geoffenbarten Religion gegen die Ungläubigen in seinen letzten Jahren herausgegebnen Schriften, und endlich des Hrn. D. Storr »gründliche Widerlegung der kantischen philosophischen Religion« nicht gelesen habe. »So« — meinen Sie — »würde ich es mit »allen andern Schriften, wodurch ein Funke der Wahrheit »hätte können in meine Seele dringen, auch gemacht haben; »keinen Vertheidiger der Religion könnte ich ausstehen, und »mein hartnäckiger Vorsatz sei, nichts zu lesen, noch zu hö»ren, was die Religion vertheidigt; meine Augen, Ohren »und Herz stünden seit einigen Jahren nur den bittersten »Feinden der Religion offen.«

Hiegegen ist folgendes zu bemerken: Erstlich kann kein Mensch in der Welt alle Bücher, die in ein gewisses Fach der Literatur einschlagen, lesen und studiren; Jeder richtet sich immer bei der Auswahl seiner Lektüre und bei der

Art, wie er liest, nach der Gelegenheit, die sich ihm darbietet, nach äußern Veranlassungen, die ihm aufstoßen, und nach seinen anderweiten literarischen Zwecken. Wenn also einige von den Schriften, die Sie für vorzüglich lesenswerth halten, von mir bisher ungelesen geblieben sind: so folgt daraus weiter nichts, als daß keiner von den vorhin angeführten Umständen mich darauf geführt hat. Indessen führen Sie noch eine andre Ursache dieser Unterlassungssünde an. Sie erzählen nämlich, ich hätte auf Befragen, warum ich diese Schriften nicht gelesen, zur Antwort gegeben: »Ich wüsste »vorher, daß diese Gelehrten geschrieben, um zu widerlegen.« Ob ich dieß wirklich irgend einmal und wörtlich so gesagt habe, weiß ich nicht mehr; ich finde jedoch jetzo bei reiflicher Ueberlegung dessen, was ich damal vielleicht unüberlegt sagte, daß ich eben nichts Böses oder Albernes gesagt habe. Denn von einem Schriftsteller, von dem man vorher weiß, daß er bloß schreibt, um zu widerlegen, lässt sich in der That nicht gar viel erwarten. Sowohl seine Wahrheitsliebe überhaupt, als insonderheit seine Bereitwilligkeit, die Gedanken des Gegners richtig aufzufassen und gründlich zu erforschen, muß durch das Bestreben, überall etwas Falsches und Tadelnswürdiges aufzufinden, verdächtig werden.

Zweitens, was die Schriften des Hrn. Demarées betrifft, so ist es nicht bloß von den angeführten, sondern auch von allen übrigen Geistesprodukten dieses Mannes in der Wahrheit gegründet, daß ich keine einzige ordentlich gelesen und durchstudirt habe. Einige hab' ich nur durchblättert, andre kenn' ich bloß aus öffentlichen oder Privatrelazionen; und zwar waren die letztern zum Theile von Männern, die dem Verfasser beipflichteten. Ich glaube aber, daß mich deshalb die oben gemachten beiden Bemerkungen hinlänglich rechtfertigen werden, und versichre Ihnen, daß es recht viel gute Christen giebt, die nicht erst von Hrn. Demarées über das Christenthum belehrt worden sind.

Drittens hab' ich zwar die angedeutete Schrift von Hrn. Storr ebenfalls nicht gelesen; allein ich kenne sie aus

sehr vollständigen Auszügen in solchen Rezensionen, die gar nicht widerlegend, sondern fast durchgängig beifällig, wenigstens gewiß unparteiisch waren. Sodann ist es auch nicht aus Verachtung jener schätzbaren Schrift, die, nach jenen Auszügen und nach der bekannten Gelehrsamkeit des Verfassers zu urtheilen, viel Gutes enthalten mag, geschehen, sondern weil ich keine Gelgenheit hatte, ihrer habhaft zu werden, meine Umstände aber nicht erlauben, alle gute Bücher selbst zu kaufen. Hiezu kommt noch, daß ich dagegen andre Widerlegungen der kantischen Religionsphilosophie gelesen habe, und unter andern eine ebenfalls sehr weitläufige und gründliche von einem Ungenannten, die mir besonders darum gefiel, weil der Verfasser eine vertraute Bekanntschaft mit den übrigen Grundsätzen der kritischen Philosophie verrieth, eine Bekanntschaft, die — mit aller Achtung gegen den würdigen Theologen sei es gesagt — bei Hrn. Storr wohl nicht vorausgesetzt werden durfte. Daß ich aber dessen Schriften überhaupt nicht geringschätze, sondern aufmerksam lese und sorgfältig benutze, davon werd' ich Ihnen in der Folge bei einer andern Gelegenheit einen sehr einleuchtenden Beweis geben.

Viertens ist es eine offenbare Lüge, daß ich eingestanden haben soll, auch die von Ihnen angezeigten Schriften Jacobi's nicht gelesen zu haben. Es ist platterdings unmöglich, daß ich dieß gesagt habe; denn ich habe diese Schriften sehr aufmerksam durchgelesen, weil die Stimme eines so würdigen Greises am Rande des Grabes mir von Bedeutung schien, und sein für Christenthum und Gottesverehrung warmes Herz, ungeachtet es ihn hin und wieder zu ungerechten und harten Urtheilen über seine Gegner verleitete, dennoch seine Schriften zu einer interessanten Lektüre für mich machte. Nun ist es eine bekannte Eitelkeit der Gelehrten, daß sie Alles wollen gelesen haben und sich des Geständnisses schämen, irgend eine zu ihrem Fache gehörige Schrift nicht aus eigner Ansicht zu kennen. Ich werde also doch wohl nicht die Bescheidenheit auf eine höchst

lächerliche Weise so gar weit getrieben haben, um meine Belesenheit in einem Falle zu verleugnen, wo ich hätte lügen müssen, um für unbelesen gehalten zu werden. Da Sie nun so genaue Nachrichten über meine Lektüre eingezogen haben wollen, und ich mit verschiednen Predigern meiner Gegend selbst über jene Schriften von Jacobi mehrmal Unterredungen gepflogen habe: so haben Sie das gerade Gegentheil von dem, was Sie öffentlich berichten, vernehmen müssen. Und gleichwohl entblöden Sie sich nicht, in einem solchen öffentlichen Berichte offenbare Unwahrheiten auszustreuen, um daraus gehässige Folgerungen zu ziehn. Sind Sie wohl der Alethophilus, für den Sie sich ausgeben, oder wissen Sie vielleicht nicht, was und wieviel dieser Name zu bedeuten hat, so daß Sie von dem Studium der griechischen Literatur in jüngern Jahren weiter nichts übrig behalten haben, als die Namen der Dinge und die bei den Römern so übel berüchtigte graeca fides? In der That, wenn Cicero von den Griechen sagt: Testimoniorum religionem et fidem numquam ista natio coluit, oder anderswo: Contentionis quam veritatis cupidiores fuerant Graeci — oder, wenn man das juvenalische Graecia mendax und das plautische Graeca fide mercari liest, und dann das obige Faktum und einige andere, die ich Ihnen in der Folge vorzuhalten die Ehre haben werde, damit vergleicht: so wird man fast versucht, zu glauben, Sie hätten in Ihrer Schrift mit dem griechischen Namen auch die griechische Denkart angenommen.

Fünftens endlich ist es ebenfalls ganz ungegründet, daß ich überhaupt gar keine Schriften für die geoffenbarte Religion gelesen habe oder lesen wollte, und auf diese Art der Wahrheit allen Zugang zu meinem Herzen verwehrte. Meine eignen Briefe können Sie von der Unwahrheit dieses Vorgebens überzeugen. Oder halten Sie Jerusalem's Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, Leß's Beweis der Wahrheit der christlichen Religion, Reinhard's Versuch über

den Plan Jesu zum Besten der Menschen — nicht für Vertheidigung der guten Sache der Offenbarung? Haben Döderlein und Morus in ihren Lehrbüchern nicht auch die Gründe für die Wahrheit des Christenthums angeführt? — Ich könnte Ihnen noch mehr Schriften der Art herer zählen; aber ich habe schon zu viel von dem, was ich gelernt und gelesen habe, sprechen müssen, und schäme mich, des Quanti est quod nescimus eingedenk, daß Ihre Zudringlichkeit mir abermal eine so unangenehme Nothwendigkeit aufgelegt hat.

7. Nicht bloß mein eignes Studium suchen Sie verdächtig zu machen, sondern auch das, was ich aus dem mündlichen Vortrage Andrer gelernt habe, und wälzen dadurch einen gleichen Verdacht auf meine Lehrer. Bei der dankbaren Erinnerung an das, was ich von so vielen würdigen Männern während meines Aufenthalts in Wittenberg, Jena und Göttingen durch öffentlichen Unterricht und durch Privatgespräche erlernte, hat mich dieser Vorwurf mehr noch als dasjenige gekränkt, was Sie gegen mich selbst gesagt haben. Nach S. 16 haben mich »meine Lehrer und künftigen »Beförderer mit Ketten der Finsterniß gefesselt.« S. 57 nennen Sie meine Lehrer geradezu »Naturalisten.« S. 82 sagen Sie, »ich müsste in einer bösen Schule die Instrumentalphiloso-»phie erlernt haben, weil ich lauter falsche Erklärungen und »trügliche Schlüsse zur Unterdrückung der Wahrheit und zur »Verbreitung des Irrthums machte,« und S. 28 treiben Sie die Unverschämtheit — verzeihen Sie diesen Ausdruck, ich weiß keinen gelindern zur Bezeichnung solcher Anklagen — so weit, daß Sie sogar unter meinen »Lehrern und Gönnern« Einen namentlich und als einen solchen aufführen, welcher das Perfektibilitätsprinzip, dem Sie so viel Böses nachreden, gern möchte verbreiten helfen *). Wenn Sie mich

---

*) Der ältere Eichhorn in Göttingen war es, den mein Gegner so bezeichnet hatte, der aber herzlich darüber lachte.

beschimpften, so glaubten Sie vielleicht, daß dieß bei einem so jungen und unbedeutenden Menschen nichts zu sagen habe, und das Publikum darüber wenig Indignazion empfinden werde. Daß Sie aber mit Ihren schmutzigen Händen Männer angreifen, die als öffentliche Lehrer in wichtigen Aemtern von den Landesregierungen angestellt sind, die in allgemeiner Achtung bei dem Publikum stehen, und denen Sie kaum werth sind, die — doch diese Männer bedürfen meiner Vertheidigung nicht, und werden sich schwerlich durch einen solchen Angriff für beleidigt halten. Ich gehe also zu andern Anklagen fort, die meine Person näher angehen.

8. Sie werfen mir, wie schon oben beiläufig erwähnt wurde, S. 82 »in meinem Hauptstudium häufige Donat»schnitzer, unregelmäßige definitiones, divisiones, Verwech»selungen der Begriffe und Trugschlüsse« vor, und geben sich überall das Ansehn, als wenn Sie die »Instrumentalphilosophie« (wie Sie die Logik nennen) aus dem Fundamente verständen, und »die praxin logicam in den Schulen der »geometrarum« recht fleißig getrieben hätten. Sie reden daher immer von der majori, minori und conclusione, von den verschiedenen terminis in einem syllogismo, und suchen mich überall zu belehren, daß ich entweder in materia oder in forma gefehlt, insonderheit aber viele fallacias elenchi und vierfüßige syllogismos gemacht habe.

Da nun diese Behauptungen größtentheils den Inhalt meiner Briefe selbst und die darin aufgestellten Grundsätze betreffen: so kann ich mich nach meiner obigen Erklärung hier nicht auf deren Widerlegung einlassen, sondern ich will Ihnen einmal zugeben, daß ich wirklich dergleichen Fehler gemacht hätte. Wissen Sie denn aber nicht, daß man die logischen Regeln recht gut inne haben, und dennoch in ihrer Anwendung fehlen kann, weil diese Anwendung von der freien Thätigkeit der Urtheilskraft abhangt? Bei wem es also mit dieser altera Petri nicht gut bestellt ist, dem hilft alle Kenntniß der logischen Regeln nichts. Wie es nun damit bei mir stehe, mögen Andre beurtheilen. Sie suchen die Quelle je-

ner Fehler vorzüglich in meinem Herzen, und meinen, ich hätte sie alle absichtlich begangen. Hierüber werd' ich mich weiter unten erklären. Jetzo will ich Ihnen nur aus Ihren eignen Aeußerungen zeigen, daß Sie, so sehr Sie sich auch das Ansehn geben, ein recht gründlicher theoretischer und praktischer Logiker zu sein, dennoch bloß die äußere Kunstsprache der Logik, und auch diese nicht einmal recht gefasst haben, von dem wahren Begriffe, Zwecke und Gebrauche der Logik aber ganz und gar nichts verstehen.

Zuvörderst ist es offenbar unrichtig, Jemanden, der einen in Rücksicht der Materie falschen Schluß macht, auf die Logik zu verweisen. Wissen Sie denn nicht, daß die Logik vom Inhalte der Erkenntniß abstrahirt, und bloß die analytische Form derselben betrachtet? Die Logik sagt freilich, ein Vernunftschluß müsse, wenigstens in der ersten Figur, einen allgemeinen Obersatz und einen bejahenden Untersatz haben. Ob aber der Obersatz allgemeingültig sei, und im Untersatze mit Recht etwas gesetzt werde, darüber kann die Logik ganz und gar keine Belehrung geben. Wir wollen annehmen, es machte Jemand folgenden Schluß:

Alle Narren tragen eine Kappe,
Cajus ist ein Narr, ∴
Also trägt er eine Kappe.

Hier ist offenbar, daß die Logik uns nicht belehren kann, weder ob alle Narren Kappen tragen, noch ob Cajus ein Narr sei. Daß der Obersatz nicht allgemein gültig sei, kann bloß eine Induktion aus der Erfahrung lehren, weil es bekanntlich auch Narren giebt, welche in pontificalibus herumlaufen; und ob im Untersatze richtig subsumirt werde, kann bloß aus den Handlungen des Cajus, z. B. aus einer Schrift desselben, erwiesen werden. Ferner ist es Vorschrift der Logik, daß ein gültiger Vernunftschluß nur drei Hauptbegriffe haben dürfe. Gesetzt nun, es wollte Jemand Ihnen, wie Sie dieß oft bei Andern thun, mittels der Dialektik ein böses Herz andisputiren, und bediente sich des folgenden Trugschlusses:

Ein Geistlicher ist ein schwarzer Mann,
Alethophilus ist ein Geistlicher,
Also ist er ein schwarzer Mann.

Hic niger est, hunc tu, Christiane, caveto. Mit Recht würden Sie exzipiren, daß der Schluß ein animal quadrupes sei, weil das Prädikat schwarz hier in einer doppelten Bedeutung genommen werde, nämlich einmal in Ansehung der äußern Hülle (des Schafpelzes) welche Sie in Ihren Amtsverrichtungen zu tragen pflegen; das andremal aber in Ansehung der innern Gesinnung (des Wolfes). Ueber diese Zweideutigkeit nun kann Sie die Logik selbst weiter nicht belehren, sondern der Sprachgebrauch und Ihre Beurtheilungskraft. Es kommt also lediglich darauf an, ob Sie meine in den Briefen aufgestellten Ober- und Untersätze mit Recht für falsch ausgeben, und ob Sie mit Recht da vier Hauptbegriffe annehmen, wo Sie selbige zu finden meinen. Hier ließe sich nun oft mit leichter Mühe das Gegentheil zeigen, wie S. 82, wo Sie die Ausdrücke Vorurtheile wegräumen, und Religion vervollkommnen für ganz verschieden ausgeben, da doch jenes offenbar zur Religionsvervollkommnung als negative Bedingung gehört. Aber ich kann und darf nicht mit Ihnen hierüber rechten. Ich fahre also fort, Ihnen noch einige andre Beweise Ihrer völligen Unkunde der Logik vorzulegen, damit Sie doch ein wenig zur Selberkenntniß kommen, und ein andermal schonender über fremde Fehler urtheilen, bedenkend, daß Tadeln keine Kunst sei, wohl aber Bessermachen.

Erstlich verstehn Sie selbst die Kunstsprache der Logik nicht einmal richtig. So schreiben Sie (S. 71) der Major, der Minor, und wissen nicht, daß propositio zu suppliren ist, man also die Worte major und minor, wenn von Vernunftschlüssen die Rede ist, nicht im männlichen Geschlechte brauchen dürfe; oder wussten Sie es, und machten also einen recht eigentlichen, aber auch recht gräulichen Donatschnitzer? Eben so nennen Sie (S. 82) das Prädikat Vorurtheile wegräumen, welches ich nach dem obigen gegen die logischen

Regeln mit dem Prädikate Religion vervollkommnen verwechselt haben soll, terminos in der Mehrzahl, und glauben also, der Ausdruck termini bedeute, wenn von einem Vernunftschlusse die Rede ist, die Worte desselben, da er doch bloß die darin vorkommenden Hauptbegriffe anzeigt. Ohe, Vir Reverende, si tacuisses, bonus logicus mansisses!

Zweitens sagen Sie (S. 35) ein Hauptmangel meines Buches bestehe darin, daß ich keine Erklärung von der Vollkommenheit gegeben, da doch der Hauptbegriff, Perfektibilität, dieses nothwendig erfodere. Indessen ist gleich zu Anfange des dritten Briefes, wo eigentlich die Untersuchung anhebt, nach der Regel des Cicero: Omnis disputatio a definitione debet proficisci, das Wort Perfektibilität deutlich und bestimmt erklärt, und diese Erklärung noch dazu dergestalt angekündigt, so daß jeder, der zwei gesunde Augen hat, die Definizion gleich erkennt, und wenn er deutsch versteht, auch einsieht, was ich darunter verstanden wissen will. Doch Sie wollen es besser machen, und sagen: »Ich will dieselbe so kurz als möglich »erklären, damit Sie ganz überführt werden von dem über»aus großen Unterschiede unter [zwischen] einer Widerlegung »und Bezweiflung. Je weniger man richtige Begriffe be»sitzt von einer Sache, desto mehr Zweifel und Einwendun»gen hegt man. Daher geschieht es nothwendig, daß alle »Dialectici, welche die christliche Religion nicht kennen, voll »sein müssen von Zweifeln gegen dieselbe. Denn da sie die »Mängel und Verwirrung ihrer Begriffe nicht sehen können, »so schreiben sie solche der Religion zu. Haben sie nun zu»gleich viel Muth und Ehrbegierde: so entstehen solche Schrif»ten, wie die Perfektibilität.« Nun fahren Sie, ohne daß ein einziges Wörtchen noch hinzugesetzt wird, fort: »Aus »dieser Sacherklärung der Perfektibilität folgt« u. s. w. Aber, mein Gott, wo steht denn diese Sacherklärung? Kein Mensch in der Welt wird hier eine Sacherklärung von der Perfektibilität nur ahnen, geschweige denn finden. Man

sieht, Ihr Lehrer sagte einmal etwas von einem Unterschiede zwischen Nominal- und Realdefinizionen. Dieses fiel Ihnen eben, als Sie von Erklärungen redeten, ein, und wollten es daher gern anbringen, um den Lesern zu sagen: Anch' io son pittore. Allein Sie haben unglücklicher Weise bloß lauten (den Schall der Worte) gehört, aber die Glocken — lieber Freund — die Glocken hingen leider so hoch, daß Ihr Bischen Sehkraft nicht ausreichte.

Drittens behaupten Sie (S. 44) »alle menschliche »Erkenntniß habe diese Beschaffenheit, daß man gegen die »unleugbarsten Wahrheiten Zweifel, selbst unauflösliche Zwei»fel machen könne.« Nun sind die unleugbarsten Wahrheiten unstreitig diejenigen, welche sich mit völliger Evidenz demonstriren lassen, so daß dem Gemüthe die Ueberzeugung abgenöthigt wird; wie dieß der Fall ist bei dem Satze, daß ein kathegorischer Schluß nur drei Hauptbegriffe und Hauptsätze haben könne, oder daß alle drei Winkel eines Triangels zwei rechten Winkeln, oder durch das Maß bestimmt, 180 Graden eines Kreisbogens gleich seien. Sie meinen also, gegen solche mit Evidenz eingesehene Wahrheiten ließen sich gleichwohl unauflösliche Zweifel machen. Wie dieses mit dem Kapitel der Philosophie, welches von den verschiednen Graden und Arten der Ueberzeugung handelt, bestehen könne, wünscht' ich wohl von Ihnen zu hören. Doch vermuthlich fehlt dieses Kapitel in Ihrer Philosophie ganz. Denn Sie scheinen von dem, was zur Ueberzeugung erfoderlich ist, zufolge der handgreiflichen Operazionen, wodurch Sie Ueberzeugung bei Andern bewirken wollen, und zufolge der festen Stützen, worauf Ihre eigne Ueberzeugung beruht, gar keinen Begriff zu haben.

Viertens werden Sie sich wohl noch aus Ihren frühern Jahren erinnern, daß Sie Ihr Lehrer vor Kreisbeweisen gewarnt hat. Sehen Sie, lieber Freund, das sind — um Ihre Sprache zu reden — solche argumenta, wo in den praemissis nichts weiter enthalten ist, als in der conclusione, nur mit andern Worten. Ein sol-

cher Orbis in demonstrando findet sich nun S. 74 Ihrer Zuschrift. Da sagen Sie: »Paulus spricht, alle Schrift »ist von Gott eingegeben; die Naturalisten gestehn, daß sie »die Religion für völlig untadelhaft und höchst vollkommen »halten würden, wenn sie auf Gottes Offenbarung gegründet. Da nun die heilige Schrift von Gott eingegeben ist, »so ist sie ja eine göttliche Offenbarung.« Sie argumentiren also, um das Geoffenbartsein der biblischen Lehren zu erweisen, folgendermaßen:

Was von Gott eingegeben ist, das ist geoffenbart,
Die Lehren der heiligen Schrift sind von Gott eingegeben,
Also sind sie geoffenbart.

Was Sie nicht für logische Künste können! Ein Andrer hätte schlechtweg gesagt: Paulus selbst bezeugt es durch seinen Ausspruch, was ich behaupte; und würde dann weiter die Gültigkeit dieses Zeugnisses dargethan haben. Aber Sie wollen es demonstriren; und wie machen Sie das? Ungefähr so, als wenn Sie zu dem Publikum sagten: Ich N. N. bin der Alethophilus, der gegen den Naturalisten A. geschrieben hat; also — liebe ich N. N. die Wahrheit.

Fünftens endlich sind wohl auch Widersprüche ein Verstoß gegen die Regeln der Logik, da ja bekanntlich das Principium contradictionis der oberste Grundsatz dieser Wissenschaft ist. Sie erlauben sich aber (außerdem, daß Sie zu Anfange Ihrer Zuschrift versichern, mich aus lauter Liebe nicht richten zu wollen, und doch am Ende mich sehr liebreich in die Hölle verstoßen) insonderheit S. 25 zwei so offenbare Widersprüche hintereinander, daß man kaum seinen eignen Augen traut. Sie meinen, die ganze Sache, von der meine Briefe handeln, sei darum eine Schimäre, weil es in keiner Sprache ein Wort gebe, welches die Perfektibilität bedeute; und doch führen sie eo ipso ein solches aus der lateinischen Sprache an. Sodann sagen Sie von der deutschen Sprache mit Leibnitz: Ignorat inepta; und doch ist Ihr ganzes Buch in dieser Sprache geschrieben, ein

Buch, welches jenen Philosophen, wenn er etwas davon geahnet hätte, augenblicklich würde bewogen haben, seinen Ausspruch zurückzunehmen.

Sehen Sie, mein Herr, das war auch eine kleine »Lekzion«, die ich Ihnen über die Logik gehalten habe. Sie werden mir hoffentlich eben so dafür danken, als ich Ihnen für die Ihrige danke; indessen war die eine Liebe wohl der andern werth, und in vieler Hinsicht bleib' ich noch immer Ihr Schuldner.

9. Einer der allersonderbarsten Vorwürfe, die Sie mir weiter machen, ist derjenige, welchen Sie von meinem Alter hernehmen. »Wie lässt sich's denken« — rufen Sie S. 113 aus — »daß jetzt die Jünglinge in ein paar Jahren gelehr»ter werden, als jene« — unsre Altväter nämlich — »in »50 Jahren, und nicht bloß jene Greise übersehen, sondern »Gott und Jesum, die Weisheit selbst!« Und nun fahren Sie fort, die Anwendung auf mich zu machen.

Ich würde Ihnen hierauf gar nichts antworten, wenn es nicht selbst auf manchen literarischen Richterstühlen jetzo Mode zu werden schiene, seinen Gegner auf diese Art zu bekämpfen. Also nur ein paar Worte. Ich gestehe Ihnen zuvörderst, daß ich alle Achtung gegen das Alter hege, und in Sachen, wo das Alter uns berathen kann, gern auf den Rath und die Meinung eines Greises höre. Das Alter hat mehr Erfahrungen in der Welt gemacht, hat seine Kräfte länger geübt. Welcher Jüngling wollte so thörig sein, und diese größere Reife und Stärke des Geistes nicht in seinen Nutzen verwenden! Mit Recht sagt daher Cicero: Senectus auctoritatem habet. Aber Jedermann weiß auch, daß Jahre allein niemanden klug machen, und daß das Alter auch seine Schwächen hat. Unter diesen ist vielleicht keine größer, als die, daß es sich auf sein Alter so viel zu Gute thut, und die Jugend oft bloß darum tadelt und verachtet, weil sie Jugend ist. Kann etwas alberner sein? Und kann insonderheit bei gelehrten Fehden, wo oft von Gegenständen die Rede ist, über welche die Erfahrung gar nichts entscheiden kann,

wohl irgend ein faderes Argument erdacht werden, als dasjenige, welches vom Unterschiede der Jahre entlehnt ist? Heißt es nicht von manchem Alten nach dem Plautus: Hic ille est, senecta aetate qui factus est puer? Und sind nicht oft die Greise die Hartnäckigsten in Vertheidigung ihrer verjährten Meinungen, wenn auch noch so triftige Gründe für das Gegentheil angeführt werden? Vermuthlich geschah' es in Hinsicht auf diese letztern Umstände, daß ein Gönner — wiewohl keiner von denen, die mich nach Ihrer Behauptung mit eisernen Ketten der Finsterniß gefesselt haben, sondern ein Gönner, der mich durch die angenehme und lehrreiche Unterhaltung, die ich in dem stillen Kreise seiner guten Familie finde, mit Rosen-Ketten der Achtung und Freundschaft gebunden hält — daß, sag' ich, dieser Gönner, dem ich Ihre Zuschrift mitgetheilt hatte, den Namen Alethophilus, den Sie sich selbst so eigenmächtig geben, sehr glücklich parodirte und auf den Titel statt jenes Appellatives die Worte schrieb: »Alter Toffel«; worüber Sie ihn vermuthlich sogleich unter die Sekte der Anabaptisten versetzen werden *).

Wenn nun aber einmal von den Jahren die Rede sein und nach denselben beurtheilt werden soll, ob Jemand ein Recht habe, in der Gelehrten-Republik über allerhand Gegenstände, und besonders über moralisch-religiose, zu sprechen, und ob er hierin etwas Bedeutendes leisten werde: so möcht' ich mich zwar freilich wohl hierin nicht mit Ihnen messen können. Indessen bin ich doch jetzt, da ich eben heute in mein 27. Lebensjahr trete, demjenigen Alter ziemlich nahe, wo man, bei den Juden wenigstens, öffentlich zu lehren anfangen durfte. Nun gestehen Sie mir selbst S. 72 und 82 zu wiederholten Malen »Fähigkeiten und großen Fleiß« zu — ein Kompliment, wofür ich Ihnen, als meinem Gegner, sehr verbindlich

*) Eine sehr glückliche Parodie möcht' ich das wohl nicht mehr nennen. Man muß es aber meiner damaligen — mir so bitter vorgeworfenen — Jugend verzeihen.

sein müsste, wenn nicht das bekannte laudari a laudatis viris mich erinnerte, daß ich auf jenes Lob eben nicht Ursache habe, stolz zu sein. Wenn nun aber Jemand, der von der Natur nicht ganz verwahrlost, 14 Jahre hindurch — denn so lange ist es nun her, daß ich die von Ihnen selbst gerühmte Landschule zu Pforta besuchte — seine Kräfte geübt und einigen Fleiß in Erlernung der Wissenschaften angewendet hat: so sollt' ich doch wohl glauben, daß er ein Recht habe, auch von ältern Personen, als er selbst ist, zu verlangen, daß sie ihn anhören und das Gehörte ordentlich nach Gründen prüfen. Und vielleicht läge auch überall nichts Widersinniges oder Anmaßendes in der Behauptung, daß er, wenn er dasjenige, was Andre vor ihm in 50 und mehren Jahren zu Tage gefördert haben, gewissenhaft benutzte, und so auf die Schultern von jenen trat, etwas weiter, als diese Männer, gesehen habe. Die Bemerkung aber, daß jetzt die Jünglinge auch »Gott und Jesum, die Weisheit selbst über»sehen,« oder wie Sie sich kurz vorher in Ihrer körnigen Sprache ausdrücken, »meistern« wollten, ist so erbärmlich und so hämisch zugleich, daß ich darauf gar nichts zu erwidern weiß, sondern vor aller der Liebe und Freundschaft, mit der Sie mich überhäufen, gänzlich verstummen muß.

10. Sie werfen mir sehr häufig einen blinden Glauben an die Aussprüche Kant's und der Naturalisten vor. So sagen Sie S. 11, »ich glaubte Hrn. Kant eben so fest, »als Sie dem Worte Gottes.« S. 48, »mein Glaube an »die naturalistischen Schriften sei ganz blind.« S. 63, »Hrn. »Kant's Ansehen sei es, was mich in den Jammer des Un»glaubens gestürzt habe; diesem Manne traute ich zu, daß »er nicht irre, und deswegen folgte ich ihm ganz blind nach.« S. 75, »es sei sehr wahrscheinlich, daß ich Kant's Religion »bloß darum der Bibel vorziehe, weil man dadurch des Nach»denkens überhoben werde. Meine Lehrer hätten gesagt, »dieses Buch sei klassisch; ein guter Kantianer dürfte es nicht »machen, wie die Christen, welche darüber gedacht und es »ganz verworfen hätten.« S. 79 tadeln Sie an mir, »daß

»ich den Ungläubigen alles nachschreibe.« S. 100 endlich meinen Sie, »Hr. Kant habe das Kirchengehen verboten, »und gesagt, die Kirche sei der breite Weg. So bald Hr. »Kant dieses gesagt, sei meine Vernunft gezwungen, daß ich »nicht anders darüber denken könne.«

Wie ungegründet dieses Vorgeben sei, erhellet schon aus dem Bisherigen, und selbst aus meinen Briefen. Der ganze 12. Brief ist dazu bestimmt, eine durch die ganze kantische Religionslehre verwebte Maxime (nämlich die Schrift moralisch zu erklären) zu prüfen, und aus dieser Prüfung geht das Resultat hervor, daß jene Erklärungsart zu dem vorgesetzten Zwecke untauglich sei. Auch hab' ich hin und wieder in andern kleinen Schriften, welche nach den Briefen von mir herausgegeben worden und Ihnen gewiß nicht unbekannt geblieben sind, sattsam gezeigt, daß ich meine Vernunft nicht unter den Glauben an kantische Aussprüche gefangen gebe, sondern in dem, was mir nicht einleuchten will, von denselben ohne Bedenken abgehe. Ferner hab' ich in den Briefen mich häufig genug gegen die Naturalisten erklärt, und ihre Meinungen nach vorgängiger Prüfung verworfen. Vermuthlich sind Sie aber nur darüber bös, daß ich nicht, wie Sie, auf jene Männer weidlich geschimpft habe, daß ich ihnen Gerechtigkeit widerfahren lasse, und insonderheit gegen den Philosophen von Königsberg überall diejenige Achtung beweise, die man jedem großen Geiste schuldig ist. Sie wollen es freilich besser wissen, warum ich der kritischen Philosophie huldige und freimüthig meine Gedanken über die Religion zu erkennen gebe. »Kein Student« — sagen Sie S. 63 — »will andre, als kantische Philosophie hören, und »durch den Unglauben erhält man Gönner,« und S. 77: »Wer aufhören wollte, sich einen Kantianer zu nennen, würde »seinen applausum verlieren, und für wenig aufgeklärt ge»halten werden.« — Wieferne der Unglaube, dessen Sie mich beschuldigen, mir Gönner erweckt habe oder nicht, mögen Sie wohl am besten wissen; ich kenne Niemanden, der mir um deswillen seine Gunst geschenkt hätte. Was aber

den Vortrag der Philosophie betrifft, so überlass' ich es der Beurtheilung derer, die mich mit ihrem Beifalle beehren, warum sie dieses thun. Die Philosophie, welche ich ihnen vortrage, führt den Titel einer systematischen Darstellung der vornehmsten Resultate der bisherigen von der philosophirenden Vernunft angestellten Untersuchungen. Ich trage ihnen also weder das leibnitz-wolfische, noch das kantische, noch ein eignes einzig mögliches und gültiges System der Philosophie vor, indem ich es für die erste Pflicht eines akademischen Lehrers der Philosophie halte, seinen Zuhörern Anleitung zum eignen Philosophiren zu geben, und sie daher mit Allem, mithin auch mit dem Neuesten bekannt zu machen, was die philosophirende Vernunft über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschen, über die höchsten und letzten Gründe des menschlichen Wissens und Glaubens, Thuns und Lassens ausgemittelt hat. Gönnen Sie mir also immer den Beifall, den mir bisher ein nicht unbeträchtlicher Theil unsrer studirenden Jugend schenkte. Sie verlieren ja dabei nichts, haben auch nicht dafür zu stehen, ne quid respublica detrimenti capiat. Thun Sie nur Ihre Pflicht und Schuldigkeit in Ihrem Amte, so wie ich mich in dem kleinen Wirkungskreise, den mir die Fürsehung angewiesen, zu thun bestrebe; für das Uebrige lassen Sie diese Fürsehung sorgen. Sie wird am besten wissen, was und wie viel von unsern geringen Bemühungen in ihren großen Plan taugt. — Doch Sie gehen in Ihren Angriffen und Beschuldigungen immer weiter. Sie schimpfen und schmähen auch

11) auf die ganze Philosophie und die Mutter derselben, die Vernunft, vorzüglich aber auf die neueste Philosophie und deren Urheber. Dieß sind nun freilich Klagen, die man schon längst von Ihrer Partei zu hören gewohnt ist. Indessen muß ich doch auch hierauf einiges erwiedern, da Sie immer meine Person mit einflechten, und bei Ihren Anklagen, so allgemein sie sind, doch immer besondere Rücksicht auf den Fall nehmen, der Sie zum Schreiben

veranlasste. Zuerst geben Sie S. 31 und 32 in der Note von der Vernunft eine Erklärung, die in der That nach Ihrer eigenthümlichen Art zu definiren, wovon wir bereits oben ein schönes Pröbchen gesehen haben, ganz original ist. »Vernunft« — sagen Sie — »erkläre ich hier nach dem »neuen« — d. h. von Ihnen einzuführenden — »Sprach»gebrauche von stolzen Menschen, welche ihre Irrthümer Ver»nunft, ja reine Vernunft nennen.« S. 37: »Der Philo»soph hat nichts vor sich, als den bei allen Menschen höchst »beliebten Namen Vernunft, womit er seine unvernünftigen »Meinungen verkauft, und die verderbte Natur der Men»schen.« — S. 39: »Alles Gute, was sie« — vermuthlich die Welt oder die Menschen — »in allen 4 Welttheilen »gehabt, ist zerstört worden durch die neuen Philosophen.« Ebendaselbst rathen Sie mir, »alle Werke der reinen Vernunft, alle Schriften der Weltweisen von allen Zeiten und »Gegenden zusammenzunehmen. Das Ganze« — fahren Sie fort — »ist so widersprechend und albern, daß man die »unglaubliche Schwäche der menschlichen Vernunft nicht leug»nen kann. Aber die allerneueste Philosophie ist um nichts »besser.« S. 40 liest man folgende erbauliche Tirade: »Die Philosophen sprechen von der Glückseligkeit, von Liebe »und wahrer Tugend größtentheils, wie der Blinde von der »Farbe. Weil sie selbst noch weit entfernt sind von dem »Genusse christlicher Glückseligkeit, weil noch kein Tropfen »der Liebe Gottes in ihr Herz gekommen, weil sie von der »Liebe, welche allein vermögend ist, Gottes Gebote zu hal»ten, nur den Schall der Worte kennen: so lehren sie auch »eine sehr jämmerliche Religion, durch welche man hier nicht »glücklich wird, und dort mit Zuverlässigkeit nichts zu er»warten hat, weil alle Beweise für künftige Vergeltung nur »ein Vorgeben sind, welches der Philosoph selbst nicht für »wahr halten kann. Ihrer Tugend sind alle Nerven zer»schnitten, weil Liebe nicht kann nach ihrer Meinung gebo»ten werden. Kurz, die philosophische Religion kann der »Seele nur Zweifel, Unruhe und gerechte Furcht geben, und

»sie mit Spekuliren und Postuliren beschäftigen. Wahre Seelen»ruhe, heilige Freuden, kräftigen Trost im Unglück und Noth, »Lust und Vermögen zum Guten, Liebe zu Gott und Men»schen, und die selige Hoffnung einer über alle Maßen wichtigen »Seligkeit kennt die Philosophie nicht.« Nach S. 42 »führt »uns die neue Philosophie von den wahren Quellen der Re»ligion ab in die Finsterniß der postulirenden und gesetzge»benden Vernunft.« Nach S. 47 »haben die Erzphiloso»phen gar keine Religion,« und S. 49 machen Sie die historische Bemerkung, daß »Cato der Philosophie den Sit»tenverfall unter den Römern nicht ohne Grund zugeschrie»ben habe.« Nach S. 61 hat zwar »Hr. Kant durch seine »Kritiken und Spekulazionen — neue Ueberzeugung von »Pflicht verschafft, aber durch Zerstörung der allein kräftigen »Bewegungsgründe, welche das Evangelium allein giebt, ist »unsäglich Böses ausgesäet, sonderlich durch seine philosophi»sche Religion.« Nach S. 63 will »Hr. Kant unleugbar das »Christenthum stürzen, und nur auf einige Zeit den Namen »desselben beibehalten.« S. 72 heißt es: »Die menschliche »Vernunft ist immer auf die Moral gefallen, und dadurch »weder moralisch noch selig geworden.« Dieß wollen Sie mit einer Stelle aus »Nepotis fragmentis« beweisen, und setzen dann hinzu: »Was ist Hrn. Kant's Weisheit Ande»res oder Besseres? Er kann nichts als Gesetz und Moral »predigen und mit Bewegungsursachen einschärfen. Diese »letztern bleiben ewig ohne Kraft. Er und seine Schüler »können schlechterdings die Gesetze, welche sie sich und Gott »stolz gegeben, doch nicht halten. Wie wollen sie also durch's »Gesetz selig werden!« S. 101 schreiben Sie Hrn. Demarées folgendes nach: »Hr. Kant stehet in der Einbil»dung, daß nicht Christus, sondern er, den Grund zum Rei»che Gottes gelegt, welches aber noch fern sei, und im all»mählichen Uebergange des Kirchenglaubens zur Vernunftre»ligion zu uns komme.« S. 108 endlich finden Sie die Quelle eines falsi, das ich begangen haben soll, wovon ich Ihnen aber in der Folge ad oculos demonstriren werde, daß

die Quelle desselben bloß Ihre eigne Unwissenheit ist, »in »dem Unglauben und der kantischen Moraltheologie.« — Ich könnte noch weit mehr Stellen aus Ihrem Buche als Belege anführen, wie Sie von der Philosophie und allem, was damit zusammenhangt, denken. Indessen, glaub' ich, werden Sie und alle Leser zur Gnüge daran haben; ja ich fürchte, daß die Letztern schon ein Ekel angewandelt hat über das abgedroschene, eintönige Lied, das Sie hier intoniren. Weil aber nicht Alle sich die Mühe geben möchten, Ihr Buch zur Hand zu nehmen und so, wie ich ex officio thun muß, durchzustudiren: so musst' ich hier, so wie es auch anderwärts geschehen ist, zuerst Ihre eignen Worte anführen, damit weder Sie noch Andre sagen könnten, ich hätte Ihnen Unrecht gethan.

Nun siehet wohl Jeder leicht ein, daß Sie hier allerlei unter einander mischen, und daß, um Ihre Anklage gehörig zu beurtheilen, es nöthig ist, die Hauptmomente derselben einzeln und in einer bestimmten Ordnung durchzugehn.

Was also zuerst Ihre Schmähung der Vernunft selbst betrifft, so antwort' ich hierauf gar nichts, da schon längst auf solche Anklagen zur Gnüge geantwortet ist. Sie sprechen oft von Undank gegen Gott und von Gotteslästerung. Ich kenne aber keine größere Undankbarkeit und Lästerung gegen das höchste Wesen, als wenn man das herrlichste Geschenk derselben, die Vernunft, so schnöde mit Füßen tritt. Was ist es denn anders als die Vernunft, womit Sie meine Beweise zu prüfen und meine Trugschlüsse zu enthüllen suchen? Was ist es anders als Ihre Vernunft, womit Sie in der Schrift zu forschen vorgeben und die Reden entwerfen, mit denen Sie Ihre Gemeine sonntäglich zu erbauen suchen? Was anders, als Ihre Vernunft, besorgt die Angelegenheiten und Geschäfte Ihres Amtes und selbst des täglichen Lebens? Und dieses große Geschenk der Gottheit, ohne welches Sie gar nicht Mensch, sondern bloßes Thier sein würden, können Sie um eines zufälligen Misbrauchs willen, der hie und da und dann und wann damit in Sachen

der Religion getrieben worden, so tief herabwürdigen!

Doch, Sie werden vielleicht sagen, diese Vernunft mag ich sehr wohl leiden; denn Sie ist die gemeine Vernunft, der gesunde Menschenverstand; aber die philosophirende Vernunft ist mir ein Dorn im Auge. — Wissen Sie denn aber auch, was das sagen will, philosophirende Vernunft? Ich will es Ihnen mit kurzen, aber, wie ich glaube, hinreichenden Worten erklären. Die Vernunft heißt philosophirend, wieferne sie die unbestimmten Ueberzeugungen der gemeinen Vernunft oder des gesunden Menschenverstandes und die dunkeln Gefühle des menschlichen Herzens auf ihre höchsten und letzten erkennbaren, oder wenigstens denkbaren Gründe zurückzuführen, und dadurch einerseit jene zur deutlichen Einsicht zu erheben und diesen eine feste Richtung zu geben, anderseit aber auch beide vor den Angriffen der Zweifelsucht und den Verderbnissen des Aberglaubens zu schützen sucht. Können Sie wohl vernünftiger Weise gegen eine Vernunft, die nach einem solchen Ziele strebt, etwas einzuwenden haben?

Nein, werden Sie sagen; aber, wenn nur dieses Bestreben nicht so häufig mislungen wäre, wenn nur die philosophirende Vernunft nicht so viel Unheil in der Welt angerichtet hätte, wenn sie nur in ihren einzelen Repräsentanten einiger mit sich selbst wäre!

Zuvörderst frag' ich Sie, ob es denn nicht durchgängig das Schicksal der menschlichen Geistesentwickelung in allen Zweigen der menschlichen Erkenntniß und Fertigkeit gewesen, daß lange Zeit bloß Versuche gemacht wurden, die bald glücklicher, bald unglücklicher ausfielen? War das Letztere bei den Versuchen der philosophirenden Vernunft großentheils und mehr als anderwärts der Fall, so ist dieß bloß ein Beweis, daß das Ziel, welches man hier zu erringen suchte, ein weit hinausgestecktes, schwer zu erreichendes Ziel sei. Es folgt aber auch daraus, daß jeder noch so kleine Beitrag zur Erreichung dieses Ziels mit Dank erkannt und aufgenommen werden muß.

An dem Unheile, das Sie ferner der Philosophie aufbürden, hat dieselbe wahrhaftig die kleinste, kleinste Schuld. Ueberlegen Sie nur folgende zwei Umstände! Es ist für die Philosophie und ihre wahren Verehrer unstreitig das größte Unglück, daß jedes Räsonnement, jede Spekulazion, jede Träumerei, wobei der menschliche Geist einer oft ganz willkürlichen oder regellosen Richtung folgt, mit dem Namen eines Philosophemes beehrt wird. Von Jedem also, der über religiose und moralische Gegenstände räsonnirt oder deräsonnirt, sagt man, er philosophire; und nun muß sich die Wissenschaft selbst alles, was irgend einem müßigen Spekulanten oder überspannten Phantasten durch den Kopf ging, aufbürden lassen. Sodann wissen Sie ja wohl, was für unsägliches Unheil in der Welt angestiftet worden, von welchem das Christenthum wenigstens die veranlassende Ursache war. Die Kreuzzüge, die Inquisizion, die Ketzerverbrennungen, die Ablasskrämerei — alles dieses hing auf die eine oder andere Weise mit der geoffenbarten Religion zusammen. Wie unbillig war es aber, wenn einige Naturalisten und Religionsspötter dem Christenthume selbst als der hervorbringenden Ursache alles dieses zur Last legten! Gleichwohl machen Sie es gerade so mit der Philosophie, einer Wissenschaft, die weit entfernt, an jenen Misbräuchen und Unordnungen in der christlichen Welt Theil oder Schuld zu haben, vielmehr zu ihrer Vertilgung viel, sehr viel beigetragen hat, wofür die ganze Christenheit der Philosophie nicht genug danken kann. Wollten Sie, mein Herr, nur diese beiden Umstände recht bedenken und beherzigen, so würden Sie und alle Feinde der Philosophie wohl etwas milder über diese Wissenschaft urtheilen, und nicht jeden Freund derselben für einen Feind des Evangeliums und des Kreuzes Christi halten, so wie auch nicht umgekehrt jeder Feind jener Wissenschaft ein wahrer Freund des letztern ist.

Daß endlich die Philosophen so wenig einig sind, ist ja kein Vorwurf, der ihnen ausschließend gemacht werden könnte. Denken Sie doch nur an die Streitigkeiten der

Physiker und Mediziner in ältern und neuern Zeiten; an das phlogistische und antiphlogistische System mit ihren Unter- und Zwischenarten, an das brownische System mit seinen totalen oder parzialen Vertheidigern und Widersachern. Und haben sich nicht die Theologen selbst, auch ohne Einmischung der Philosophie in ihre Wissenschaft, lange und heftig genug gestritten? Streiten sie sich nicht noch über eine Menge von Dingen, mit denen die Philosophie gar nichts zu thun hat? Sind nicht Katholiken und Protestanten in ganz positiven Lehren ihrer Kirchen, worüber beide Parteien nur die Bibel als kompetenten Richter gelten lassen, bis auf den heutigen Tag uneinig, und werden sie es nicht vielleicht ewig bleiben? Oder ist etwan auch daran die Philosophie Schuld, daß die Protestanten sich von der katholischen Kirche trennten, und nun nicht wieder in den Schooß derselben zurückkehren wollen? Dieß geben wenigstens die Eiferer von jener Partei vor, so wie Sie, mein Herr, den Unglauben in unsrer Kirche von der Philosophie ableiten, und S. 98 mit dürren Worten sagen, es sei besser ein Katholik zu sein, als den Grundsatz von der Perfektibilität anzunehmen. Indessen sei von allen Freunden des Wahren und Guten der Philosophie ewiger Dank gebracht, daß Sie durch dasjenige, worüber alle ihre echten Verehrer einig sind, und wovor der blinde Glaube und der auf ihn gegründete geistliche Despotismus so sehr zittert, uns befreiet hat und noch befreiet von den Ketten der Finsterniß, des Aberglaubens und der Unsittlichkeit, womit jenes Ungeheuer so viele tausend Christen gefangen hielt und zum Theil noch hält!

Doch die neueste Philosophie scheint es vorzüglich zu sein, gegen welche Sie so sehr von heiligem Eifer entbrannt sind. Aber warum denn gerade diese? Etwa, weil Unglaube und Sittenverderbniß erst seit Kant's Kritik der reinen Vernunft das Menschengeschlecht heimgesucht haben? Sind denn aber nicht Atheismus und Naturalismus, Immoralität und Irreligiosität in der Welt gewesen, ehe man

die Vernunft kritisirt, und die Spekulazion in ihre wahren Gränzen zurückzuführen, die mannigfaltigen Anlagen und Vermögen des Gemüths in ihrer ursprünglichen Form zu erforschen gesucht hat? Warum wollen Sie denn der kantischen Philosophie als eigenthümlich aufbürden, was, wenn es je auf Rechnung der Philosophie überhaupt gesetzt werden dürfte, allen Philosophien gemeinschaftlich zukäme? Oder misfällt Ihnen jene Philosophie etwa bloß darum, weil sie eben die neueste ist? Aber wissen Sie denn nicht, daß man es immer mit allen neuen philosophischen Systemen eben so gemacht hat, wie Sie es mit dem kantischen machen? Sie loben sich S. 60 den Leibnitz, und ziehen ihn Hrn. Kant weit vor. Der Erste, meinen Sie, habe durch seine Theodizée manchen Zweifel gegen Gottes Regierung bekämpfen helfen, und seinen Schülern Liebe zu nützlichen Studien, als Mathesis und Naturkunde, eingeflößt. Ich habe keinen solchen Maßstab, als Sie, die Geistesfähigkeiten und Verdienste beider großen Männer zu würdigen, und genau zu bestimmen, welcher der Größere sei. Ich schätze den baronisirten Weltphilosophen wie den schlichten königsbergischen Professor, und glaube, daß der Letztere, wenn er auch keinen Infinitesimalkalkul erfunden hat, dennoch kein schlechterer Naturforscher und Mathematiker, als der Erstere sei. Doch dieß bei Seite gestellt, so frag' ich Sie nur, ob Ihnen denn ganz unbekannt ist, daß auch Leibnitz und der ihm folgende Wolf zu ihrer Zeit verketzert, Atheisten, Naturalisten, Ungläubige u. s. w. gescholten wurden; daß insonderheit die leibnitzische Theodizée vielen und harten Widerspruch fand, und daß seine und seines Nachfolgers ganze Philosophie überhaupt als eine für Religion, gute Sitten und Staat höchst gefährliche Neuerung verschrien wurde. Und wollen Sie ein Urtheil über Leibnitz und das von ihm empfohlne Studium der Natur lesen, ein Urtheil, welches noch neuerlich von einem Manne, der sich auch sehr rechtgläubig zu sein dünkt, gefällt worden: so lesen Sie des Hrn. Prof. Jung in Marburg unter dem Namen Heinrich Stilling

herausgegebnes Heimweh, von welchem dickleibigen Buche bereits 3 Bände erschienen sind und, so Gott will, noch ein vierter das Licht der Welt erblicken wird. Da werden Sie unter den Feinden des Reiches Gottes auch eine gewisse Frau von Traun (Natur) aufgestellt finden, deren Hauptsitz Bilenitz (Leibnitz) sein soll. Leibnitz war es also, der die Naturwissenschaft beförderte, um der Religion Abbruch zu thun; er war, nach Ihrer Art sich auszudrücken, der gefährlichste Feind des Evangeliums und des Kreuzes Christi. Was sagen Sie nun dazu? »Hr. Stilling urtheilt nicht richtig »von dem Hrn. von Leibnitz.« Aber ich sage, daß Sie ebenfalls nicht richtig von Hrn. Kant und seiner Philosophie urtheilen; ja, was noch schlimmer ist, daß Sie urtheilen, ohne die letztere nur im Geringsten zu kennen. Denn ich bin fest überzeugt, und getraue mir allenfalls jede Wette darauf einzugehn, oder ein juramentum de credulitate abzulegen, daß Sie sich nie die Mühe genommen haben, eine Schrift von Kant in die Hände zu nehmen und aufmerksam durchzulesen. Nicht einmal bei seiner philosophischen Religionslehre haben Sie dieß gethan, auf welche doch Ihre Angriffe vorzüglich gerichtet sind. Man darf nur flüchtig Ihre Schrift durchlaufen, um augenblicklich einzusehn, daß Sie alles, was Sie von und über »Hrn. Kant« sagen, einzig und allein dem »Hrn. Demarées« nachsagen und nachschreiben. Denn Sie haben dessen gar kein Hehl, sondern berufen sich überall auf ihn, als auf Ihr Orakel, und zitiren Stellen aus Hrn. Demarées Büchern, wenn Sie etwas anführen wollen, was Hr. Kant gesagt haben soll, z. B. S. 101. Nun verdient Hr. Demarées insofern allerdings Achtung und Duldung selbst von Seiten seiner Gegner, als er aus eigner Ansicht spricht, und kein billig denkender Gegner ihm das Recht streitig machen wird, sein Urtheil über die kantische Philosophie dem Publikum unverhohlen und freimüthig vorzulegen. Sie dagegen, mein guter Herr, trauen dem Urtheile dieses Mannes ganz blind, so wenig Sie auch das Ansehn einer blinden Anhänglichkeit an irgend eine Autorität haben

wollen. Daß Sie aber in der That Kant's philosophische Grundsätze misverstehen, und sich bloß an einigen Terminologien desselben stoßen, die Sie bei Hrn. Demarées gelesen haben, beweisen alle die Stellen Ihrer Zuschrift, wo Sie auf dergleichen Ausdrücke anspielen und falsche Konsequenzen daraus ableiten, um die Freunde jener Philosophie bei Andern verhasst zu machen. Ich will nur als Beleg die einzige Stelle S. 42 (mit der man noch S. 54. 73. 100 u. a. m. vergleichen kann) anführen, wo Sie von der »Finsterniß der postulirenden und gesetzgebenden »Vernunft« reden. Schon aus diesen paar Worten sieht man klar ein, was ich vorhin behauptete. Eine geringe Bekanntschaft mit den Grundsätzen der kritischen Philosophie würde Sie belehrt haben, daß es eigentlich heißen müsste: Finsterniß der gesetzgebenden und postulirenden Vernunft, weil nach Kant's Theorie die Postulate der Vernunft erst aus ihrer Gesetzgebung entspringen und derselben folgen. Aber noch mehr; Sie fahren sogleich fort: »Diese Lehren« — nämlich, daß die Vernunft Gesetze giebt und postulirt — »kann keine Vernunft billigen, weil ja offenbar ist, daß der »Atheist selbst keine Gottheit postuliren wird, und lacht, »wenn andere postuliren, weil sie ihm das, was dunkel ist, »durch noch größere Dunkelheit helle und klar machen wol»len. So kann auch keines Menschen Vernunft mehr, als »Gottes Gesetze einsehen, aber Gesetze geben kann nur Gott; »wir können weder uns, noch ihm, Gesetze vorschreiben, weil »wir die Vernunft von Gott erhalten mit ihrer Einschrän»kung. Solche Reden sind unehrerbietig gegen »Gott, man erkläre sie wie man will.« Nun freilich, wenn das Letztere der Fall ist, so wär' es vergebliche Mühe, Ihnen diese Ausdrücke erklären, und dadurch Ihre Meinung von der kantischen Philosophie umstimmen zu wollen. Indessen um andrer Leser willen, welche billiger als Sie denken, und auf welche man das bekannte: Ars non habet osorem, nisi ignorantem, in diesem Falle nicht anwenden kann, erlauben Sie mir nur Folgendes zu sagen.

a) Wenn Kant die Ueberzeugung vom Dasein Gottes ein Postulat der Vernunft nennt, so heißt dieß nicht, das Dasein Gottes auf gut Glück, nach Gutdünken und Willkür annehmen, wie Sie glauben, indem Sie S. 54 sagen, »ein »Nazionalgott sei ein Götze, den sich eine Nazion gemacht »oder postulirt habe;« sondern es will so viel sagen: Weil die Vernunft von dem Wesen der Gottheit keine objektive Erkenntniß hat, wie etwa von der Beschaffenheit eines Thieres und einer Pflanze, oder von der Natur eines Vernunftschlusses und eines Triangels: so kann sie auch das Dasein Gottes nicht demonstriren, d. h. sie weiß nicht aus objektiv zureichenden Gründen, daß ein Gott sei; sondern sie kann es bloß postuliren, d. h. sie glaubt es um subjektiv zureichender Gründe willen. Welches diese subjektiven Gründe seien, und ob sie wirklich zureichen, eine vollständige, gewisse Ueberzeugung hervorzubringen, liegt außer den Gränzen gegenwärtiger Untersuchung. Es ist auch gar nicht meine Absicht, die Art, wie Kant das Dasein Gottes zu begründen sucht, Allen als einzig gültig anzuempfehlen. Vielmehr überlass' ich es gern der anderweiten Denkart und dem Gewissen eines Jeden, unter den verschiednen Gründen für das Dasein Gottes, welche theils der gemeine Menschenverstand und die ihm zur Hand gehende Offenbarung, theils die philosophirende Vernunft aufgestellt haben, den oder diejenigen für sich auszuwählen, welche für ihn selbst die meiste Kraft und Klarheit haben. Genug, daß aus der obigen Erklärung so viel erhellet, daß Sie das Wort postuliren wirklich misverstehen, und von demselben eine unpassende Anwendung machen, wenn Sie sagen, daß man auch einen Götzen postuliren könne, und daß dieß eben so viel sei, als sich einen Götzen machen. Kant sucht die Gründe für das Dasein Gottes in den praktischen Anlagen der menschlichen Natur auf, folglich in solchen Bestimmungen des Menschen, welche urspünglich, allgemein und nothwendig sind. Die Gründe hingegen, warum eine Nazion oder ein einzeler Mensch sich einen Götzen macht, liegen bloß in

gewissen empirischen, parzialen oder individualen, und zufälligen Bestimmungen. Jener Glaube ist ein Kommunglaube, dieser ein bloßer Privatglaube. Nun frag' ich jeden, der nur einigermaßen denken und unterscheiden gelernt hat, ob dieß nicht zwei himmelweit verschiedne Dinge seien, das Dasein Gottes postuliren, und sich einen Götzen machen? Dort wird der richtige und einzig gültige Begriff von der Gottheit, als einem vernünftigen und moralischen Wesen, welches durch seine Vernunft und seinen Willen Urheber der Welt ist, schon vorausgesetzt, und bloß gefragt, wie man sich von der Realität dieses Begriffes probehältig überzeugen könne. Hier ist schon der Begriff, den man sich von einem Götzen macht, erdichtet, und es wird überall nicht nach Gründen gefragt, warum man ein solches erdichtetes Wesen annehme und verehre.

b) Wenn Kant ferner sagt, die Vernunft gebe sich selbst und andern vernünftigen Wesen ein Gesetz: so heißt dieß wieder nicht, sie entwerfe eine beliebige Vorschrift, dergleichen oft von menschlichen Gesetzgebern ausgehn, sondern sie stelle eine Regel auf, nach welcher der Mensch vermöge der praktischen Anlagen seiner Natur handeln solle, um sittlich gut zu handeln. Da nun diese Anlagen ursprünglich, allgemein und nothwendig sind, so muß nach jenem Gesetze jeder Mensch und jedes vernünftige Wesen überhaupt als ein solches handeln. Es ist ein allgemeingültiges Gesetz. Und da ferner Gott als Schöpfer des Weltalls auch Schöpfer des Menschen ist, so nennt ihn Kant ausdrücklich auch den höchsten Gesetzgeber, und erkennt also seine Unterwürfigkeit unter die Gottheit ohne Widerrede an. Er meint aber zugleich, daß man sich die Handlungsweise der Gottheit, wenn sie selbst ein vernünftiges moralisches Wesen sein soll, nicht anders als nach jenem Gesetze denken könne, und nennt eben darum die Gottheit ein heiliges Wesen. Oder glauben Sie etwa, daß die Gottheit nach bloßer Willkür handle — gleich einem eigensinnigen Herrscher, dessen Maxime heißt: Stat pro ratione voluntas — und daß da-

her, wenn sie wollte, auch das Stehlen, Morden, Ehebrechen von den Menschen nicht bloß als etwas Erlaubtes, sondern sogar als etwas Gutes und Lobenswürdiges angesehn werden müsste? — Ich gestehe, daß ich mir, ohne den ganzen Begriff von der Gottheit zu vernichten, eine solche Gottheit gar nicht denken kann, und daß, wenn von Gotteslästerung bei philosophischen Untersuchungen einmal die Rede sein soll, die Frage, ob Gott nicht jene Laster durch seinen Willen zu Tugenden umwandeln könne, für eine größere Gotteslästerung gehalten werden müsste, als jene abgeschmackte, wiewohl bloß spekulative, Frage eines ehemaligen Professor's in Ingolstadt, ob Gott bellen könne, wie ein Hund? Die meisten Philosophen haben ja von jeher behauptet, die sittlichen Vorschriften seien ewige Gesetze; haben behauptet, daß sie die Vernunft aus sich selbst schöpfe. Diese Behauptung hat keinen andern Sinn, als die kantische, wenn er die Vernunft gesetzgebend nennt. Wie können Sie nun dieses eine gegen die Gottheit unehrerbietige, gotteslästerliche Behauptung nennen? Doch, wer die Schriften des königsbergischen Weltweisen nur flüchtig überlesen hat, der kennt die tiefe Ehrerbietung dieses Philosophen gegen die Gottheit, sein reines moralisches Gefühl, seinen innigen religiosen Sinn zu gut, als daß ich noch ein Wort zu seiner Vertheidigung gegen Ihre ungegründeten Anklagen verlieren sollte.

Ich brauche daher auch nichts weiter über dasjenige zu sagen, was Sie gegen die kantische Moralphilosophie und Moraltheologie überhaupt vorbringen, und besonders über den Umstand bemerken, daß die philosophirende Vernunft immer so verderbt gewesen sei, sich hauptsächlich mit der Moral zu beschäftigen. Es ist dieß nicht einmal wahr. Denn Sokrates wird von Allen ausdrücklich deswegen gepriesen, daß er, der Erste, die Philosophie aus dem unergründlichen Gebiete der Spekulazion in das fruchtbare Feld des praktischen Lebens geführt habe. Ich müsste auch ein ganzes Buch schreiben, wenn ich Ihnen das Seichte, das Anmaßende und Entehrende, welches in jener Bemerkung

liegt, zeigen wollte, und würde Sie am Ende doch nicht überzeugen.

Ebenso übergeh' ich auch dasjenige mit Stillschweigen, was Sie über den Einfluß der Philosophie und selbst der kritischen — die, wie Jedermann weiß, bis jetzt kaum dem Namen nach in Frankreich bekannt ist — auf die französische Revoluzion S. 8. 9. 124. 102. u. a. m. O. sagen. Bloß um die Tendenz dieser Aeußerungen dem unparteiischen Leser an's Herz zu legen, will ich die letzte Stelle wörtlich hersetzen. Hier lässt sich nämlich Alethophilus also vernehmen: »Ich vermuthe, daß unsere Fürsten wegen der französischen »Händel ihre Aufmerksamkeit auf die philosophischen Schriften noch nicht gewandt; sonst fürchte ich« — nach anderen Aeußerungen sollt' es eigentlich heißen, hoffe, wünsche, fodere ich — »sie würden die Träume von Herrschaft der Vernunft, unter welcher Philosophen sich meinen, oder, welches »eben so viel ist, von einem Reiche Gottes, wozu Hr. Kant »den Grund gelegt, von Furchtbarkeit jedes einzelnen Vernunftmannes, und von der großen Macht ihrer geheimen »Verbindung — bald vertreiben.« Ich werde aber von dieser Tendenz Ihrer gehässigen Insinuazionen noch einmal weiter unten zu sprechen Gelegenheit haben, wo die Sache mich selbst näher angeht.

Für jetzt bemerk' ich nur noch, daß bei Ihren Ausfällen auf die Philosophen und das Perfektibilitätsprinzip auch die Herren Pädagogen einen derben Wischer bekommen. So sagen Sie S. 46, »ich wollte auch den Pädagogen gefallen, weil diese ebenfalls den Zweck hätten, Philosophie »an die Stelle der Bibel zu setzen,« und S. 56 sprechen Sie von »der Pädagogen Thorheit, welche durch erweislich falsche Ober- und Untersätze die Perfektibilität der heiligen »Schrift beweisen wollen.« Gott gebe, daß dieser Undank gegen die Bemühungen unsrer neuern Erzieher Ihnen nicht auf eine für Ihr Vaterherz, wenn Sie Vater sind, zu empfindliche Weise vergolten werde!

So bekommen auch die Herren Rezensenten hin

und wieder (z. B. S. 68) als ungerechte, parteiische Richter einen Streich. Ob nun gleich Niemand alle Rezensenten, so wenig als alle Pädagogen, gegen alle Vorwürfe, die ihnen gemacht worden sind, in Schutz nehmen wird: so weiß man doch schon, daß, wenn die Schriftsteller voraus auf die Rezensenten schimpfen, dieß ein Zeichen eines bösen Gewissens ist; so wie einige Menschen ein gewisses Jucken und Reißen in den äußersten Gliedern fühlen, wenn schlechtes Wetter werden will, oder andre vermöge einer unerklärbaren Idiosynkrasie eine besondre Art von Aengstlichkeit empfinden, wenn ein Ungewitter aufsteigt. Ich kann Ihnen auch wirklich, ohne mich eines prophetischen Geistes zu rühmen, voraus die schriftliche Versicherung geben, daß die Rezensenten, wenn sie auch in der Sache selbst Ihren Behauptungen beipflichten sollten — woran es bei der sehr heilsamen Verschiedenheit der Denkungsart unsrer gelehrten Tribunale, um der Einseitigkeit im Urtheile vorzubeugen, nicht fehlen kann — dennoch mit der Art und Weise, wie Sie Ihre Behauptungen vortragen, und mit Ihrer unduldsamen Härte im Urtheile höchst unzufrieden sein werden.

Aus jener Unruhe eines bösen Gewissens mag es wohl auch zu erklären sein, daß Sie sich S. 126 über die Intoleranz der anders, als Sie, Denkenden höchlich beschweren, und meinen, sie wollten die Wahrheit schlechterdings nicht sagen lassen, auch nicht verstatten, daß man fremde Trugschlüsse aufdecke; daher denn, wie Sie mit einem ganz artigen, aber wieder von Hrn. Demarées erborgten, Witze sagen, »mancher Kindermord im Reiche der Wahrheit be»gangen werde.« Wie Sie und Ihre Herren Kollegen doch so geschickt den Spieß umzudrehen wissen! Ich gebe Ihnen gern zu, daß die so genannten Heterodoxen und Neologen oft sehr unsanft und hart mit Ihrer Partei verfahren sind. Aber wenn man Intoleranz und Intoleranz von beiden Seiten auf eine unparteiische Wagschale legen, und untersuchen wollte, wer sie zuerst auf die Bahn gebracht, und durch sein vorhergehendes Betragen am meisten verschuldet habe —

dann weiß ich nicht, auf welcher Seite die Schale steigen oder sinken möchte. Zudem wär' es auch wohl kein großer Schade für die gelehrte Welt, wenn dergleichen Geisteskinder, wie das Ihrige, zur Ehre der menschlichen Vernunft und des menschlichen Herzens gleich in der Geburt erstickt werden könnten. Doch der Herr sagt, lasset das Unkraut neben dem Weizen aufgehen, bis der Tag der Ernte kommt! Also hab' ich auch nichts dawider, wenn Sie noch mehr solche Kinder der gelehrten Welt produziren wollen; was sehr wahrscheinlich ist, da Sie nun einmal die Süßigkeit der Autorschaft geschmeckt haben, es wäre denn, daß Ihnen diese Süßigkeit durch die schlechte Aufnahme des erstgebornen Kindes in der gelehrten Welt zu sehr verbittert worden wäre. Sollten Sie sich indessen davon nicht abschrecken lassen, so leg' ich Ihnen nur noch erstens die Bitte an's Herz, mich mit Ihren Zuschriften gütigst zu verschonen, weil meine Zeit zu einem so undankbaren Briefwechsel viel zu beschränkt ist, und gebe Ihnen zweitens den freundschaftlichen Rath, in Zukunft doch ein wenig bescheidner zu sein, und sich nicht (wie Sie S. 69 gethan haben) unmittelbar zwischen so große Männer zu stellen, als wenn Sie eine kostbare Perle wären, die in das beste Gold gefasst werden müsste. Denn da schreiben Sie von mir, wie folget: »Sie thun D. Luthero, »Uns« — Alethophilo und Konsorten — »und den heiligen Aposteln groß Unrecht.« So muß man sich nicht selbst vor aller Welt bei Lebzeiten kanonisiren; und ich weiß nicht, ob Sie dem guten Luther und den heiligen Aposteln nicht durch jene bloße Zusammenstellung ein noch größeres Unrecht zufügen, als ich denselben zugefügt haben soll. Jedoch Sie thun auch mir viel Ehre an. Denn außerdem, daß Sie den Hrn. Adjunkt und den Hrn. Kant immer zusammenstellen, so vergleichen Sie auch einmal S. 67 meine Wenigkeit mit der Majestät Alexander's des Großen, der über die Gränzen des Erdbodens, wie ich über die Gränzen der Bibel, geklagt habe. Indessen verbitt' ich diese Ehre von ganzem Herzen und behaupte, daß Sie dieß nicht hätten thun sollen. Denn ob-

gleich jene Parallelisirungen nach Ihrem Sinne nicht sonderlich gut gemeint sind, so könnten Sie mich doch nach der Denkungsart, welche Sie mir durchgängig beilegen, dadurch leicht noch stolzer und anmaßender machen; was Sie, da Sie nach Nr. 1 meiner Zuschrift den Unterschied zwischen wirkenden und veranlassenden Ursachen nicht zu kennen scheinen und gleichwohl nach S. 5 der Ihrigen wegen Ihrer über alle Zweifel erhabnen Glaubensgewissheit die strengste Gewissenhaftigkeit besitzen, sich nothwendig zum Gewissen machen müssten.

Ich komme jetzt zu einer neuen Klasse von Anklagen und Vorwürfen, den wichtigsten unter allen, um welcher willen ich auch allein mich gemüßigt gesehen habe, auf Ihre Zuschrift öffentlich zu antworten. Denn hätten Sie dem Publikum weiter nichts gesagt, als daß ich ein unwissender junger Mensch sei, der durch ein vorschnelles, unreifes Urtheil über die geoffenbarte Religion der Christenheit ein Aergerniß gegeben und die Religion selbst in Gefahr gesetzt habe, so daß Sie durch Ihre Schrift bloß dem Aergernisse wehren und der Gefahr vorbeugen wollten: so würd' ich stillgeschwiegen, und meine Rechtfertigung nicht selbst und nicht auf diese Art übernommen haben. Allein da Sie mir sogar den Namen und die Rechte eines Christen streitig machen, da Sie mir die feindseligsten Absichten gegen das Christenthum beilegen, da Sie selbst meinen Lebenswandel durch Thatsachen als einen gottesvergessenen und unehrbaren darstellen wollen: so konnte und durfte ich nicht schweigen, wenn ich nicht auf jede Art der öffentlichen Wirksamkeit, welche durch Vertrauen bedingt ist, verzichten wollte. Hier ist also meine Rechtfertigung. Sie suchen demnach

12) zu beweisen, daß ich durch meine Briefe mich völlig vom Christenthume losgesagt habe, und fernerhin auf den Namen und die Rechte eines Christen keine Ansprüche machen könne und dürfe. Diese Anklage ist so hart, so grausam, daß vielleicht diejenigen, welche Ihre Zuschrift nicht gelesen haben, zweifeln möchten, ob Sie mich dessen wirklich

beschuldigt, und ob ich nicht bloß mittels einer Konsequenzmacherei aus dem vielleicht nicht so bös gemeinten Titel eines Naturalisten jene Anklage selbst erdichtet habe. Hier sind also Ihre eignen Worte. S. 10 sagen Sie, Sie könnten nicht einsehen, »wie man bei solchen Meinungen, als »ich hegte, ein Christ sein könnte.« Nach S. 33 soll Jeder, der meine Schrift billigt, »aufhören ein Christ zu sein, und »nicht verlangen können, daß man ihn noch für einen Chri»sten halte.« S. 65 geben Sie mir zweimal hinter einander mit dürren Worten »den Abfall von der christlichen Religion« Schuld. S. 97 nennen Sie mich gar »unverschämt, wenn ich »noch ein Christ heißen wolle,« weil in meinem Werke eine offenbare »Lossagung vom christlichen Glauben« enthalten sei. Und fragt man, wohin ich mich denn nun gewandt habe, so giebt S. 70 hierüber die nöthige Belehrung, wo Sie von meinem »Abfalle zu der neuen Religion des Hrn. Kant« sprechen. Insonderheit wollen Sie mir den Namen eines protestantischen Christen streitig machen, indem Sie S. 33 sagen, daß, wenn ich die Idee von der fortschreitenden Vervollkommnung des Christenthums dem Protestantismus angemessen finde, »die Reformatores von mir mit der »unerweislichsten Lästerung geschändet würden, und daß dieselben von mir nicht anders, ja noch weit schlimmer, als von »Serveto urtheilen müssten.« Absit omen! Denn ich kann nicht bergen, daß ich bei dieser Aeußerung Ihres liebevollen Herzens meine Kleider anroch, um zu untersuchen, ob sie noch unversehrt von den Flammen seien, oder (da man bei der immer größer werdenden Theurung des Holzes und bei den vielen Projekten zur Ersparung desselben die Ketzer jetzt wohl schwerlich verbrennen möchte) wenigstens nach meinem Kopfe griff, um zu sehen, ob er noch fest sitze. Die Anklage ist demnach von großer Wichtigkeit, nicht bloß für mich, sondern auch nach S. 33 für alle die, welche etwa meine Schrift gebilligt haben oder noch billigen könnten. Ich werde daher bei der Beantwortung etwas ausführlich sein müssen *).

*) Da man neuerlich auch die Razionalisten von der christlichen Kirche

Zuerst seh' ich nicht ein, wie man einem jungen Manne, der über die geoffenbarte Religion nachzudenken angefangen hat, und die Ergebnisse seines Nachdenkens dem gelehrten christlichen Publikum vorlegt, um die Meinung desselben darüber zu vernehmen, deshalb den Namen eines Christen absprechen könne. Ich habe ja am Schlusse der Vorrede zu meinen Briefen ausdrücklich erklärt, daß ich die ganze Idee von der Perfektibilitat des Christenthums, und alle übrigen Behauptungen, welche damit zusammenhangen, recht gern wollte fahren lassen, wenn sie als falsch befunden würden, und daß ich mich dann freuen würde, zur Ausrottung eines Irrthums Veranlassung gegeben zu haben, der in seinen Folgen so wichtig ist, und der bis dahin gleichsam nur im Stillen um sich griff.

Gesetzt nun aber, es behalte Jemand diesen Irrthum bei, so glaub' ich dennoch, daß er darum noch nicht aufhöre, ein Christ zu sein. Er unterscheidet sich nur von den übrigen Christen in seiner Vorstellungsart von dem Zwecke der Offenbarung durch Christum und dessen Schüler. Kein wesentlicher Grundbegriff und Grundsatz des Christenthums wird dadurch umgestoßen. Ich sage ausdrücklich im achten meiner Briefe: »Ein fester Grund in der »Religion bleibt auch bei Voraussetzung ihrer Perfektibilität »immer stehen« — und weiterhin: »Es wird damit keineswegs behauptet, daß es überhaupt in der Religion nichts »Absolutes und Feststehendes gebe« — und gleich nachher: »Es kann und soll demnach, wie der Apostel Paulus mit Recht »sagt, Niemand einen andern Grund legen, als der gelegt ist, »welcher ist Jesus Christus; d. h. es soll Niemand »auftreten, und eine neue Offenbarung vorgeben, um jene »ältere über den Haufen zu werfen, eine neue Lehre zu predigen, neue Zerimonien als göttliche Statuten einzuführen.

---

hat ausschließen wollen: so dürfte das Folgende auch in dieser Beziehung noch immer zeitgemäß sein. Denn Perfektibilismus und Razionalismus sind im Grunde völlig einerlei.

»Jesus hat uns bereits eine Lehre gegeben, in der die Ver»nunft Hülfsmittel und Antriebe genug findet, ihre höchsten »Bedürfnisse zu befriedigen, und auf dem durch jene gebahn»ten Wege der Erkenntniß immer weiter zu gehn. Jesus »ist der Anfänger und Vollender unsers Glaubens, indem er »Alles gethan hat, was nach den Absichten Gottes bei seiner »Sendung nöthig war.« Vergleichen Sie nun damit, was Hr. D. Nösselt — ein Mann, der seit vielen Jahren auf einer berühmten protestantischen Universität als öffentlicher Lehrer der Theologie angestellt ist, der dieses Amt mit so vielem Ruhme und zur Zufriedenheit aller Parteien verwaltet hat, zu dem die preußische Regierung sogar das Zutrauen hatte, ihm die Ausfertigung eines Lehrbuchs des christlich-protestantischen Glaubens zu übertragen, über welches in den ganzen preußischen Staaten die künftig anzustellenden Lehrer der Religion den gelehrten Unterricht in derselben empfangen sollten, der aber diesen ehrenvollen Auftrag bloß vermöge seiner bekannten Bescheidenheit ablehnte, ein Mann endlich, der selbst eine Vertheidigung des Christenthums geschrieben hat — vergleichen Sie, sag' ich, was dieser Mann in seiner vortrefflichen Anweisung zur Bildung angehender Theologen (B. 2. S. 226 und 227 nach der 2. Ausgabe) in dieser Rücksicht sagt. Vielleicht haben Sie oder andre Leser nicht sogleich das Werk bei der Hand; ich will also den ganzen §. 155 mit einigen unwesentlichen Abkürzungen hersetzen:

»Wenn man von dem ganzen Lehrvortrage der heiligen »Schrift 1) alles das absondert, was entweder bloßes Bild, »oder aus Herablassung zu den besondern Lesern oder Zu»hörern, und nach den ihnen geläufigen Vorstellungen »und Ausdrücken, gesagt ist; wenn man 2) das bei Seite »oder zur gelehrten Untersuchung« — wozu auch die Perfektibilität gehört — »aussetzt, was die heilige Schrift »selbst nicht näher angegeben und bestimmt hat; und wenn »man 3) gefunden hat, daß viele Ausdrücke in der That »nur einerlei Begriff und Sache bezeichnen: so gelangen

»wir theils zu gewissen Hauptbegriffen, theils zu ge-
»wissen Hauptsätzen, die aus solchen Begriffen beste-
»hen, welche das ganze in der heiligen Schrift angegebne
»Verhältniß zwischen Gott und uns, d. i. unser Elend
»und Verderben, die Anstalten Gottes zu unsrem Besten,
»unsre daraus entstehende Pflichten und Erwartungen im
»Ganzen vorlegen. Diese Begriffe und Sätze sind das
»eigentliche Christenthum, als Lehre genommen,
»und wer diese für wahr annimmt, der ist (seiner Erkennt-
»niß oder der Lehre nach) ein Christ, so sehr seine
»Vorstellungen von dem Uebrigen auch von den
»Meinungen Andrer abgehen mögen.«

Wie können Sie also behaupten, daß man bei Annahme, oder, wie dieß bei mir der Fall ist, nur bei Aufstellung des Perfektibilitätsprinzips zur weitern Prüfung kein Christ sein und heißen könne? — Indessen führen Sie Ihren Klagepunkt weiter aus, und suchen ihn hin und wieder durch anderweite Gründe zu unterstützen. Es wäre freilich gut gewesen, wenn Sie dieß an einem bestimmten Orte und in einem ordentlichen Zusammenhange gethan hätten. Allein es hat Ihnen dieß nun einmal nicht gefallen; Ihr ganzes Buch ist ein verworrener Galimatias von wiederholten Schmähungen und Anklagen — ein Verfahren, das mit den Regeln meiner Logik auch nicht recht zusammenstimmen will. Ich will mir jedoch die Mühe geben, Alles aus Ihrer Schrift zusammenzusuchen und zusammenzustellen, was Sie sich als Beweis Ihrer obigen Anklage gedacht haben mögen, damit Jedermann urtheilen könne, was und wie Sie bewiesen haben.

a) Sie sagen S. 116: »Niemand kann ein Christ heißen, »als welcher die übernatürliche und unmittelbare Offenbarung annimmt zur Regel seines Glaubens und Lebens.« Aber, wie dürfen Sie es wagen, Ihre Vorstellungsart über das Faktum der Offenbarung, um es nach seinen innern Gründen zu erklären, zur Richtschnur für alle Christen, und sogar zur Norm der Beurtheilung, ob Jemand ein Christ

sei, zu machen? Ich habe ja in den Briefen selbst mit deutlichen Belegen aus den Schriften sehr verehrter protestantischer Theologen erwiesen, daß diese sich eine andre Vorstellungsart davon machen, und Niemand hat es bis jetzt gewagt, ihnen den Christennamen streitig zu machen. So hab' ich am Ende des 6. Briefes aus Döderlein's Dogmatik folgende Stelle angeführt: »Caeterum observare liceat, »plurima, quae quis a scriptore sacro, ingenuo ac fide »digno veritatis interprete, juste ac caute requisiverit, »propriis eorum viribus, paratis ad negotium tam gra»ve tamque arduum, per numinis providentiam re»rumque usum facile potuisse praestari. Numinis cu»ra evenit, ut his viris in hoc negotio occasiones et »adminicula praesto essent, quorum usu mirifice adju»varentur ad detegendam veritatem, ad decutiendum »veteris erroris ac superstitionis jugum, ad enuclean»dam luculentius doctrinam, ad excogitandum id, quod »aptum, utile, futuris quoque ecclesiis acceptum foret.« Hiebei sind noch zwei andre Stellen aus Morus's und Griesbach's Schriften angeführt, in welchen eben dieses gesagt wird. Würden nicht diese Männer, denen Sie durch Ihre Behauptung den Christennamen streitig machen, wenn sie von Ihrem Verdammungsurtheile im Schoße der Ewigkeit Nachricht erhalten sollten, mit herzlichem Mitleid über Ihre Verwegenheit lächeln?

b) Sie sagen ferner S. 97, ich hätte »das Symbolum »apostolicum zu den Lügen gerechnet,« nennen dieß sogar eine »Gotteslästerung,« und schließen eben daraus meine gänzliche »Lossagung vom christlichen Glauben.« Ich kann Ihnen nicht bergen, daß ich bei dieser Stelle Ihres Sendschreibens vor Unwillen entbrannte. Es ist in der That die allerunverschämteste Lüge, die Sie nur ersinnen konnten; woraus sich Ihre liebreichen Absichten nur allzudeutlich entwickeln. Ich will Ihnen jedoch mit möglichster Gelassenheit antworten. Ich hatte am Ende des 5. Briefes unter andern Fabeln aus der Kirchengeschichte auch die angeführt, daß

das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß von allen Aposteln zusammengenommen wäre verfertigt worden, daß jeder einen Theil davon ausgearbeitet, und dann wieder über das Ganze sein Gutachten ertheilt habe. Jene von allen unparteiischen Historikern und von Ihnen selbst als fabelhaft zugestandne Erzählung hatt' ich den Behauptungen von der Vollendung des neutestamentlichen Kanons durch den Apostel Johannes, von der in stetigem Zusammenhange fortgehenden Ueberlieferung der Glaubenswahrheiten, von dem untrüglichen Ansehn der Kirchenversammlungen und des Papstes, als oberstes Glaubensrichters — diesen Behauptungen also, durch welche die katholische Kirche ihr System zu rechtfertigen suchte und größtentheils noch sucht, hatt' ich jene Erzählung zur Seite gestellt und gesagt, daß beide mit der Voraussetzung einer absoluten Vollkommenheit der geoffenbarten Religion sehr wohl zusammenstimmten. Nun setzt' ich hinzu: »Die Lüge sei viel konsequenter gewesen, als die Wahrheit,« d. h. (wenn Sie anders noch im Stande sind, vor lauter Feuereifer den Sinn von Worten, die gar keiner Zweideutigkeit unterworfen sind, und für uneingenommene Gemüther gar keiner Erklärung bedürfen, aufzufassen) die lügenhafte katholische Kirche sei bei solchen Behauptungen und Erzählungen ihren Grundsätzen viel getreuer geblieben, als die aufrichtigere protestantische Kirche, welche jene Behauptungen und Erzählungen als unstatthaft verwerfe, und doch die obige Voraussetzung beibehalte. Ob diese beiläufige Bemerkung richtig sei, lass' ich an seinen Ort gestellt; es thut gar nichts zur Sache, wenn sie auch falsch ist. Aber das werden Sie doch offenbar sehen, daß ich nicht einmal jene Erzählung vom Ursprunge des apostolischen Glaubensbekenntnisses eine Lüge genannt habe, ob ich gleich dieß mit vollem Rechte hätte thun können, da ja in dieser ganzen Stelle auf den Inhalt desselben nicht die mindeste Rücksicht genommen wurde; sondern indem ich nach einer bekannten Redefigur das abstractum pro concreto setzte, hab' ich bloß das päpstliche hierarchische System eine Lüge genannt. Daraus

machen Sie nun selbst die Lüge, »ich hätte das Symbolum »apostolicum (seinem Inhalte nach) zu den Lügen gerech»net.« Mich schaudert's, mit einem Manne zu thun zu haben, der die Worte seines Gegners so ganz wider alle Grundsätze der gemeinsten Auslegungskunst verdreht. Oder haben Sie dieß nicht absichtlich gethan, so kann ich mir die Entstehung eines solchen Misverstandes nicht anders begreiflich machen, als daß Sie jene Stelle meiner Briefe halb wachend halb schlafend und von lauter Ketzerei träumend gelesen haben. Von allen Ausdrücken jener Stelle schwebten nur diese beiden, Symbolum apostolicum und Lüge vor Ihren zusinkenden Augen. Plötzlich fuhren Sie wie von einem elektrischen Schlage getroffen auf, und gossen nun den giftigen Strom Ihres Feuereifers über den unschuldigen Verfasser des Buches aus, welches mit Bedacht durchzulesen Ihrem des Nachdenkens entwöhnten Geiste viel zu lästig wurde.

Und weil denn nun einmal von Lügen die Rede ist, so erlauben Sie mir, bei dieser Gelegenheit noch einer andern zu erwähnen, deren Sie mich ebenfalls beschuldigen. In derselben Stelle hatt' ich gesagt, die Abschriften der biblischen Bücher wären in den frühesten Zeiten selten gewesen — auch hätt' es viel unechte Evangelien und falsche Briefe gegeben — und daraus geschlossen, wenn die geoffenbarte Religion eine absolut vollkommene sein sollte, so hätten wenigstens die ersten Christen sie nicht in dieser Vollkommenheit gekannt, weil unsre Dogmatiker ihr System nur aus der ganzen Sammlung, sogar aus den Schriften des A. T., mühsam zusammensuchten. Darüber brechen Sie S. 95 Ihrer Zuschrift in folgende Worte gegen mich aus: »Sie Hr. A. (djuncte) »sind so erstaunlich unverschämt, daß Sie, über dieses Vor»geben von verschwundener Vollkommenheit der christlichen »Religion, von Kennern keine andre Antwort erwarten kön»nen, als diese, daß Sie der frechste Lügner sind.« Und ich erwidere Ihnen dagegen: Sie Hr. A. (lethophile) sind so erstaunlich unwissend, daß Sie, über dieses Vorgeben von einer frechen Lüge auf meiner Seite, von Kennern keine andre

Antwort erwarten können, als diese, daß Sie der erbärmlichste Schwätzer sind. Denn was die unechten Evangelien und falschen Briefe betrifft, so können Sie darüber in den Codicibus apocryphis N. T., in den historisch-kritischen Einleitungen in die Schriften des N. T., und in allen größern Werken über die christliche Kirchen- und Religionsgeschichte sattsame Belehrung finden; in Ansehung der Abschriften aber dürfen Sie sich nur, wenn Ihre Einbildungskraft noch so viel Energie hat, recht lebhaft in jene Zeiten versetzen. Freilich wenn in unsern Tagen Jemand Ihre Zuschrift an mich oder meine Antwort an Sie lesen will: so darf er nur in den nächsten besten Buchladen gehn und ein paar Groschen dem Herrn Sosius geben, um beide unverzüglich zu bekommen, weil die Exemplare davon durch die Presse vervielfältigt und durch den Handel verbreitet sind. Aber wenn zu Ende des ersten Jahrhunderts der Einwohner von Palästina den Brief Pauli an die Römer oder die Korinther oder die Epheser lesen wollte: so konnt' er sich weder an hierosolymitanische Sosier wenden, noch an Ort und Stelle eine Okularinspekzion halten. Denn wenn Sie den Cellar oder d'Anville nachschlagen wollen: so werden Sie bald begreifen, daß es von Cäsarea, wo man sich gewöhnlich einschiffte, bis Ephesus, Korinth oder Rom kein Katzensprung war. Sie sehen also, daß ich »Herz habe, Gründe und Ursachen anzuführen.« Ich bin nun begierig, mit was für »Unterrichte Sie mir hierüber dienen werden,« wie Sie sehr gütig versprechen, wenn ich jene anführen würde. Doch dieß nur ὡς εν παροδῳ. Ich kehre zu Ihren Beweisen meines Abfalls vom Christenthume zurück. Sie finden nämlich

c) auch darin einen solchen Beweis, daß ich mich selbst an der Person des Stifters desselben vergriffen habe. Dieß suchen Sie wieder durch mehre zerstreute Bemerkungen zu erhärten, die ich daher ebenfalls einzeln und in der gehörigen Ordnung aufzählen will.

α) Nach S. 103 hab' ich die »Gotteslästerung began»gen, Jesum als Lehrer der Welt für einen bloßen Men-

»schen auszugeben.« Nun dacht' ich bei Lesung dieser Stelle wiederum, Hr. Alethophilus muß doch aus übergroßer Wahrheitsliebe die Briefe über die Perfektibilität gar nicht aufmerksam gelesen haben. Denn im Anfange des 6. Briefes steht nur geschrieben, daß die höhere Natur Christi hier nicht zu erwägen sei. Aber ich irrte mich dießmal. Sie haben jene Stelle wirklich gelesen; aber was machen Sie für einen Kommentar darüber? »Sie »befürchten« — sagen Sie von mir — »wenn Sie sich offenherzig erklärten, daß das Volk« — zu dem Sie dem Charakter nach vermuthlich auch gehören, weil es bekanntermaßen auch einen gelehrten und vornehmen Pöbel giebt — »Sie könnte wie Koth auf der Straße mit Füßen treten, »aus Eifer für Jesu Ehre.« — Wahrhaftig, ein erbaulicher Eifer! Haben Sie nicht jene Stelle im N. T. gelesen, wo die Jünger Jesu aus Eifer für seine Ehre wollten Feuer vom Himmel fallen lassen, und was Ihnen Jesus da geantwortet? — »Sie suchen« — heißt es weiter — »ein Lehramt »in der Kirche. Daher begehren Sie die höhere Natur Jesu »nicht zu leugnen. Wären wir so einfältig und dächten, »Hr. A. glaubt ja die ewige Gottheit Jesu: so würden Sie »unsrer spotten, und denken, wir sollten ja wissen, daß die »Vernunft von der Gottheit des Menschen Jesu nichts wisse. »Der Bibel aber glaubten Sie gar nichts, und hätten durch »dieses Buch Ihre Ursach angeführt. Daher folgt noth»wendig, daß Sie auch nicht zwo Naturen in Christo statui»ren. Mithin ist es nichts, als Heuchelei, was Sie sagen.« Mit Fleiß hab' ich diese Stelle wörtlich abgeschrieben; sie charakterisirt ganz Ihr liebevolles, christlich gesinntes Herz. Sie maßen sich also an, ein Herzenskündiger zu sein, und wissen, daß ich bloß aus Heuchelei von einer höhern Natur Christi gesprochen habe. Da dieß nun aber eine bloße Vermuthung von Ihrer Seite ist, so setz' ich derselben von meiner Seite weiter nichts entgegen, als die aufrichtige Versicherung, daß Ihre Beschuldigung von Heuchelei völlig ungegründet ist. Wenn ich mich des Ausdrucks »höhere Na-

tur« bediente: so geschahe dieß darum, weil bei der Frage, welche dort in Untersuchung begriffen war, nichts auf die Bestimmung der höhern Natur Jesu ankam, und weil ich nicht durch eine entscheidende an jenem Orte völlig überflüssige Bestimmung Jemanden anstößig werden wollte. Ich folgte also hier dem Beispiele aller vorsichtigen und bedächtigen Schriftsteller, die ihre Grundsätze nicht durch Einmischung fremdartiger Dinge bei den Lesern verdächtig machen wollen. Die eigentliche Frage, worauf es dort ankam, war diese, ob die höhere Natur Jesu — von welcher Art sie auch sei, und wie man sich dieselbe auch vorstellen möge — bei Untersuchung des Zweckes und der Beschaffenheit seiner Lehre müsse in Erwägung gezogen werden? Dieß leugnete ich, indem ich behauptete: »Jesus habe auf Erden« — mithin als Religionslehrer und als Erlöser — gar nicht durch seine höhere Natur, sondern »nur als Mensch gewirkt.« Dieß sind meine eigentlichsten Worte in der zuletzt erwähnten Stelle. Ich suchte diese Behauptung erst durch Aussprüche der Schrift selbst zu erweisen, und nachher auch durch Berufung auf die Aussprüche »einsichtsvoller und sehr »rechtgläubiger Theologen« zu bestätigen. Ueber diesen letzteren Umstand erheben Sie nun S. 107 ein entsetzliches Geschrei. »Ich erkläre« — sagen Sie — »dieses ganze Zeug»niß geradezu für ganz falsch, erdichtet und höchst gewissen»los vor aller Welt. Retten Sie« — rufen Sie mir zu — »Ihre Ehre und nennen Sie uns das Buch und den Ort, »wo es zu finden ist: Jesus habe auf Erden gar nicht durch »seine höhere Natur gewirkt; oder: diese höhere Natur habe »nicht in jene gewirkt. Da Sie nun unfehlbar diesen Be»weis ewig schuldig bleiben werden, wenn auch Ihre unzäh»lig große Partei noch so fleißig suchen hilft: so kann ich »Ihnen indessen immer das Gewissen rügen. Bis hieher »habe ich nur bewiesen, daß jeder Ihrer Beweise auf einem »Trugschlusse und Verwirrung der Begriffe beruhe. Nun »ist's aber auch erwiesen (?) daß Sie ganz falsche Zeugnisse »schmieden, um uns zu bereden, Jesu göttliche Belehrungen

»wären nicht göttlich, sondern bloß menschlich und daher des »Irrthums fähig. Wer diesen Glauben auf dieses Zeugniß »angenommen, ist in die größte Seelengefahr gerathen. Mit»hin führen Sie durch Lügen die Christen in's Verderben.«

Ich musste in der That lächeln, als ich diese Stelle las. Andre werden es vielleicht nicht, weil Ihr Ton gar zu imposant ist. Ein Mann, sollte man denken, der mit solcher Zuversicht spricht, muß wohl seiner Sache recht gewiß sein. Ich bedauerte indessen nur, daß ich Ihnen und mir diese Gewissensrüge nicht dadurch erspart hatte, daß ich gleich in den Briefen selbst die Stellen anführte, welche ich im Sinne hatte, als ich jene Worte schrieb. Ich gestehe, daß ich darin gefehlt habe; ich setzte aber dieselben als bekannt voraus, weil ich mir nicht einbilden konnte, daß irgend ein Theolog unsrer Zeit so ganz unwissend, so gar unbelesen in den bekanntesten, geschätztesten Schriften sein sollte, um nicht selbst jene Stellen sich sogleich in das Gedächtniß rufen zu können. Indessen wird dieß Niemanden bei einem solchen Alethophilus befremden. Dieser sagt naiv: »Ich habe nicht die hieher gehörigen Schriften gele»sen (!!!) bin aber doch mit der nur zu sorgfältigen Ortho»doxia, welche kurz vor und nach dem 16hundertesten Jahre »herrschte, so bekannt, daß« u. s. w. Ihre Wahrheitsliebe geht demnach so weit, daß Sie nur die dogmatischen Schriften, welche kurz vor und nach dem J. 1600 geschrieben sind, kennen, die übrigen aber nicht lesen wollen. Da kann es nun wohl sein, daß Sie dergleichen Aeußerungen nicht gefunden haben, wiewohl, wenn man nachsuchen, und jene Schriften aufmerksamer, als Sie zu thun gewohnt sind, durchstudiren wollte — wozu ich jedoch jetzt weder Zeit noch Lust habe, so wie es auch gar nicht nöthig ist, da Ein unverdächtiges Zeugniß aus unsern Zeiten schon hinreicht — man vielleicht auch mehre Zeugnisse aus frühern Schriften finden würde. Also, mein Hr. Alethophile, schlagen Sie einmal nach, wenn anders dieses Buch in Ihrer Bibliothek zu finden ist, Morus epitome theologiae christianae, ed. 2. p. 63. Da werden Sie folgende Worte finden: »Ubi-

»vis SSa de Filii excellentia sic loquitur, ut, quae Filius habeat, ea per Patrem habeat, quae det atque »agat, ea Pater per eum det atque agat. Ipse quo»que omnia, quae habet et agit et dat, refert dicendo »et agendo ad Patris δοξαν, referrique a nobis vult »eodem, et judicando, et imitando.« Ferner p. 149: »In docendo plane se adstrinxit normae Patris sui, »proponendis his utique, quae debuerat, et sic utique, »ut debuerat: obedivit Patri suo, h. e. fecit, quod fa»cere debuit, eoque animo, qui plane suspensus fuit »e voluntate Dei, suo arbitratui nihil indulgens, et ad »omnia lubens ac promtus.« Endlich p. 172: »Ratio »vitae Jesu Christi, quam inde a natalibus ad mortem »usque vixit, nominatur in scholis conditio humilis, »seu status exinanitionis. Is status in scholis vel de»scribitur historice, partibus ejus recensendis (quas »partes appellant gradus): vel definitur dogmatice no»tione communi.« Hiemit vergleichen Sie die Note 3. p. 173, welche also lautet: »Ea aut sic exprimitur: »usus non plenus, non perfectus omnium attributo»rum divinorum Christi: aut sic: abstinentia ab usu »divinitatis et susceptio humanae conditionis atque »aerumnarum,« wobei noch ein Zitat aus Heilmann's Dogmatik steht. Dieß sind also die ganz falschen, erdichteten, höchst gewissenlos geschmiedeten Zeugnisse, auf die ich mich in meinen Briefen berufte! Ich könnte deren noch mehre anführen, aber ich begnüge mich mit diesen, und habe sie absichtlich gewählt. Sie wissen nämlich, oder sollten wenigstens wissen, daß das angezogne Buch ein von der königl. preußischen Regierung, welche Sie selbst wegen ihres Eifers für die reine Lehre so sehr rühmen, privilegirtes Religionsbuch ist, worüber auf allen preußischen Universitäten gelesen werden muß, und welches auch die theologischen Fakultäten auf denselben willig, gern und mit Freuden angenommen haben *). Sie dürfen also nicht sagen, daß diese Zeugnisse

*) Das Obige bezieht sich auf ein früheres Religionsedikt, das be-

verdächtig seien, und mit der Bibel (aus welcher Morus ohnehin in den Noten zu den angeführten §§. sattsame und treffende Beweisstellen angeführt hat) oder unsrem kirchlichen Lehrsysteme nicht übereinstimmen. Wenn Sie demnach sagen, daß »die erleuchtetsten Gerichtshöfe einem solchen Zeug»nisse ganzer Fakultäten und einsichtsvoller« — das werden Sie dem seligen Morus nicht ableugnen wollen — »sehr »rechtschaffener« — ich hatte gesagt: rechtgläubiger; aber auch jenes Prädikat passt ganz auf den braven, würdigen, echtchristlich gesinnten Morus — »Theologen von theologi»schen Wahrheiten weit mehr Glauben, als einem Folianten »voll von Spekulazionen und Demonstrazionen nach kanti»schen Prinzipien beimessen müssten": so nehm' ich dieses bestens an, und bin Ihnen auf's höchste für diese Sicherstellung meiner Person gegen die Flammen, welche den Servetus verzehrten, verbunden.

Sie führen aber noch zwei Stellen meiner Briefe an, aus welchen Sie einen Angriff auf Jesu Person, und mithin meinen Abfall vom Christenthum erweisen wollen. Ich soll nämlich

β) nach S. 85 gesagt haben, »man könne die Lehre »Jesu nicht auf das bloße Wort eines Mannes annehmen.« Die Worte sind etwas dunkel, indem man nicht weiß, ob der Mann Jesus selbst, oder ein Apostel, oder Hr. Alethophilus sein soll. Ich kann auch jene Worte nicht gleich in meinen Briefen finden, vermuthe aber, daß, wenn sie darin stehen, sie etwas anders mögen gestellt sein. Ich will indessen die erste Erklärung annehmen; der Mann soll Jesus selbst sein. Diesen Sinn scheinen auch Sie zum Grunde zu legen; denn Sie setzen hinzu: »Verständige verstehen Sie ganz; ich will »es nicht erklären, sondern rufe Gott an, daß er nicht han»dele mit uns nach unsern Sünden!« Das klingt sehr fromm, ist aber wenig verständig. Ich mein' es nämlich so:

---

kanntlich jetzo nicht mehr gilt, gleich vielen andern Religionsedikten, mit denen sich die Regierungen so vergeblich bemüht haben.

Wenn Ihnen ein Glied Ihrer Gemeine irgend eine Religionswahrheit auf's Wort, d. h. bloß, weil Sie es sagten, glaubt, so hilft ihm dieses nichts. Es wird dadurch weder einsichtsvoller noch besser. Nun behaupt' ich ferner: Je einsichtsvoller der Religionslehrer selbst ist, und je besser er es mit den seiner Leitung anvertrauten Seelen meint, desto mehr muß er wünschen, und selbst darauf hinarbeiten, daß seine Lehrlinge sich von der Wahrheit seiner Lehren und Aussprüche durch eignes Nachdenken überzeugen. Mithin argumentir' ich a minori ad majus: Wenn dieß schon einsichtsvolle und gutmeinende Lehrer unter den Menschen thun, wie vielmehr Jesus, der an Einsicht und Gesinnung alle Menschen übertraf, der selbst ein göttlicher Lehrer war! Ich möchte wohl wissen, was ein verständiger Mann an dieser Argumentazion auszusetzen, oder wie er darin eine Erniedrigung der Person Jesu finden möchte! Es wäre denn, daß Sie als ein Kardiognost wiederum hier tiefer, als andre Menschenkinder sehen sollten! — Ebendieselbe Bewandniß hat es

γ) mit dem dritten und letzten Beweise, den Sie S. 54 aufstellen. Sie finden ihn nämlich in den Worten: »Es »müsste wohl ein Paradies gegeben haben, weil die Leute »noch lüstern danach wären.« Sie belieben wieder nicht die Stelle aus meinen Briefen anzugeben, wo diese Worte stehen sollen, sondern setzen gleich hinzu: »Dieses ist unleugbar die bitterste Verspottung unsers sterbenden Erlösers, »und mein Herz ist voll von gerechtem Abscheu und Schauder! Diesen Abscheu und Schauder hätten Sie sich ersparen können, wenn Sie nur an den allbekannten Unterschied zwischen einem irdischen und dem himmlischen Paradiese gedacht hätten. Ich hatte nur Jenes im Sinne. Jesus hingegen sprach offenbar von diesem oder von den Belohnungen der Ewigkeit, deren alle gute Menschen theilhaftig werden sollen. Wo liegt nun hierin ein Spott? Ich würde vor mir selbst Abscheu und Schauder empfinden, wenn ich boshaft und niedrig genug gewesen wäre, Jesum nicht nur überhaupt, sondern sogar in dem erhabensten, rührendsten, für

die ganze Menschheit heilsamsten Augenblicke seines Lebens zu verspotten. Aber jetzt ist mein Herz, und gewiß auch das Herz eines jeden gutgesinnten Lesers, voll von gerechtem Abscheu und Schauder vor einem Menschen, der boshaft und niedrig genug ist, seinen Nächsten, dessen Person zu lieben und dessen Wohlfahrt befördern zu wollen er vorgiebt, auf eine so kränkende Weise zu verleumden. Wollt' ich Gleiches mit Gleichem vergelten, und solche Konsequenzen aus Ihren Worten ziehn, so könnt' ich dieß mit weit größerem Rechte. Denn S. 94 sagen Sie: »Die Heftigkeit der Begierde soll »jemanden so weit getrieben haben, daß er eine Wolke statt »der Juno geschändet. Dieses ist nun nur Fabel; aber daß »der Hr. Autor der Perfektibilität sich selbst schändet, wenn »er vermeinet, die heilige Schrift zu schänden, dieses ist er»wiesene Wahrheit.« Diese Vergleichung der heiligen Schrift mit der Juno in einer solchen Beziehung ist doch wahrlich nicht respektvoll; und wenn einmal vom Schänden die Rede sein soll, so ist wohl keine Frage, wer von uns beiden sich am meisten geschändet habe.

Dergleichen hämische Auslegungen meiner Worte kommen fast auf allen Seiten Ihrer Zuschrift vor, besonders wenn ich etwas in Ansehung der Bibel gesagt habe. So behaupten Sie S. 52, »ich wollte Mosis Ausdruck tadeln, »welchen doch Longinus, ein griechischer Lehrer der Bered»samkeit, als ungemein erhaben bewundert habe; daher (?) »werde meine Kritik der longinischen wohl billig nachstehen »müssen.« Allein es ist mir auch nicht im Traume eingefallen, »Mosis Ausdruck zu tadeln,« sondern ich habe bloß gesagt, bei Voraussetzung einer gewissen Erklärung seiner Worte sei es nicht recht begreiflich, wie er sich so über die Schöpfung habe ausdrücken können; dieses führe also den Ausleger natürlich auf eine andre Erklärung, welche seinen Worten angemessener sei. Was aber den Longin betrifft, so haben Sie wieder bloß lauten hören. Dieser Redekünstler findet bloß die Worte Gottes beim Moses: »Es werde Licht, und es ward Licht,« erhaben, weil sie uns in

der größten Kürze eine anschauliche, und doch zugleich unser Fassungsvermögen weit übersteigende, Vorstellung von der Größe der göttlichen Allmacht geben. Ich finde dieß ebenfalls sehr erhaben, und lobe den Moses, daß er Gott so redend einführt. Allein über die mosaische Erzählung überhaupt hat Longin, so viel mir bekannt ist, nie eine Kritik geschrieben; die meinige, wenn sie anders so genannt werden darf, kann also der seinigen weder vorgezogen noch nachgesetzt werden.

Doch ich übergehe diesen und andre Ausfälle der Art, und rechtfertige mich nur noch über den letzten der oben angeführten Punkte, nämlich, daß ich nach S. 33 Ihrer Zuschrift »die Reformatores mit der unerweislichsten Lästerung schände, wenn ich in den Briefen sage, sie hätten »es uns zur Pflicht gemacht, in der Religionsvervollkommnung immer weiter fortzuschreiten.« Hiemit wollen Sie also ungefähr so viel sagen, daß, wenn ich auch allenfalls für einen Christen noch möchte gehalten werden — welches mir hoffentlich nach dem bisher Gesagten niemand mehr streitig machen wird — ich doch wenigstens kein echt protestantischer, kein lutherisch-evangelischer Christ sei. Soll dieses nun so viel heißen, daß ich nicht alle Lehrmeinungen unsrer Reformatoren als wahr unterschreibe, so möchten Sie wohl Recht haben. Allein ich fürchte, es möchte dann gar keinen echt protestantischen Christen, und noch weniger einen solchen Theologen mehr auf der Welt geben; und zuverlässig würde man Ihnen selbst aus dem ganzen Inbegriffe Ihrer theologischen Ueberzeugungen genug Abweichungen von Luther's und der übrigen Reformatoren Lehrmeinungen beweisen können. Aber wenn von einem echt protestantischen Christen oder Theologen die Rede ist: so nehmen verständige Menschen bloß auf den Geist des Protestantismus, der unsre Reformatoren beseelte, d. h. auf den Grundsatz, von dem sie bei ihrer Reformazion ausgingen, Rücksicht. Und dieser bestand darin, daß sie sich durch keine menschliche Autorität in Ansehung ihrer moralisch-religiosen Ueberzeugungen wollten

fesseln lassen, sondern gegen jeden untrüglichen Glaubensrichter protestirten. Ich habe also bloß sagen wollen, die Reformatoren hätten das Perfektibilitätsprinzip praktisch ausgeübt, wenn sie es gleich nicht theoretisch aufstellten; sie hätten uns durch Abwerfung des alten von der Hierarchie aufgelegten Joches, durch welches alle Religionsvervollkommnung unmöglich gemacht wurde, in denjenigen Zustand der Freiheit versetzt, wo wir die dringendsten Veranlassungen und Auffoderungen zu jedem möglichen Fortschritt in der moralisch-religiosen, durch die Offenbarung uns mitgetheilten, Erkenntniß hätten. Hierin wird nun niemand eine Lästerung oder Schändung der Reformatoren finden, so wenig als in meinen ganzen Briefen der Geist des Protestantismus verleugnet ist. Diesem widerspricht nämlich ganz und gar nicht eine freimüthige dem Publikum in Erwartung einer bessern Belehrung zur Prüfung vorgelegte theologische Untersuchung, sie betreffe, welchen Gegenstand sie wolle. Ich kann und darf mich also mit vollem Rechte einen echt protestantischen, einen lutherisch-evangelischen Christen nennen; und ich nenne mich so, nicht, wie Sie gehässig zu verstehn geben, weil ich ein kirchliches Lehramt zur Pflege meines Körpers suche — denn darauf will ich gern Verzicht leisten — sondern weil ich mich nach meiner Ueberzeugung nicht anders nennen kann und darf. — Jedoch Sie lassen es nicht dabei bewenden, mir den Namen eines guten Protestanten und eines Christen überhaupt streitig zu machen; Sie sprechen mir

13) auch den Titel eines ehrlichen Mannes, eines redlichen Wahrheitsforschers ab. Sie legen der Herausgabe meiner Briefe die allergefährlichsten, allergehässigsten Zwecke zum Grunde, und scheinen es recht absichtlich darauf angelegt zu haben, durch den Gebrauch der grellsten Farben in meiner Person das vollendete Bild eines irreligiosen und immoralischen Menschen aufzustellen. Da Ihr ganzer Brief von Invektiven dieser Art wimmelt, so heb' ich nur die merkwürdigsten aus, um dadurch den Geist Ihrer Schrift immer

mehr zu enthüllen. S. 67 nennen Sie den Zweck meiner Schrift ausdrücklich einen »bösen Zweck« und finden S. 111 die Quelle davon in dem »bösen Willen.« Dieß kommentiren Sie weiter S. 84 und 112, wo Sie »Einfalt und »Unverstand mit bösen verderbten Neigungen verbunden« als jene Quelle anzeigen, indem Sie behaupten, »solche Ge»danken könne der bloße Unverstand nicht erzeugen, sondern »es gehöre auch viel Bosheit und Haß gegen die Wahrheit »und gegen Jesum dazu.« Daher schreiben Sie mir S. 54 »ein gegen Gottes Wort und Menschenwohl feindseliges »Herz,« und S. 56 gar »Haß gegen Gott selbst« zu. Dieß malen Sie weiter aus durch folgende Tirade S. 63 und 64: »Sie« — nämlich der Verf. der Briefe — »Hr. »Kant, und alle, welche den verdammlichen Unglauben pre»digen, sehen im hellesten Lichte, daß die geoffenbarte »Religion durchaus göttlich und wahrhaftig, und mit Philo»sophie unbestreitbar sei, weil alle ihre Philosophie erwiese»ner Irrthum ist, welche mit der Schrift streitet.« — Welche herrliche Konsequenz in dem Räsonnement des Hrn. Alethophilus, aber auch zugleich welche Verstockung in Hrn. Kant's und meinem eignen Herzen! Wenn dieß nicht der Zustand der Sünde wider den heiligen Geist ist, so giebt es überall keine solche Sünde! Daher sagen Sie denn auch S. 37 ausdrücklich, »nur durch vorsätzliche große »Verschuldung sei es möglich, daß ein Gelehrter unter Chri»sten leben und ungläubig sein« — d. h. nicht wie Sie glauben — »könne,« und zu diesen Ungläubigen rechnen Sie auch diejenigen, welchen eingefallen ist, »eine Perfek»tibilität zu schreiben.« Daher nennen Sie S. 18 die Herausgabe meines Buches »ein gewissenloses Verfahren, eine »schreiende Ungerechtigkeit,« (nach S. 86 gar die »Laster»that eines bösen Menschen«) und das Resultat der darin angestellten Untersuchung »ein gottloses Urthel.« Fragt man nun, welches denn der böse Zweck des bösen Verfassers von dem bösen Buche über die Perfektibilität sei, so giebt uns hierüber unser Wahrheitsfreund folgende Aufschlüsse: Nach

S. 6 ist »gänzliche Vertilgung der Religion, Zerstörung und »Verächtlichmachung des von Gott gelegten Grundes un»leugbar meine Absicht.« Nach S. 10 »will ich die Chri»sten zu meiner trost- und kraftlosen philosophischen Religion »verführen, und mit mir in eine unselige Ungewissheit zie»hen.« Dieß wiederholen Sie S. 18. 30. 31. 49. 109 u. a. m. O., wo Sie einmal über das andre sagen, »alles »sei nur aufs Betrügen angelegt, es sei mein hartnäckiger »Vorsatz, und meine sträfliche Absicht, die Wahrheit listig »zu unterdrücken, und Unwissende und Schwache zu meiner »Partei zu ziehen, um sie auf eine unvermerkte Weise in den »Unglauben und das Verderben, ja selbst in die Hölle zu »stürzen.« Also eine teuflische Bosheit! Doch ich brauche Sie nicht zu kommentiren; Sie sagen es selbst S. 121 mit dürren Worten; denn da sprechen Sie in offenbarer Beziehung auf mich von »Leuten, welche es so übel mit den Men»schen meinten, und ihnen ihre Freude und Trost zernich»teten, ohne daß sie selbst davon andern Nutzen hätten, als »welchen die bösen Geister haben, wenn sie Menschen »ins Verderben mit sich stürzen. Diesen glichen daher jene »Leute durch Verführung zu allen Sünden und Lastern am »mehrsten.«

Was ich Ihnen nun hierauf antworten, wie ich mich gegen solche Anklagen rechtfertigen soll, das weiß ich in der That nicht. Da ich in meinen Briefen überall die größte Achtung gegen das Christenthum zu erkennen gebe: so hätten Sie Beweise anführen sollen, durch die es wenigstens wahrscheinlich würde, alle meine Aeußerungen dieser Art seien nicht aufrichtig gemeint. Allein Sie bringen auch nicht das Geringste bei, was nur einem solchen Beweise ähnlich sähe. Ich kann also weiter nichts thun, als einen Mann für mich sprechen lassen, den Sie selbst, als Vertheidiger des Christenthums, so hoch schätzen. Vernehmen Sie also, was Hr. D. Storr in seiner Abhandlung: Ueber den Geist des Christenthums (welche im 1. St. von Flatt's Magazin für christliche Dogmatik und Moral zu finden ist)

in Bezug auf die so oft zur Verächtlich= oder Gehässigmachung Andrer gemisbrauchten Wörter: Orthodoxie und Heterodoxie, und in Bezug auf den von Ihnen gebrauchten Kunstgriff, Andersdenkende als boshafte Menschen zu verschreien, sagt. Hier heißt es S. 137 und 138 folgendermaßen:

»Bei den so sehr verschiednen Fähigkeiten, Hülfsmit»teln und Kenntnissen der Menschen ist es gar nicht zu »verwundern, daß selbst diejenigen Christen, welche bei »der Erwerbung und Prüfung ihrer Religions»kenntnisse moralisch gut verfahren, in manchen »Meinungen verschieden sind, und die Irrenden, wenn »auch ihrer Meinung freimüthig und gründlich widerspro»chen wird, nicht immer eines Bessern überzeugt, und »auf eine höhere Stufe der christlichen Erkenntniß beför»dert werden können. Rechtschaffne Christen müssen also »Christen von einer andern Denkungsart und Partei dul»den, ihren Widerspruch ertragen, und ihnen zwar durch »keine Gleichgültigkeit gegen ihre eignen Ueberzeugungen »schmeicheln, aber auch durch harte und verächtliche »Urtheile (Röm. 14, 3) die mit einer freimüthigen Be»hauptung unsrer Ueberzeugung (v. 14) in keiner noth»wendigen Verbindung stehen, nicht wehe thun.«

Dieser in einem echt christlichen Sinne geschriebnen Stelle fügt nun Hr. Storr noch folgende Note bei, die Sie, Hr. Alethophilus, ganz auswendig lernen und in Saft und Blut verwandeln sollten, damit dadurch die bösen Dünste vertrieben würden, welche aus Ihrem Herzen ausströmen, und jedem, der sich Ihnen mit einer andern Meinung nähert, als Sie selbst hegen, Tod und Verderben drohen:

»Weil die Wörter δοκειν und δοξα nicht das mora»lische Verhalten bei der Bestimmung unsrer Mei»nungen, sondern die Meinung selbst bezeichnen: so »scheint es der Etymologie, wie dem Sprachgebrauche, »gemäßer, ορθοδοξια von der (logischen) Richtigkeit »der Meinungen, nicht von dem moralisch richti=

»gen (rechtmäßigen) Betragen in Festsetzung der »Meinungen zu verstehen *). Ich möchte also nicht sa= »gen, daß die ορθοδοξοτατοι in eben derselben Sache »verschieden denken können, ob ich gleich zugebe, daß beide »Theile wahrheitsliebend sein können. Der Inhalt »ihrer Meinungen ist zu widersprechend, als daß alle rich= »tig denken könnten, wenn schon die Entstehung ihrer »abweichenden Meinungen bei allen moralisch unta= »delhaft sein kann. Da Menschen über die Moralität »der innern Handlungen, wodurch die Meinung ihres »Mitmenschen entstanden ist, überhaupt selten urtheilen »können: so überlässt man diese Frage am sicher= »sten Gott und eines Jeden eigenem Gewissen. »(Röm. 14, 10 — 12.) Aber den Inhalt fremder »Meinungen muß ich oft beurtheilen, um in einer Sache, »die mir nicht gleichgültig ist, mein eignes Urtheil berich= »tigen oder befestigen zu können. Und hier ist es nun »natürlich, daß ich diejenigen, die mit meiner Meinung »übereinstimmen, in dieser Sache für richtig denkend »(ορθοδοξους) und diejenigen, welche anders denken, als »ich, für anders, als richtig, denkend (ετεροδοξους) »ansehe. Meine Meinung wäre ja nicht die meinige, »wenn ich sie nicht für die richtige hielte. Wenn ich »anders Denkende nicht verdamme, sondern nur für »nicht übereinstimmend mit dem, was nach meinem »Urtheile wahr ist, ansehe: so handle ich, wie ich wün= »sche, daß sie gegen mich auch handeln. Denn eben dar= »um, weil ich ihre Meinung für unrichtig halte, will »ich ja nicht für gleichdenkend mit ihnen gelten, ich

---

*) Hr. St. streitet zwar hier gegen eine gewisse Behauptung des Hrn D. Paulus in seiner bekannten orat. de notione nominis orthodoxiae; allein dieß thut hier nichts zur Sache. Die Aeuße= rungen des Hrn. St. können auch ohne diese Beziehung verstan= den, und von jedem, der einen guten Willen hat, richtig an= gewandt werden.

»will ihnen ἑτεροδοξος sein, wie sie es mir sind. Wenn »also auch eine christliche Partei die andre für heterodox »erklärt: so liegt darin an sich weder ein nachtheiliges »Urtheil über den moralischen Charakter der »dissentirenden Christen, noch die Anmaßung »einer untrüglichen Entscheidung über die strei- »tigen Religionslehren. Die Partei, welcher die »andre heterodox ist, hält sich freilich für orthodox. Sie »wäre ja den Meinungen, welche sie vorzieht, nicht zuge- »than, wann sie sie nicht für richtig hielte. Da sie »aber die andre Partei nicht hindern kann, sich eben so- »wohl für orthodox zu halten: so begreift sie wohl, »daß ihre Orthodoxie von andern Parteien nicht aner- »kannt, sondern nur als subjektives Urtheil von den »streitigen Meinungen aufgenommen wird. Das Urtheil »über Orthodoxie und Heterodoxie ist historisch. Wenn »Protestanten einen Gegner der Gottheit Christi he- »terodox nennen: so erzählen sie, daß diese Person »von einer Lehre abweiche, die von Protestanten für »wahr und richtig angesehen werde, und einen Theil »ihres Lehrbegriffs ausmache. Wenn dieselbe Person von »einem Sozinianer orthodox genannt wird: so er- »klärt der letztere, daß er und seine Partei die Gott- »heit Christi ebenfalls leugne, und daß jener Gegner der »Gottheit Christi in Absicht auf diese Frage dem sozi- »nischen Lehrbegriffe gemäß denke*).«

---

*) Noch sei es mir erlaubt, in Bezug auf die hier erwähnte Lehre von der Gottheit Christi folgende Stelle aus Hrn. Storr's Abhandlung anzuführen, welche sich S. 133 findet, und also lautet: »Bei dem Kenner der Geschichte muß allerdings der Wunsch sehr »lebhaft worden sein, daß die Lehre von der Person Jesu nie »möchte zum Anlasse gemisbrauchet worden sein, eben so »unchristliche als unvernünftige Leidenschaften zu be- »friedigen. Aber man braucht kein tiefer Forscher zu sein, um »einzusehn, daß der Misbrauch den rechten Gebrauch nicht auf- »hebt, und es eben nicht nothwendig ist, bei jeder Spe-

Hieraus werden Sie nun schon vorläufig einsehen können, wie die bessern Menschen von Ihrer eignen Partei über Sie urtheilen werden, und daß meine obige Prophezeihung in dieser Rücksicht wahr sei. Wär' es möglich, daß eine an sich so unbedeutende Schrift, wie die Ihrige, von Folgen für das ganze theologische Publikum sein könnte: so müsste man sagen, daß Sie dadurch Ihrer eignen Partei einen tödlichen Streich versetzt hätten.

Indessen scheinen Sie sich auch nicht mit einer bloß wahrscheinlichen Vermuthung eines bösen Herzens bei mir begnügen zu wollen. Des Ausspruchs eingedenk: »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen,« wollen Sie es auch

14) aus meinen Handlungen beweisen. Was thun Sie also? Nachdem Sie, gleichsam captandae benevolentiae causa, und um den Leser zu überreden, Sie seien recht unparteiisch, mir vorläufig S. 101 ein bescheidnes, demüthiges, gefälliges Betragen, welches jedoch bereits in Stolz und Troß auszuarten anfange, zugeeignet haben: so unterhalten Sie S. 122 den Leser mit einer Weiberklätscherei, woraus erhellen soll, daß ich ein sehr unehrbarer und gottesvergessener Mensch in meinem Wandel sei. Die Mähr' ist folgende: »Zwei glaubhafte Personen« — es waren zwei Damen, eine alte und eine junge — »waren mit einem er»klärten Naturalisten in einer zahlreichen Gesellschaft. Der »Eine« — muß heißen die Eine, vermuthlich die junge — »urtheilte, der Naturalist habe sich sehr ehrbar betragen; der »Andre« — eigentlich die Andre, unstreitig die alte —

»kulazion über die Person Jesu unmoralisch gegen »Andersdenkende zu handeln, oder gar bestimmte Vor»stellungen von der Person Jesu bei dem Ausbruche »feindseliger und stolzer Gesinnungen gegen »Andre bloß zum Vorwande anzuführen.« Möchten dieß doch Alle beherzigen, welche über theologische Lehrmeinungen mit einander streiten!

»sprach: Eines solchen Mannes Gesellschaft sei für Gottselig»keit und Tugend, was die Pest für die Gesundheit sei. Der »Beweis wurde also geführt. Der naturalistische öffentliche Leh»rer A. verspottete einen Studenten B., welcher ihn sehr hoch»schätzte, über sein Kirchengehn, und versicherte, daß man ihm »eine namhafte Summe Geldes bieten könnte, unter der Be»dingung, daß er alle Sonntage in die Kirche gehn sollte, »er müsste sie ausschlagen. Hr. B. war Sohn und Enkel von „zwei ungemein frommen Pfarrherren, welche ihm, wie bei »dieser Art Menschen gewöhnlich ist, kein zeitliches Vermö»gen hinterlassen hatten, aber Gottes reichen Segen, wenn »er Gott fürchtete. Dieser Segen äußerte sich auch schon »dadurch, daß ein eben so gelehrter, als frommer Ba»ron ihn auf seine Kosten studiren ließ. Hier siehet man »klar, daß nach echt-christlichen Grundsätzen Hr. A. auf das »zeitliche und ewige Wohl des B. und der großen Gesell»schaft keinen boshaftern Angriff machen konnte; und doch »urtheilt man von Hrn. A., daß er ein ehrbares Leben führe.«

Daß hier der — nämlich von Hrn. Alethophilus dafür — erklärte Naturalist A. meine Wenigkeit sein soll, ist wohl keinem Zweifel unterworfen; der Student B. aber ist so gut gezeichnet, daß in ihm einer meiner Freunde, welcher jetzt von mir entfernt lebt, und dessen zeitliches und ewiges Wohl ich von ganzem Herzen wünsche, nicht zu verkennen ist. Die Erzählung selbst aber nenn' ich eine Mähre, weil das Faktum, worauf sie sich bezieht, entweder durch ein elendes Geschwätz der Personen des andern Geschlechts, von welchen allein Sie können berichtet worden sein, oder durch Sie selbst vorsätzlich entstellt ist. Die Sache verhält sich eigentlich so: Es war die Rede von einer Kirche — ob dieselbe wirklich irgendwo anzutreffen ist, oder von der Gesellschaft nur hypothetisch angenommen wurde, thut nichts zur Sache — deren Prediger seine Gemeine alle Sonntage mit dem erbärmlichsten, dogmatischen und polemischen Gewäsche, das noch dazu alljährlich wiederkommt, unterhält; der aus einem ohnehin unerbaulichen Gesangbuche gewöhnlich gerade

die unerbaulichsten Lieder auswählt, vielleicht aus einem verdorbnen Geschmacke, vielleicht auch absichtlich, damit der Gesang mit der Predigt nicht zu sehr kontrastiren soll; der die Sacra mit dem unverzeihlichsten Leichtsinne administrirt; der noch überdieß als ein unverträglicher Kollege, als ein leidenschaftlicher Spieler, als ein schmuziger Geizhals, als ein Pflastertreter und Familienklätscher ein so musterhaftes Leben führt, daß bei der allgemeinen Geringschätzung, in der er bei seiner Gemeine steht, der gute Saame, der etwa noch in seinen Predigten zuweilen aus Bayer's und andern Magazinen erborgt anzutreffen ist, völlig erstickt wird, und keine Wurzel fassen kann. Bei einem solchen Manne — in dessen Gemälde aus Achtung und Schonung gegen den an sich so ehrwürdigen, heilsamen Predigerstand bloß einige Züge fehlen, die aus örtlichen, geheimen und skandalosen Chroniken entlehnet werden müßten — bei einem solchen Manne also alle Sonntage in die Kirche gehn zu müssen, dieß hielt ich für eine so fürchterliche Pönitenz, daß ich laut erklärte, mich derselben um keinen Preis unterwerfen zu wollen. Nun sagen Sie selbst, mein Herr, ob Sie darin etwas Anstößiges finden? Wollten Sie wohl bei einem solchen Confratre alle Sonntage in die Kirche gehn? Bei Gott, Sie müßten gar nicht wissen, was der Zweck des Kirchengehns, was Erbauung ist, wenn Sie sich einen solchen Kirchenzwang auflegen wollten. Aber gesetzt einmal, Ihre ganze Erzählung sei buchstäblich wahr — bis auf das Verspotten, welches immer unrecht gewesen wäre, aber dort gar nicht möglich war, weil es nicht würde treffend gewesen sein, da der Student B. als sogenannter Canonicus für ein kleines Aequivalent an Gelde in die hiesige Schloßkirche alle Sonntage ging, welcher Umstand eigentlich das ganze Gespräch veranlaßte — wär' es denn ein so großes Verbrechen, sich nicht für eine Summe Geldes zum Kirchengehn verbindlich machen zu wollen? Ist denn das Kirchengehn ein Hofedienst, wofür man sich kann bezahlen lassen? Freilich, wer so wie Sie nach S. 88 das bloße Kirchengehn für »eine Pflicht vom

ersten Range« hält — vielleicht weil auch das Beichten mit darunter begriffen ist, und viele Kirchen- und Beichtstühle, wenn die Besuchung derselben ganz vom freien, durch die Vortrefflichkeit des Lehrers bestimmten, Willen der Gemeineglieder abhinge, leer bleiben würden — wer auf die moralische Tendenz der Religion und des religiosen Kultus so wenig Rücksicht nimmt, als man nach verschiednen Aeußerungen in Ihrer Zuschrift bei Ihnen voraussetzen muß: der muß allerdings in jener Aeußerung von mir eine Vergessenheit Gottes oder vielmehr eine Vergessenheit seines anmaßlichen priesterlichen Stellvertreters finden. Aber ich bitte Sie, kann denn das Kirchengehn Gott wohlgefällig sein, das nicht in der Achtung und Liebe zu ihm, sondern in einem äußern Lohne, als wär's ein bloßes opus operatum, seinen Grund hat? Und können nicht zufälliger Weise an einem Sonntage dringendere Geschäfte vorfallen, um welcher willen selbst der gewissenhafteste Gottesverehrer sich ohne Bedenken von der Besuchung des Gottesdienstes dispensiren wird? Haben Sie nicht gelesen, wie sich Jesus selbst gegen die strengen Sabbatsfeierer unter den Juden in der heiligen Schrift erklärt, gegen jene Priester, die nicht einmal erlauben wollten, am Sabbat einen Stier aus der Grube zu ziehn, in die er gefallen war? — Uebrigens kann ich Ihnen versichern, daß ich sehr gern eine wahrhaft erbauliche Predigt mit anhöre, und daß ich insonderheit nichts Rührenderes und Herzerhebenderes kenne, als einen guten Kirchengesang, wo eine ganze gleichsam im Angesichte Gottes versammelte christliche Gemeine ihre Stimme im Einklange der Gemüther zu dem Allwissenden erhebt, sich seiner Wohlthaten freut, und zu guten Gesinnungen wechselseitig zu beleben sucht. Doch — wozu diese Versicherung? Ich darf allenfalls stolz darauf sein, daß Sie keine triftigern Gründe zum Beweise meiner Unehrbarkeit und Gottesvergessenheit anführen, und verzeihe Ihnen deshalb gern die Vergleichung mit dem D. Bahrdt. So demüthig ich auch die mancherlei Schwächen und Mängel anerkenne, mit denen die moralische Kraft in

mir noch zu kämpfen hat; so sehr ich auch die Nothwendigkeit fühle, Gott selbst um verborgener Fehler willen täglich um Verzeihung zu bitten: so darf ich doch getrost Sie auffodern, gültigere Beweise davon beizubringen, daß ich nach S. 121 »in Lüsten des gottlosen Lebens wandle,« darf mit Zuversicht hoffen, daß Sie dieselben schuldig bleiben werden, woferne Sie mir nicht auch daraus ein Verbrechen machen wollen, daß ich mich nicht mönchisch und licht- und leutescheu unter Bücherstaub vergrabe, sondern — so weit es meine Umstände und Berufsgeschäfte erlauben — die Gesellschaft guter, gebildeter und froher Menschen zur Erholung von der Arbeit suche; daß ich nicht mit gesenktem Blicke und herabhängendem Kopfe einhertrete, als wünscht' ich mich aus Furcht vor den Vorwürfen eines bösen Gewissens und vor dem Anblicke der verführten oder unterdrückten Unschuld in die Erde verkriechen zu können, sondern ungestört von Neckereien aller Art meinen geraden Weg fortwandle, stets mit heiterem Angesichte in Gottes freie Welt hinausschaue, und mit frohem Herzen der Zukunft dießeit und jenseit des Grabes entgegensehe.

Weil ich nun aber nach Ihrer Meinung ein so gar arger Mensch bin, und so gar arge Absichten hege, ja weil überhaupt jetzt die Welt sehr im Argen liegt, und nach S. 88 und 101 eine geheime Verbindung unter den Gelehrten geschlossen ist, deren Zweck in nichts Geringerem besteht, als »alles Gefühl für Religion auszurotten, durch Trugschlüsse, welche ihre Beweiskraft erhalten« — soll vermuthlich heißen: durch Schlüsse, welche ihre Beweiskraft durch Trug erhalten — »und durch eine Menge Bü»chergerichte, welche alle einig sind, die christliche Religion »zu stürzen:« so ist es gar kein Wunder, daß Sie endlich

15) auch den weltlichen Arm, ja sogar die göttlichen Strafgerichte gegen den Perfektibilismus auffodern. Es ist dieß eine so gemeine Wendung, welche gewisse Obskuranten nehmen, wenn sie auf keine andre Weise mit ihren Gegnern fertig werden können, daß ich mich gar

nicht dabei aufhalten würde, wenn nicht der Leser hier noch mancherlei lehrreiche Betrachtungen anzustellen Gelegenheit finden dürfte. Daß Sie weislich hie und da die französische Revoluzion einmischen, und dieselbe mit der Perfektibilität sehr geschickt zusammenstellen, ist schon oben gelegentlich bemerkt worden, und wir erkannten schon dort ex ungue leonem. Sie lassen es aber, um Ihre Leser hierüber nicht in Zweifel zu lassen, dabei nicht bewenden, sondern sagen S. 119 ausdrücklich, daß man durch Annahme des Perfektibilismus nicht bloß »ein Unchrist, und also ein lasterhafter, »unseliger Mensch werden,« sondern daß auch »bei großer »Ausbreitung dieses Unglaubens selbst der Staat in unsäglichen Jammer gerathen müsse.« Dieß suchen Sie auch nach Ihrer Art zu beweisen; denn nach S. 123 »vertilgt die Verbreitung dieses Irrthums alle Begriffe von »Recht und Unrecht.« Das Wie? lassen Sie jedoch unerörtert, und fahren bloß S. 124 also fort: »Aus der Obrigkeit muß er« — nämlich der Naturalist, oder, welches nach Ihrem Sprachgebrauche einerlei ist, der Perfektibilist — »sich »machen, was er will; nachdem er nicht mehr um der Bibel »willen sie für Gottes Gabe und Ordnung hält, kann er sie »nicht scheuen noch lieben. Und dieses sind die ganz unausbleiblichen Folgen des Unglaubens, wie wir aus den Begriffen es herleiten können, und aus der Geschichte der »französischen Revoluzion ersehen, und unsre Nachkommen »ganz unfehlbar erfahren werden, wenn Gott nicht den Aposteln des Unglaubens und der Ruchlosigkeit bald und »kräftig Einhalt thut *).« Bald darauf reden Sie von

*) Merkwürdig ist es doch, daß die Schreier aus allen Sekten einander so gleich sind. Die Herrn Stattler, Weißenbach, Hofstätter, Hofmann führen dieselbe Sprache. Man sehe Berl. Monatschr. J. 1795. Januar. S. 61 ff. Hr. Hofmann inderheit verunglimpft in seinen höchst wichtigen Erinnerungen zur rechten Zeit über einige der ernsthaftesten Angelegenheiten dieses Zeitalters (Wien, 1795. 8.) un-

»Menschen, welche allen bürgerlichen Wohlstand durch Un»tergrabung des wahren Grundes aller obrigkeitlichen Ge»walt über den Haufen werfen wollen,« und nennen dieß eine »strafbare Bosheit, von welcher man gewiß vorherse»hen kann, daß, wenn es so fort gestattet wird, sel»bige die Christenheit an den Rand des Verderbens bringt.« Daher würde auch »keine Zucht und Ordnung, vielleicht nicht »einmal Menschlichkeit, können erhalten werden. Folglich »kann man — nicht — die hohe Obrigkeit zurückhalten, »daß sie nicht gebührenden Ernst brauche. — Will man ei»nen großen Brand löschen, so müssen die, welche Feuer »anlegen, entfernt, und die, welche löschen können, ermun»tert, und von Hindernissen erledigt werden. Beides ist bis»her nicht geschehen. Doch zur großen Ehre Sr. Preuß. »Majestät muß es die Christenheit rühmen, daß Sie unter »den Monarchen zuerst in beiden Stücken Ihre landesväter»liche Sorgfalt auf eine Sache gerichtet, die Deutschland »mehr Gefahr drohet, als kein Krieg. Gott erwecke alle

---

sern ehrwürdigen, verdienten, großen Luther auf folgende energische Weise: »Was hat das einzige Talent eines Luther's ange»richtet? Ein unübersehbares Unglück, welches alle künftigen Ge»schlechter der Erde noch empfinden werden. — Der Geist der »heutigen Freiheit, sagen wir lieber, der frechsten Zügellosigkeit, »ist durch das Talent Luther's erzeugt worden; denn das Talent »dieses Genies war das Talent der Lästerung, der Unverschämt»heit, und des unbändigsten Trotzes gegen Gott und Menschen. »Er gab das heut so beliebte und so treu nachgeahmte Beispiel, »wie die Genies den Gehorsam gegen die Obrigkeit wegwerfen, wie »sie ihre Obrigkeit in den Staub treten, wie sie ihre verwegenen »Hände zum Umsturz der Throne und Altäre gebrauchen müssen.« Bekanntlich klagten zur Zeit der Reformazion die Feinde derselben Luther'n auch als Urheber des Bauernkriegs an, so wie noch jetzt von katholischen Schreiern die Reformirten in Frankreich als die Hauptanstifter der dortigen Revoluzion angegeben werden. Da nun die protestantischen Schreier das Letztere nicht füglich thun können, und doch auch gern mitschreien wollen: so müssen es die armen Philosophen entgelten.

»Könige, Fürsten und Regenten, daß sie keinem Apostel »des Satans weiter gestatten, Christum und sein Evangelium »zu lästern; wahre Christen, die Christum den Gekreuzigten »predigen, auf die Kanzel stellen, auch gute Schriften« (z. B. diese des Hrn. Alethophilus) »welche das Evangelium »vertheidigen, und die elenden Sophistereien der Naturalisten »ins gebührende Licht stellen, fördern. — Ich unterstehe »mich daher, die Wünsche meiner christlichen Amtsbrüder »laut zu sagen. Sie gehen dahin, daß man den neuen »Philosophen nicht gestatte, von Aenderung der christli»chen Religion und Regierung anders, als lateinisch, zu »schreiben, und daß man das höchst billige Preuß. Religions»edikt in ganz Deutschland annehme, und scharf »auf's genaueste beobachte.« Nachdem Sie auf solche Weise Ihr Geschäft in den Kabineten der Fürsten geendet haben, so setzen Sie sich auch auf den Richterstuhl Gottes, und sprechen aus eigner Machtvollkommenheit folgende Sentenzen aus: S. 65 »Wie wird Gott diese« — nämlich meine — »That ahnden!« S. 113 »Gott wird's zu seiner »Zeit gebührend ahnden.« S. 99 »Alle, welche Christi »Kirche verlassen, und Perfektibilisten oder Philosophen wer»den, gelangen in das unselige Reich, welches die Schrift »die Obrigkeit der Finsterniß nennt; denn nur Ungläubige »und gesetzlose Menschen, sammt den verworfenen Geistern, »machen dieses Reich aus,« und diese Leute werden nach S. 121 »ein schnell Verdammniß über sich führen.«

Was nun zuvörderst die geheime Verbindung zum Umsturze des Christenthums betrifft, von welcher Sie sprechen, so versichre ich Ihnen ganz aufrichtig, daß wenigstens ich für meine Person gar nichts von einer solchen weiß, und ich vermuthe auch mit großer Wahrscheinlichkeit, daß sie überall nicht, außer nur in Ihrem und andrer Obskuranten Gehirn, existire. Ich habe zwar das Glück, mit mehren gelehrten Männern unsers deutschen Vaterlandes in nähern oder entferntern Verbindungen zu stehen; allein dieß sind, so weit ich sie kenne, sehr rechtliche Männer und redliche Wahrheits-

freunde. Sie suchen das Gute überall zu fördern, und muntern auch mich auf, dieß in meinem kleinen Wirkungskreise nach meinen geringen Kräften zu thun. Ich weiß aber von keiner Ordensregel, von keinen Ordensinsignien, von keinem Ordensmeister, weder einem sichtbaren noch einem unsichtbaren. Es ist eine ganz freie Verbindung, die von jeher unter allen denen bestand, welche Wahrheit suchten und Gutes wirkten, wo und so viel sie konnten.

Ihre Auffoderung der Könige und Fürsten zur Steuerung des vorgespiegelten Unfugs muß jeden Leser an eine Fabel von Voß erinnern, die ganz im prophetischen Geiste auf diesen Fall gedichtet zu sein scheint; weshalb auch der Dichter ausdrücklich mag erinnert haben, es sei keine Fabel. Da dieses schöne Gedicht mir noch im frischen Andenken, Ihnen aber vermuthlich nicht zu Gesichte gekommen ist, so erlauben Sie mir, daß ich es zu Ihrer und aller Leser Erbauung hier sogleich anfüge:

Der Kauz und der Adler.

Ein Kauz, in düstern Synagogen
Des Ober-Uhu's auferzogen,
Kam früh in grauer Dämmerung
Zum König Adler hergeflogen.
»Treu« — krächzt' er — »treu der Huldigung,
»Rüg' ich den gellenden Trompeter
»Der unglücksschwangern Aufklärung,
»Den Hahn, Dir, König, als Verräther.
»Wenn sanft Dein wohlbeherrschter Staat
»Noch schläft und träumet und verdauet,
»Und unser Lied, was wacht, erbauet:
»Schnell kräht uns der Illuminat
»Die Sonn' empor, um aufzuklären,
»Und Ruh' und Andacht uns zu stören.
»Fink, Lerche, Schwalb' und Meis' empören
»Gefild' und Wald in freien Chören;
»Man kann sein eigen Wort nicht hören.
»Die tolle Rotte singt gar Hohn
»Der mystischen Religion,
»Die wir in heilgem Dunkel lehren.

»Und König, strafst Du nicht, so drohn
»Aufruhr und Hochverrath dem Thron.
»Herr König, laß Dir doch gefallen
»(Wir Kauz' und Eulen flehn gesammt)
»Dem Hahn und seinen Schreiern allen
»Zum Bändiger im Zensoramt
»Den frommen Uhu zu bestallen!«
Der Adler that, als hört' er's nicht,
Und sah' ins junge Morgenlicht.

So weit der Dichter. Ich habe die Ehre, Ihnen in trockner Prosa zu sagen, daß es sehr viel brave Fürsten giebt, welche, wenn ihnen auch Ihre Auffoderung kund werden sollte, es wie der Adler machen, und nicht nur darüber als über eine alberne Zumuthung selbst lächeln, sondern auch ihre getreuen Unterthanen, welche aufrichtige Freunde der Wahrheit sind, in Stand setzen werden, Ihre Drohung als vanam sine viribus iram zu verlachen. Ja ich fürchte, lieber Hr. Alethophil, es werde Ihnen mit Ihren Rathschlägen, die zur Unterdrückung aller Denkfreiheit und Aufklärung allerdings sehr zweckmäßig gewählt sind, eben so gehn, wie es dem Ahitophel mit seinen Rathschlägen ging, die ebenfalls sehr gut ausgesonnen waren, um den König David vom Throne zu stoßen, und hernach selbst unter dem Usurpator als ein kleiner Tyrann zu herrschen. Gott verhüte nur, daß Sie nicht aus Verdruß über die Verwerfung Ihrer Rathschläge zu einem ähnlichen Attentate gegen sich selbst verleitet werden mögen!

Was endlich die Gottheit betrifft, die Sie gleichfalls zur Rache gegen mich auffodern, so wird dieselbe gewiß in unparteiischer und untrüglicher Waagschale Ihre und meine Bemühungen zur Förderung der Wahrheit und des Weltbesten abwägen. Dem Urtheile derselben vorzugreifen, wagt mein schwacher Verstand nicht; indessen hoff' ich, daß Gott nach seiner weisen Fürsehung Alles zum Besten wenden werde.

Ich könnte mich nun noch über viele einzele Stellen Ihrer geehrtesten Zuschrift ausbreiten, und mit leichter Mühe zeigen, wie seicht und anmaßend Ihre Urtheile über die Sa-

chen, wie allen guten Sitten hohnsprechend Ihre Aeußerungen über die Personen sind. Aber es ist genug. Ich bin des Kämpfens müde, und die Zuschauer des Kampfes dürften wohl auch des Zuschauens müde sein. Ich eile also zum Schlusse meines Briefes und zur letzten Proposizion, die ich Ihnen noch zu machen habe, nämlich zu der Auffoderung, daß Sie, da Sie durch Ihre Zuschrift einen ehrlichen Mann an seiner Ehre so tief und noch dazu im Angesichte des ganzen gelehrten Publikums gekränkt haben, Ihre Verunglimpfungen meiner Person auch öffentlich zurücknehmen mögen. Wohl zu merken, nur diese. Sie sollen nicht Ihre Meinungen über die Falschheit und Gefährlichkeit der Lehre von der Perfektibilität widerrufen. Diese können Sie fortwährend behaupten, auch mit neuen Gründen, wenn Sie wollen, unterstützen. Es ist mir daran gelegen, daß, wenn jene Lehre ein Irrthum und noch dazu ein gefährlicher Irrthum ist, dieß mit der möglich höchsten Evidenz dargethan, und so der Irrthum von Grund aus ausgerottet werde. Aber die Injurien, welche Sie sich in Ihrer Zuschrift gegen mich erlaubt haben, diese sollen Sie zurücknehmen. Und damit Sie bestimmt wissen, was ich dahin rechne, so folgen sie hier nach der Reihe. Sie nennen mich nämlich bald direkt, bald indirekt, jedoch so, daß man es mit Händen greifen kann, wer gemeint sei,

1) einen Naturalisten und Sozinianer, Namen, die fast auf allen Seiten Ihrer geehrtesten Zuschrift vorkommen; daher es nicht nöthig ist, besondre Beweisstellen anzuführen. Nun halt' ich zwar nicht dafür, daß diese Namen, wenn sie einen Mann andeuten sollen, der aus redlichen Absichten und aus Liebe zur Wahrheit in die Irrthümer der dadurch bezeichneten Parteien verfallen ist, und dieß freimüthig eingesteht, an sich entehren können. Allein da Sie mich zugleich auch einen Feind des Evangelium's und des Kreuzes Christi, einen Abtrünnigen von der christlichen Religion nennen, der in der bösen Ab-

sicht, das Christenthum auszurotten, und die Christen durch Betrug ins Verderben zu stürzen, geschrieben habe: so muß ich eine solche Bezeichnung meiner Person als eine wirkliche Schmähung und Beschimpfung durchaus verbitten.

2) einen Erzbösewicht, für welchen gemeine Schandthaten zu gering seien (S. 91) und bald darauf (S. 98) sogar einen Höllenbrand, dergleichen auch jeder Andre durch Annahme der Perfektibilität werde.

3) den frechsten Lügner und größten Gotteslästerer, S. 57, 95, 96, 97 und 103.

4) einen Erzketzer, S. 92. Sie brauchen zwar dieses Wort nicht ausdrücklich; allein es ergiebt sich doch, da Sie diese Art von Wortbildung lieben — z. B. S. 47, wo Sie von Erzphilosophen reden, welche gar keine Religion haben — sehr natürlich aus Ihren Worten, da Sie behaupten, alle Ketzer zusammengenommen hätten nicht so viel Böses gethan, als ich durch meine Briefe. Daher bezeichnen Sie auch mich und alle, welche diese Schrift billigen, mit dem neuen Sektennamen der Perfektibilisten, z. B. S. 24, 48, 68 und 99. Sie werden aber wohl wissen, daß man Niemanden einen solchen Namen, wodurch er als ein Erzketzer gebrandmarkt werden soll, geben dürfe.

5) einen Apostel des Teufels, S. 89. Und da Sie kurz darauf sagen, in meinen Briefen sei Alles vereinigt aufgestellt, was bei den übrigen Teufelsaposteln, die das trostlose Reich der Finsterniß eifrig auszubreiten suchten, nur einzeln zu finden war: so folgt hieraus wiederum sehr natürlich, daß Sie mich sogar einen Erzteufelsapostel nennen; daher Sie mich endlich auch

6) mit dem Titel einer Pest der menschlichen Gesellschaft (S. 116 und 122) beehren.

Nun werden Sie leicht von selbst einsehen, daß dieses Alles offenbare Beleidigungen meiner Person sind, und daß ich mir mithin wegen solcher in unsern Zeiten fast unerhörten schriftstellerischen Injurien selbst auf dem Wege Rechtens die vollgültigste Genugthuung verschaffen könnte. Denn Sie

dürfen nicht glauben, daß man wegen Ihres Anstrichs von Rechtgläubigkeit und Eifer für die Religion solche Ungerechtigkeiten gegen einen Ihrer Mitbürger ungeahndet lassen würde, wenn der Beleidigte darüber Klage führen wollte. Vergebens würden Sie sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß, weil mir der Zutritt zum Lehrstuhle der Theologie versagt ist, mir auch der Zutritt zum Tribunale der Gerechtigkeit versagt sein möchte. Jene Maßregel war, wie alle, welche hievon unterrichtet sind, wissen, bloß eine Maßregel der Klugheit und Vorsicht. Man kannte den neuen Ankömmling noch nicht hinlänglich, und konnte also auch nicht wissen, ob er nicht so indiskret sein, und Meinungen, die er eigentlich bloß zur Prüfung dem gelehrten Publikum vorgelegt hatte, bevor sie gehörig geprüft und gewürdigt wären, auf das theologische Katheder oder gar auf die Kanzel bringen, und dadurch mehr Schaden als Nutzen stiften würde. Aus der Freiheit zu lehren, die ich auf dem philosophischen Katheder uneingeschränkt behielt, aus der Erlaubniß, noch jetzt meine philosophischen Vorlesungen ununterbrochen und zwanglos fortzusetzen, können Sie schließen, daß man, im Ganzen genommen, mit meiner Lehre und meinem Betragen zufrieden ist, und, wenn ich fehlte, dasjenige, was nun nicht mehr zu ändern ist, als jugendliche Uebereilung vergessen wird, ohne es weiter auf eine Art zu ahnden, wie Sie es zu wünschen und zu hoffen scheinen, und daß daher auch der Ausgang eines förmlichen Injurienprozesses für Sie nicht sehr vortheilhaft sein dürfte. Indessen da ich eben so sehr ein Feind von Prozessen, als ein Freund der Publizität und Pressfreiheit bin: so mag ich Sie nicht bei der bürgerlichen Gesellschaft wegen Beleidigungen in Anspruch nehmen, die Sie nicht als Mitglied von jener, sondern als ein freier Bürger der Schriftstellerrepublik mir zugefügt haben. Es wird mir also genügen, wenn Sie, Hr. Alethophilus, sich auch als einen Dikäophilus zeigen, und bloß unter jenem Namen eingestehen wollen, daß Ihr Eifer für die gute Sache Sie zu den obigen Ungerechtigkeiten gegen meine Per-

son verleitet habe, und daß Sie daher dieselben bona fide zurücknehmen. Wollen Sie meiner gekränkten Ehre auch nicht einmal dieses kleine Opfer bringen, da ich Ihnen ein grösseres freiwillig erlassen habe: so werd' ich mir wenigstens die Genugthuung verschaffen, daß ich dem Publikum in einigen der gelesensten Zeitschriften Ihren wahren Namen und Charakter, welche nicht schwer zu erforschen sein dürften, bekannt mache, damit Jedermann wisse und beherzige: Hic niger est, hunc tu, Christiane, caveto.

Uebrigens bitt' ich Gott, daß er Sie gegen alle Unfälle des menschlichen Lebens in seinen heiligen Schutz nehme, und nenne mich mit der Achtung, die ich Ihnen als Mensch, und mit der Liebe, die ich Ihnen als Christ schuldig bin,

Mein Herr,

Ihren

ergebnen Diener,

Krug.

Wittenberg,
den 22. Jun. 1796.

III.

Der
Widerstreit der Vernunft mit sich selbst
in der
Versöhnungslehre
dargestellt und aufgelöst.

Nebst Entwurf einer philosophischen Theorie des Glaubens.

(Erschien zuerst: Züllichau und Freistadt, 1802. 8.)

Seinem

verehrungswürdigsten

Lehrer, Gönner und Freunde,

dem Herrn

Generalsuperintendenten und Professor

Dr. Karl Ludwig Nitzsch

in Wittenberg,

aus

dankbarem Andenken an die frohen Stunden, die er einst in dessen lehrreichem Umgange verlebte,

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom

Verfasser.

Vorerinnerung.

Die Versöhnungslehre ist unstreitig Fundamentallehre der christlichen Religion. Sie wird in den Urkunden dieser Religion so oft und so nachdrücklich vorgetragen, der ganze Zweck der Sendung des Stifters des Christenthums wird so oft und so deutlich dahin bestimmt: Jesus sollte die Menschen mit Gott versöhnen, ihre Sündenschuld tilgen, für sie sein Leben zum Sühnopfer hingeben u. s. w. — daß es vergebliche Mühe ist, jene Lehre aus den Schriften des neuen Bundes weg kritisiren oder exegesiren zu wollen. Gleichwohl hat die Versöhnungslehre von jeher, und besonders in den neueren Zeiten, gerade von Seiten der besten Köpfe so vielen und so heftigen Widerspruch gefunden, daß es beinahe ein charakteristisches Merkmal einer aufgeklärten Denkart in der Theologie geworden zu sein scheint, an jene Lehre nicht mehr zu glauben, sondern sie bloß für eine Reliquie zu halten, die aus den abergläubigen Vorstellungsarten der Vorwelt in das Christenthum durch seine frühesten, noch nicht hinlänglich unterrichteten, Verkündiger übergegangen sei.

Eine bekannte Begebenheit in der protestantischen Kirche augsburgischer Konfession *) leitete zuerst das sorgfältigere Nachdenken des Verfassers auf diesen höchst wichtigen Gegenstand hin. Er wagte es aber als Bürger des Staa-

*) Eine Bußtagspredigt von Reinhard in Dresden über das Versöhnungswerk, welche auf höhern Befehl gedruckt wurde und viel Aufsehn erregte.

tes, in welchem sich jene Begebenheit zutrug, nicht, seine Gedanken öffentlich bekannt zu machen, um nicht auf die eine oder die andre Art gemisdeutet zu werden. Jetzt, da er sich in einem freiern Wirkungskreise und in Verhältnissen befindet, welche ihm das wiederholte Nachdenken über theologische Gegenstände zur Pflicht machen *), trägt er kein Bedenken mehr, offen und freimüthig zu bekennen, was das Resultat seines vordem schon angeregten und jetzt weiter fortgesetzten Nachdenkens über die in Frage befangene Lehre sei.

Man würde jedoch diese Schrift mit einem großen Vorurtheile in die Hand nehmen, wenn man irgend eine polemische Tendenz in derselben vermuthen wollte. Sie hat schlechterdings keine solche — weder offensive noch defensive — vielmehr eine irenische Tendenz. Mit stillem, unbefangenem und friedfertigem Geiste wurde sie abgefasst; mit stillem, unbefangenem und friedfertigem Geiste will sie gelesen sein. Wer sie nicht mit diesem Geiste lieset, bei dem muß sie freilich ihres Zwecks verfehlen. Aber die Schuld liegt dann nicht am Verfasser.

Wir leben jetzt — in literarischer, kirchlicher und politischer Hinsicht — in einem Zeitalter der Parteien, der Gährungen, der Antinomien. Ruhige Prüfung, stille Anhörung und Abwägung der Gründe, festes Halten an der Sache, ohne Einmischung der Person, findet man höchst selten unter den Streitenden. Darum wird auch des Streitens über eine und dieselbe Sache nicht eher ein Ende, als bis die Parteien ermüdet sind, und das Publikum, von einer neuen Streitsache angezogen, für die vorhergehende sich nicht mehr interessirt. Ich weiß nicht, ob es in der Welt immer so war; nur das weiß ich, daß es nicht so sein sollte. Aber was hilft es, dieß zu sagen, wenn Niemand darauf achtet!

Es giebt Leser, welche gleich aus dem Titel einer Schrift den Inhalt oder das Ergebniß derselben bestimmt errathen

*) Der Verf. war in Frankfurt an der Oder auch amtlich zur Haltung theologischer Vorlesungen verpflichtet.

wollen. Ueber dieses Ergebniß haben sie bereits ihre Meinung. Sie blättern nun in der Schrift. Finden sie einige Sätze, die ihre Meinung zu begünstigen scheinen, so ist die Schrift gut. Finden sie einige widerstreitende Sätze, so taugt die Schrift nichts, oder sie ist wohl gar ein böses Buch. Für solche Leser ist diese Schrift nicht. Sie will durchaus, von Anfange bis zu Ende, gelesen sein; der Leser soll seine Meinung einstweilen vergessen und sich der Schrift mit ungetheilter Aufmerksamkeit und unbefangenem Gemüthe hingeben. Hat er sie so gelesen, dann soll er auch über sie urtheilen. Mag nun das Urtheil ausfallen, wie es wolle — die Gerechtigkeit wenigstens wird man dem Verfasser widerfahren lassen, daß dieser kein Feind der Tugend und Religion, folglich auch kein Feind des Christenthums ist.

Der Gang der Untersuchung ist kürzlich dieser. In der Einleitung werden einige Grundbegriffe und Grundsätze aufgestellt, welche zum Verständnisse der Untersuchung selbst nöthig zu sein schienen. Diese müssen dem Leser immer gegenwärtig sein. Daher sind sie mit möglichster Kürze und Fasslichkeit vorgetragen. Dann zerfällt die Untersuchung in zwei Abschnitte. Im ersten wird die Antinomie der Vernunft in der Versöhnungslehre dargestellt. Es wird gezeigt, daß die Vernunft hier natürlicher Weise auf einen gewissen Widerstreit mit sich selbst gerathe, indem sich die Frage nach der Möglichkeit des Wohlgefallens Gottes am Menschen auf zwei entgegengesetzte Arten beantworten lasse und beide Antworten erweislich seien. Die eine Antwort ist daher als Thesis, die andre als Antithesis aufgestellt und bewiesen. Im zweiten Abschnitte wird die Antinomie der Vernunft in der Versöhnungslehre aufgelöst. Hier wird gezeigt, daß es einen dritten Satz gebe, welcher die Synthesis zwischen jener Thesis und Antithesis enthalte und allein die Vernunft zu befriedigen im Stande sei.

Die Vernunft ist also der Gerichtshof, vor welchem die Sache verhandelt worden? — Ist dieser Gerichtshof auch

kompetent? — — Ich denke hierüber so. Die Vernunft ist eine Gabe Gottes. Was uns Gott gegeben hat, das sollen wir auch brauchen, und zwar ganz und vollständig brauchen. Sollen wir die Vernunft ganz und vollständig brauchen, so muß sie sich an allem, was dem Menschen zur Erkenntniß oder Ueberzeugung vorgehalten wird, wenigstens versuchen dürfen. Sie muß zusehen, wie weit sie es in der Sache bringen könne, wie weit ihre Ideen und Prinzipien auslangen. Will sich etwas der Prüfung der Vernunft schlechterdings und durchaus entziehen, so macht es sich nothwendig verdächtig. Ein ehrlicher Mann scheuet auch die strengste Untersuchung nicht. Ein bekannter Bote der Gottheit fodert uns sogar selbst auf, alles zu prüfen. Womit sollen wir aber prüfen, als mit der Vernunft? Wir müssen also an dem Satze festhalten: Was ausgemachten und allgemeingültigen Vernunftgrundsätzen widerstreitet, das kann unmöglich wahr und gut sein. Sagte z. B. Jemand: Zweimal zwei ist nicht vier, oder: Die Punkte der Peripherie eines Kreises stehen nicht alle gleich weit vom Mittelpunkte ab, oder: Ein kategorischer Schluß, der vier Terminos hat, kann auch gültig sein, oder: Es kann eine Veränderung in der Welt auch von ungefähr geschehen — so würden wir ihm vernünftiger Weise nicht glauben können, und wenn er Zeichen und Wunder thäte, gegen welche die Wunder Christi und Mosis und aller Propheten und Apostel nur Kleinigkeiten wären.

Der Streit, ob die Vernunft in Glaubenssachen — in Sachen der geoffenbarten Religion nämlich — eine Stimme habe oder nicht, ist im Grunde ein recht wunderlicher Streit. Derjenige, welcher der Vernunft das Stimmrecht abstreitet — womit streitet er denn? Doch wohl mit der Vernunft? Oder wollt' er ohne Vernunft, mit Unvernunft streiten? Streitet er mit der Vernunft gegen die Vernunft überhaupt, so widerspricht er sich selbst: denn er erkennt eben dadurch die Autorität der Vernunft an. Wer aber der Vernunft das Stimmrecht zuspricht — wo-

mit sucht er denn seinen Gegner zu widerlegen? Doch wohl auch mit der Vernunft? Aber diese nahm ja eben der Gegner in Anspruch! Also — jener begeht eine Contradictio in adjecto, dieser eine Petitio principii, indem beide gegen und für die Vernunft mit der Vernunft streiten. Streiten sie aber gegen oder für die Vernunft aus der Offenbarung, so müssen sie doch erst mit Hülfe der Vernunft die Beweise für die Gültigkeit der Offenbarung aufsuchen und darlegen. Dadurch verwickeln sie sich dann in dieselben Schlingen. Ich dächte also, wir gäben lieber einen so wunderlichen Handel auf, und Jeder brauchte seine Vernunft, so gut er kann. Mag dann die Vernunft des Einen gegen die Vernunft des Andern auftreten! Die allgemeine Menschenvernunft — sonst auch die gesunde Vernunft genannt — wird am Ende doch aus dem Kampfe — wenn er nur wirklich vernünftig, d. h. ohne Leidenschaft und Gewaltthätigkeit geführt wird — Gewinn ziehen. Denn was wahr und gut ist, muß zuletzt doch siegen, weil es ewig wahr und gut bleibt. Das Falsche und Böse aber muß über kurz oder lang zu Grunde gehen!

Geschrieben zu Frankfurt an der Oder, am Ende des Jahres 1801.

Einleitung.

1. Die Stimme des Gewissens sagt jedem Menschen, der weder noch ganz roh noch schon ganz verdorben ist, in den meisten Fällen sehr vernehmlich und bestimmt, was er thun und lassen soll.

2. Durch dieses Sollen kündigen sich ihm in seinem innersten Bewusstsein Gesetze an, als Regeln seiner Handlungen. Z. B. die Gesetze: Du sollst nicht lügen und trügen! Du sollst wohlthätig sein!

3. Diese Gesetze sind dem Menschen zunächst durch seine Vernunft für seinen Willen zur selbeignen Befolgung gegeben — sie sind Vernunftgesetze und Willensgesetze.

4. Durch dieselben ist bestimmt, nicht was nur in gewisser Hinsicht, bedingungsweise oder verhältnissmäßig (relativ) gut und bös (nützlich und schädlich) sondern was in jeder Hinsicht (schlechthin oder an und für sich selbst (absolut) gut und bös (sittlich und unsittlich) ist — sie sind sittliche oder Sittengesetze (Gesetze der Sittlichkeit, nicht der Klugheit).

5. Der Mensch betrachtet sich, wiefern er diese Gesetze befolgen soll, als unabhängig vom Zwange der Natur, als befreit von jener Nothwendigkeit, der alles Uebrige in ihm und außer ihm unterworfen ist, als erhaben über die unwillkürlichen Foderungen seiner Neigungen und Triebe, und über die mannigfaltigen Veränderungen der Außenwelt, wodurch jene Neigungen und Triebe angeregt werden — mit einem Worte, als frei. Jene Gesetze sind also Freiheitsgesetze.

6. Die Vernunft- und Willensgesetze (3) unterscheiden sich durch diesen doppelten Charakter (4 und 5) von den natürlichen oder Naturgesetzen, welche sich nicht auf die Sittlichkeit beziehn und welche zwingend oder mit Nothwendigkeit bestimmend sind.

7. Durch die sittlichen Gesetze sind dem Menschen seine Pflichten bestimmt, es ist ihm dadurch ein gewisses Thun und Lassen geboten — sie sind also Pflichtgebote.

8. Alle sittlichen Gesetze oder alle einzelen Pflichtgebote lassen sich auf ein höchstes und letztes Gebot, als ihr gemeinschaftliches Prinzip zurückführen. Dieses Prinzip kann daher auch schlechthin Vernunftgesetz oder Sittengesetz, oder Gesetz κατ' ἐξοχην heißen.

Anmerkung. In welche Worte dieses Gesetz einzukleiden sei (die Formel desselben) kann uns hier gleichgültig sein. Es ist genug zu bemerken, daß es als oberstes Pflichtgebot (7) unbedingt oder absolut (4) gebieten, und daß, wenn Einheit und Zusammenhang unter den Vorschriften der Sittenlehre sein soll, es ein allgemeines Gesetz der Sittlichkeit geben müsse, durch welches alle besondern Gesetze derselben bestimmbar sind. Kurzweg könnte man es so ausdrücken: Handle vernünftig oder durchaus (mit dir selbst und allen vernünftigen Wesen) einstimmig!

9. Dieses Gesetz fodert nicht bloß einen äußern, sondern auch einen innern Gehorsam; der Mensch soll es nicht bloß der That, sondern auch der Gesinnung nach beobachten; er soll nicht bloß thun, was das Gesetz gebietet, sondern er soll es auch thun, weil es das Gesetz gebietet; er soll die gebotene Pflicht erfüllen, nicht aus Nebenabsichten (Furcht vor unangenehmen oder Hoffnung angenehmer Folgen) sondern darum, weil das Gebotene seine Pflicht und Schuldigkeit ist, weil er seine Würde, als ein vernünftiges und freies Wesen, verleugnen und sich selbst dem Thiere gleichstellen würde, wenn er nicht der Vernunft, sondern dem Triebe gehorchte — mit einem Worte aus Achtung gegen das Gesetz. Eine solche Befolgung des Gesetzes ist eine redliche oder gewissenhafte.

10. Das Gesetz fodert ebendarum auch nicht bloß einen halben, sondern einen ganzen Gehorsam; der Mensch soll nicht bloß einige seiner Pflichten, sondern alle ohne Ausnahme erfüllen. Denn durch jede Ausnahme, die er zu Gunsten irgend einer Neigung machen möchte, würde er Mangel an Achtung gegen das Gesetz verrathen. Die Befolgung des Gesetzes soll also eine vollständige sein.

11. Der innere (9) und ganze (10) Gehorsam (die gewissenhafte und vollständige Beobachtung des Gesetzes) zusammengenommen macht den vollkommenen Gehorsam aus.

12. Hieraus entspringt die Idee der sittlichen Güte oder Vollkommenheit. Diese ist nämlich Angemessenheit oder durchgängige Uebereinstimmung des Willens (und folglich auch des Verhaltens) mit dem Gesetze der Vernunft.

Anmerkung 1. Sittlich heißt diese Vollkommenheit zum Unterschiede von der natürlichen. Diese hat der Mensch von Natur oder erlangt sie nach Naturgesetzen (6); jene soll er durch Freiheit oder nach Freiheitsgesetzen (5) erwerben.

Anmerkung 2. Sittliche Vollkommenheit in Bezug auf ein endliches Wesen (den Menschen) heißt Tugend, in Bezug auf ein unendliches (Gott) Heiligkeit. Doch nennt man den Menschen oft schon tugendhaft, wenn er im aufrichtigen Streben nach der sittlichen Vollkommenheit begriffen ist, ungeachtet er sie noch nicht erreicht hat, und man unterscheidet daher unvollkommene und vollkommene Tugend. Heilig aber heißt Gott eigentlich insofern, als er ursprünglich oder vermöge seiner Natur im Besitze der sittlichen Vollkommenheit ist, mithin weder nach derselben zu streben braucht, noch auch als gehorchend dem Gesetze gedacht werden kann. Bei Gott fällt also natürliche und sittliche Vollkommenheit zusammen. Natur und Freiheit sind in Gott Eins.

13. Wieferne der religiose Mensch an eine übersinnliche Ordnung der Dinge, an ein Reich Gottes glaubt, und sich selbst als ein Geschöpf Gottes betrachtet, insoferne betrachtet er auch (3) das Sittengesetz und die daraus abgeleiteten Pflichtgebote als Gesetze Gottes, als Vor-

schriften, wodurch Gott den Menschen seinen Willen bekannt macht, mithin Gott selbst als höchsten Gesetzgeber*, der als heiliges Wesen am Guten Wohlgefallen, am Bösen Misfallen hat, folglich jenes gebietet, weil es gut ist, dieses verbietet, weil es bös ist.

14. Der Religiose betrachtet Gott aber auch als seinen Richter, d. h. er denkt denselben als beurtheilend seinen moralischen Zustand und als bestimmend seinen physischen Zustand in Bezug auf jenen. Denn man kann nicht anders denken, als daß Gott wolle, es solle dem Guten wohl und dem Bösen übel gehn; es solle Jeden treffen, was seine Thaten sammt den zum Grunde liegenden Gesinnungen werth sind; es solle ein gewisses Verhältniß zwischen dem moralischen und dem physischen Zustande des Menschen statt finden. So fodern es die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit.

15. Gott als Richter wird demnach gedacht als ein gerechter Vergelter, mithin als belohnend und als bestrafend, je nachdem es der sittliche Zustand des Menschen mit sich bringt. Das Eine ist nothwendige Folge seines Wohlgefallens am Guten, das Andre nothwendige Folge seines Misfallens am Bösen (13). Wer Gott wohlgefällt, wird oder ist vielmehr schon selig; wer Gott misfällt, verdammt.

Anmerkung. Seligkeit und Verdammniß, Belohnung und Strafe betrachten wir hier bloß überhaupt als nothwendige Folgen des Wohlgefallens und des Misfallens Gottes — wie sie denn auch vernünftiger Weise nicht anders gedacht werden können — ohne uns auf die streitigen Fragen des Wie? und Wann? und Wo? einzulassen, welche alle bloß daher entstehn, daß der Mensch so gern über Dinge grübelt, die er nicht ergründen kann und auch nicht zu wissen braucht; daß er so gern das Uebersinnliche in den engen Kreis seiner Sinnlichkeit herabziehn, das rein Idealische anschauen und empfinden, das Unbetastbare gleichsam mit Händen greifen möchte. Diese Fragen führen zu gar nichts, als daß sie den Frager sammt dem Antworter in endlose Zweifel und Streitigkeiten verwickeln. Es ist also vernünftig, sich auf solche Fragen gar nicht einzulassen. Aber Eine Frage können wir hier nicht ganz über-

gehn, weil sie zu genau mit unsrer Untersuchung zusammenhangt, und weil sich doch etwas Vernünftiges darauf antworten lässt, nämlich die: Ist Gott als belohnend nur gütig oder auch gerecht? — Die Antwort ist kurz diese: In Bezug auf uns ist er gütig, in Bezug auf sich selbst gerecht. Alles Gute nämlich, was als von Gott kommend gedacht wird, ist von dem Menschen als ein Ausfluß der Gütigkeit Gottes anzusehn; denn aus Gütigkeit geschieht das, was nicht nach Rechtsgesetzen erfolgt; der Mensch hat aber in Bezug auf Gott gar kein Recht, etwas zu fodern. (Recht im eigentlichen oder strengen Sinne findet nur statt, wo etwas auch mit Gewalt durchgesetzt oder erzwungen werden kann und darf). Da also der Rechtsbegriff auf das Verhältniß des Menschen zu Gott gar nicht anwendbar ist, so kann die Gerechtigkeit Gottes im Verhältnisse desselben zum Menschen bloß als Strafgerechtigkeit gedacht werden; denn hier übt Gott sein richterliches Recht aus. Wird hingegen Gott als belohnend gedacht, so erscheint seine Handlungsweise gegen den Menschen nur als gütig; denn wie könnte der Mensch (der, wenn er auch noch so gut handelte, doch nur seine Pflicht und Schuldigkeit thäte, mithin dadurch eigentlich nichts weiter verdiente) — wie könnt' er auf Belohnung Anspruch machen und dieselbe als ein Recht auch nur fodern, geschweige denn erzwingen? Aber die Gerechtigkeit Gottes fodert es doch in Bezug auf ihn selbst, daß die Belohnung wenigstens keinem Unwürdigen zu Theil werde. Gott ist es, menschlicher Weise zu reden, gleichsam sich selbst schuldig, daß er Belohnung sowohl als Strafe im Verhältnisse zur sittlichen Beschaffenheit des Menschen austheile. Wenigstens können wir, wenn Gott einmal als belohnend und bestrafend gedacht werden soll, den Bestimmungsgrund der Belohnung und Bestrafung (ohne von Gott selbst durchaus unwürdige Begriffe zu hegen und sowohl seiner Heiligkeit als seiner Weisheit zu nahe zu treten) nicht in einer regellosen Willkür, noch in sympathetischen Neigungen Gottes, sondern nur in der sittlichen Beschaffenheit des Subjektes suchen, das belohnt oder bestraft werden soll. Gott ist also, auch wiefern er belohnt, in Rücksicht auf sich selbst, gerecht, in Rücksicht auf den Menschen aber, gütig zu nennen. Dieß kann man auch so ausdrücken: Gott als belohnend ist gütig, aber mit Weisheit, und weise Güte ist Gerechtigkeit.

16. Wenn auch der Mensch bei seinem Verhalten weder durch Rücksicht auf Belohnung (Hoffnung von

Gewinn) noch durch Rücksicht auf Strafe (Furcht vor Schaden) sich bestimmen lassen soll, weil im ersten Falle sein Gehorsam lohnsüchtig, im zweiten sklavisch, also in beiden Fällen nicht gewissenhaft wäre, folglich Gott ebendarum kein Wohlgefallen an ihm haben könnte (9 und 13): so kann doch der religiose Mensch in Ansehung des göttlichen Wohlgefallens oder Misfallens nicht gleichgültig sein; denn er würde ebendadurch Mangel an Achtung gegen Gott als heiligen Gesetzgeber, mithin auch gegen das Gesetz, als Gottes Willen, verrathen, folglich unsittlich gesinnt sein. Es entsteht also sehr natürlich im Menschen die Frage:

> Wodurch kann ich des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig werden?

17. Diese Frage muß in dem Menschen um so eher entstehn, wenn er sich in einem sittlichen Zustande sieht, welcher ihn nothwendig zu einem Gegenstande des göttlichen Misfallens macht. Er muß, auch wenn dieses Misfallen ganz und gar folgenlos wäre, dennoch wünschen, wieder ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens zu werden; muß folglich auch wünschen, zu wissen, wodurch er es werden könne; muß sich also diese Frage wo nicht mit durchaus bestimmter Entscheidung, doch wenigstens im Allgemeinen zu beantworten suchen.

Anmerkung. Wenn man das Misfallen Gottes anthropopathisch als Zorn über die Sünde vorstellt, so kann man jene Frage auch so ausdrücken: Wodurch kann der sündige Mensch mit Gott oder — welches einerlei ist — Gott mit dem sündigen Menschen versöhnt werden? Und wenn man das Misfallen Gottes als Ungnade ansieht, so kann man die Frage auch so einkleiden: Wodurch kann der Sünder bei Gott wieder zu Gnaden gelangen? Diese Ausdrücke sind auch an sich nicht verwerflich, ob sie gleich anthropopathisch sind. Denn der Mensch kann einmal von Gott nicht anders, als menschlich, reden; und im Grunde sind die Ausdrücke: Wohlgefallen und Misfallen, von Gott gebraucht, ebenfalls anthropopathisch; denn sie sind von unsrer Em-

pfindungsart, von der Art und Weise, wie wir durch gewisse Gegenstände affizirt werden, hergenommen. Auf Gott kann aber eben diese Empfindungsart nicht übergetragen werden. Es müssen daher solche von Gott gebrauchte Ausdrücke nur analogisch verstanden werden, d. h. sie sollen nur etwas ähnliches in Gott andeuten, wovon wir aber keine bestimmte Vorstellung haben. Indessen sind doch einige Ausdrücke der Misdeutung fähiger, als andre. Wir bleiben also für jetzt lieber bei der Formel: Wodurch kann der Mensch des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig werden? Die Beantwortung dieser Frage macht den Gegenstand oder Inhalt der Versöhnungslehre aus. Uebrigens kann die Versöhnung in Ansehung ihres Effekts auch Erlösung genannt werden. Denn der Mensch wird dadurch von dem Misfallen, dem Zorne, der Ungnade Gottes und allen unseligen Folgen derselben befreit; er wird dadurch von dem Verderben errettet, in welchem er sich befindet.

18. Bei Beantwortung jener Frage scheint nun die Vernunft in eben den Widerstreit mit sich selbst (Antinomie) zu gerathen, in welchen sie sich auch bei Auflösung andrer Probleme verwickelt. Da nämlich auf jede Frage eine doppelte Antwort, eine bejahende und eine verneinende, möglich ist, so kann auch in Ansehung unsrer Frage sowohl eine affirmative als eine negative Antwort gegeben und — was die Hauptsache ist — nicht bloß gegeben, sondern auch erwiesen werden.

19. Man kann nämlich entweder behaupten, daß der Mensch durch sich selbst des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig werde. Man kann aber auch behaupten, daß der Mensch nicht durch sich selbst, folglich durch einen Andern des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig werde.

20. Dieser Widerstreit lässt sich am deutlichsten dadurch darstellen, daß man zwei Personen gegen einander auftreten lässt, deren eine die affirmative Antwort (den Satz oder die Thesis) die andre die negative Antwort (den Gegensatz oder die Antithesis) behauptet. Wir wollen die erste Person A, die zweite B nennen.

21. Da sich mit gutem Grunde voraussetzen lässt, daß, wenn sich die Vernunft selbst in einen Widerstreit bei

Beantwortung einer Frage verwickelt, ebendieselbe Vernunft (sobald sie nur auf ihr Verfahren aufmerksam ist und dadurch die einseitige Ansicht der Sache, woraus der Widerstreit entspringt, bemerken lernt) diesen Widerstreit sofort aufheben könne, daß es also eine Synthesis geben müsse, wodurch der Streit zwischen Thesis und Antithesis verschwindet: so muß auch unsre Untersuchung in zwei Theile zerfallen, deren erster die Antinomie der Vernunft in der Versöhnungslehre darstellt, und deren zweiter sie auflöst. Das Ergebniß der ganzen Untersuchung aber wird ein besondrer Anhang, die Hauptmomente der Versöhnungslehre in dreifacher Hinsicht enthaltend, aufstellen.

Erster Abschnitt.

Darstellung des Widerstreits der Vernunft mit sich selbst in der Versöhnungslehre.

A. Thesis:

Der Mensch wird durch sich selbst des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig.

Beweis.

Gott kann nur Wohlgefallen haben an dem, was gut ist; denn er ist selbst der Gute im eminentesten Sinne des Wortes. Gott kann also auch am Menschen nur Wohlgefallen haben, wieferne der Mensch gut ist; und zwar sittlich gut *). Der Mensch kann aber nur unter der Bedingung sittlich gut heißen und mithin auch Gott wohlgefällig sein, wenn sein Wille — nebst dem daraus von selbst folgenden Verhalten — dem Gesetze, als göttlichem Willen, angemessen ist (12 und 13). Denn der Wille eines Andern möchte dem Gesetze noch so angemessen sein — Gott könnte, ohne sich selbst zu täuschen, doch nicht den, dessen Wille dem Gesetze nicht angemessen ist, mit Wohlgefallen

---

*) Da das Wohlgefallen Gottes hier als zurechnend betrachtet wird, so kann es nur auf das Sittlichgute am Menschen bezogen werden. Das Wohlgefallen Gottes am Natürlichguten hat der Mensch mit allen übrigen Geschöpfen Gottes gemein, nach dem bekannten Ausspruche: Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und es war sehr gut. Dieses Wohlgefallen ist das schöpferische, jenes das richterliche.

betrachten; er könnte nicht ohne Verletzung der ewigen Gesetze der Gerechtigkeit, nach welchen jedem das Seine zugerechnet werden muß, dem Menschen etwas zum Verdienste zurechnen, was ihm doch nicht als solches zukäme. Also kann der Mensch nur durch seinen eignen Willen des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig werden; er muß sich selbst alles dessen empfänglich machen, was ihm als Folge des göttlichen Wohlgefallens zu Theil werden soll, damit er dieser Folge wenigstens nicht unwürdig sei. Man kann daher mit Recht sagen: Der Mensch kann und muß durch eignes Verdienst gerecht und selig werden*).

Dieser Beweis kann auch so geführt werden: Setzet, es komme dem Menschen ein fremdes Verdienst zu Gute, welches er nur gläubig anzunehmen und zu ergreifen habe, so muß doch wenigstens dieses Annehmen und Ergreifen als ein freier Akt seines eignen Willens gedacht werden; es muß ihm wenigstens dieser Akt als eignes Verdienst zukommen; er muß sich wenigstens dadurch des göttlichen Wohlgefallens empfänglich machen, daß er gläubig annimmt und ergreift, was ihm von Gott geboten wird. Denn sollte ihm von Gott auch der Glaube, mit dem er ein fremdes Verdienst annimmt und ergreift, mitgetheilt werden: so wäre diese Wirksamkeit Gottes entweder widerstehlich oder unwiderstehlich. Wäre sie widerstehlich, so bekäme der Mensch wieder wenigstens durch sein Nicht-Widerstehen ein eignes Verdienst. Wäre sie aber unwiderstehlich, so könnte erstlich keinem Menschen der Mangel des Glaubens zugerechnet werden, weil dann der Grund dieses Mangels lediglich in Gott läge; so würde

*) Gerechtigkeit bedeutet hier die Empfänglichkeit des göttlichen Wohlgefallens, Seligkeit die Folge desselben, und Verdienst das, was überhaupt geschieht, um jene Empfänglichkeit in einem Menschen hervorzubringen. Geschieht es durch mich selbst, so ist es eignes — geschieht es durch einen Andern, so ist es fremdes Verdienst.

zweitens der gläubige Mensch zur bloßen Maschine herabgewürdigt und auch ein Thier, eine Pflanze, ein Klotz könnte ein Gläubiger werden; so wäre endlich drittens die ganze Vermittelung, d. h. die Veranstaltung in Ansehung eines fremden Verdienstes, an das geglaubt werden soll, um gerecht und selig zu werden, überflüssig; denn Gott dürfte nur Jedem statt des Glaubens an ein fremdes Verdienst unmittelbar eine hinlängliche Quantität eignes Verdienstes aufdringen, um die Menschen mit Wohlgefallen betrachten zu können. Würde aber alles dieses nicht zuletzt auf ein zweckloses Spiel der Gottheit mit dem Menschen oder vielmehr mit sich selbst hinauslaufen, und kann irgend Jemand, der auch nur den mindesten Begriff von der unendlichen Würde des Allerheiligsten hat, einen solchen Gedanken erträglich finden?

B. Antithesis:

Der Mensch kann nicht durch sich selbst des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig werden; er muß es also durch einen Andern werden.

Beweis.

Gott kann nur Wohlgefallen haben an dem, was gut ist; denn er ist selbst der Gute im eminentesten Sinne des Wortes. Gott kann also auch am Menschen nur Wohlgefallen haben, wieferne der Mensch gut ist, und zwar sittlich gut*). Der Mensch kann aber nur unter der Bedingung sittlich gut heißen und mithin auch Gott wohlgefällig sein, wenn sein Wille — nebst dem daraus von selbst folgenden Verhalten — dem Gesetze, als göttlichem

*) S. die erste Anmerkung zum vorigen Beweise.

Willen, angemessen ist (12 und 13). Denn ist der Wille dem Gesetze nicht angemessen, so will der Mensch etwas anders, als Gott will, was also Gott, als ein heiliges Wesen, unmöglich billigen kann. Angemessenheit des Willens zum Gesetze aber ist nichts anders, als durchgängige Uebereinstimmung des Willens mit dem Gesetze, oder sittliche Vollkommenheit. So lange also der Mensch mit dem Gesetze nicht durchgängig (der That und der Gesinnung nach) übereinstimmt, so lange ist sein Wille dem Gesetze nicht angemessen; und diese Disharmonie zwischen dem menschlichen Willen und dem göttlichen muß nothwendig ein Gegenstand des göttlichen Misfallens sein. Nun ist es eine unbezweifelte Thatsache, daß alle Menschen sündigen. Auch lehrt Jeden sein Bewusstsein, wenn er nur auf sich selbst aufmerken (in seinen Busen greifen) will, daß, wenn er auch nicht immer wirklich das Gesetz übertritt, er doch sehr oft zur Uebertretung geneigt ist. Und die Erfahrung lehrt, daß dieser Hang zur Sünde bei den Menschen sich schon zeigt, sobald sie nur anfangen, ihre Freiheit einigermaßen zu gebrauchen, daß also jener Hang in die menschliche Natur gleichsam eingewurzelt ist, und daß wir unaufhörlich mit ihm, wie mit einem bösen Feinde, der uns immerfort bedroht, zu kämpfen haben. Wenn sich daher auch Jemand im Zustande der Besserung befindet: so bringt er es doch mit allem seinen Streben nach der sittlichen Vollkommenheit nicht zur wahren Vollkommenheit. Seine Tugend ist und bleibt immerfort unvollkommen, mithin er selbst, so wie er eben ist, stets ein Gegenstand des göttlichen Misfallens. Soll er nun doch, der Voraussetzung nach, des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig werden: so kann er es wenigstens nicht durch sich selbst werden, so muß er durch einen Andern alles dessen empfänglich werden, was ihm als Folge des göttlichen Wohlgefallens zu Theil werden soll, damit er dieser Folge wenigstens nicht unwürdig sei. Man kann daher mit Recht sagen: Der Mensch kann nicht durch eignes Verdienst, sondern er

muß durch ein fremdes Verdienst gerecht und selig werden *).

Dieser Beweis lässt sich auch so führen: Wenn der Mensch sich bessern und dadurch Gottes Wohlgefallen selbst erwerben soll, so muß er vom Bösen aus und zum Guten über gehn. Um sich aber zur Besserung auch nur entschließen zu können, müsst' er schon das Gute lieben und das Böse verabscheuen; er müsste also schon wenigstens der Gesinnung nach ein guter Mensch sein. Diese aber ist eben die Hauptsache, und macht die meiste Schwierigkeit; denn mit dem Wandel giebt sich's hernach von selbst, wenn nur erst die gute Gesinnung da ist. Daher ist es schlechterdings unbegreiflich, wie der Mensch gut und Gott wohlgefällig werden soll, wenn ihm nicht anderweit etwas zu statten kommt. Es fehlt ihm nicht nur an eignem Verdienste, sondern man sieht auch nicht ein, wie er sich dergleichen erwerben könne; wofern nicht ein fremdes Verdienst gegeben ist, das er sich durch Glauben zueignet, und um dessen willen ihm Gott sein Wohlgefallen schenkt. Daher scheint Herr von Eckartshausen in seiner Schrift: Glaube an Jesum, der kürzeste Weg zu Gott, nicht mit Unrecht dem Menschen zuzurufen: »Verlaß all dein Ringen »nach Tugend, schwacher Mensch! Du wirst sie nie erreichen — weder durch deine Vernunft, noch durch dein Herz. »Verlaß all dein Bemühen, dich empor zu schwingen; du »bist zu tief gesunken! Und doch bleibt dir eine große Stütze »in deinem Elende; die kann dich heraus reißen; an die »musst du dich anklammern. Diese Stütze ist Christus, »und dieses Anklammern ist der Glaube an ihn. Du bist »nichts ohne ihn, und alles durch ihn; du kannst »nichts aus dir machen, er allein macht alles aus dir. So »wenig als das Holz einer Flöte ein Verdienst hat an dem »schönen Konzerte, das der Hauch des Tonkünstlers auf selbigem bläst: so wenig hast du Verdienst an allem Guten,

*) S. die zweite Anmerkung zum vorigen Beweise.

»das in dir ist. Das Gute gehört alles dem Herrn; nur »das Arge ist unser, wie die rohe Unempfänglichkeit des »Tons dem Holze eigen ist, aus dem die Flöte gemacht »wird. Die Kunst organisirt das unfähige Holz erst zur »Flöte, und der Künstler spielt auf dem organisirten Holze »die harmonischen Töne. So organisirt die Gnade des Herrn »und sein Verdienst uns zu Gliedern seines Reiches, und »seine Herrlichkeit wirkt in uns das Herrliche.«

Zusatz

zur Darstellung des Widerstreits der Vernunft mit sich selbst in der Versöhnungslehre.

Hier sind wir denn also auf eines der seltsamsten Phänomene im menschlichen Gemüthe gestoßen! Die Vernunft kann nicht umhin, sich die Frage vorzulegen: Wie und wodurch kann der Mensch des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig werden? Indem sie aber dieselbe zu beantworten sucht, geräth sie in einen offenbaren Widerstreit mit sich selbst. Auf der einen Seite heißt es: Entweder kann der Mensch des göttlichen Wohlgefallens gar nicht theilhaftig werden, oder er wird es nur durch sich selbst. Denn Gott muß doch an dem Menschen dasjenige finden, was Gott wohlgefallen soll. Und wenn ihm auch von außen etwas dargeboten wird, was ihn Gott wohlgefällig machen kann: so muß er doch wenigstens dieses Dargebotene freiwillig annehmen und benutzen; sein Wille muß also doch zuletzt den eigentlichen Grund des göttlichen Wohlgefallens enthalten; es kann nicht bloße Passivität sein, was ihm das Wohlgefallen erwirbt, sondern er muß es selbthätig erwerben. Auf der andern Seite aber heißt es: Entweder kann der Mensch des göttlichen Wohlgefallens gar nicht theilhaftig werden, oder er wird es nur durch einen Andern. Denn Gott kann doch an dem Unvollkommnen

kein Wohlgefallen haben. Der Mensch aber ist und bleibt immerfort unvollkommen; wie sehr er auch nach dem Guten strebe, sein Wille ist dem Gesetze nie wirklich angemessen; also kann er auch nicht durch denselben das Wohlgefallen Gottes erwerben.

Es erhellet aber aus unsrer Darstellung von selbst, daß diese Antinomie nicht etwa durch eine künstliche Sophisterei, durch ein bloßes Blendwerk von Scheingründen hervorgebracht ist. Sie ist vielmehr in der Natur des menschlichen Denkvermögens selbst gegründet *). Sie ist nothwendiges Resultat der Reflexion auf die Bedingungen der sittlichen Zurechnung einerseit, und auf die Beschaffenheit unsers sittlichen Zustandes anderseit. Daher kann denkenden und wohlgesinnten Menschen in Augenblicken, wo sie ernstlich über das Eine oder das Andre nachdenken, sich bald die Thesis, bald die Antithesis lebhafter aufdringen, so daß sie selbst in einen Zustand des Hin- und Herschwankens gerathen, und sich bald auf diese, bald auf jene Seite neigen. Das eine Mal sagt der Mensch gleichsam zu sich selbst: Aber ich muß doch selbst an meiner sittlichen Veredlung arbeiten, wenn der Heilige mit Wohlgefallen auf mich als einen guten Menschen herabsehn soll! Das andre Mal hingegen sagt er: Aber es muß doch irgend ein Mittel geben, wodurch meine Unvollkommenheit in den Augen Gottes vergütet und meine Sündenschuld getilgt wird, wenn der Heilige mit Wohlgefallen auf mich als einen unvollkommnen Menschen herabsehn soll!

Man wird bei einiger Aufmerksamkeit auf sich selbst oder Andre leicht bemerken, daß sich die Antithesis vorzüglich

---

*) Wir können nicht anders reflektiren — unsre Aufmerksamkeit auf das Eine richten, ohne zugleich zu abstrahiren — unsre Aufmerksamkeit von dem Andern abzuziehn. Es wird sich im zweiten Abschnitte zeigen, daß die nothwendige Verknüpfung der Reflexion mit der Abstrakzion im Denken die einzige Quelle dieser — so wie aller — Antinomie der Vernunft ist.

dann mit großer Lebhaftigkeit dem Gemüthe aufdringt, wenn dasselbe von dem Bewusstsein seiner Unvollkommenheit mächtig ergriffen ist, wenn das Gewissen etwa nach Vollbringung einer unsittlichen That plötzlich erwacht, und den Menschen an diese und alle vorhergehende Uebelthaten recht lebendig erinnert.

Daher neigen sich Sterbende so gern auf die Seite der Antithesis. Denn wenn es an's Sterben geht, so erwacht gewöhnlich das Gewissen am lebhaftesten, weil die sinnlichen Eindrücke erlöschen und die übersinnliche Welt uns gleichsam näher rückt. Die Rechnung scheint nun abgeschlossen, die Aussicht, das begangene Böse durch einen guten Lebenswandel einigermaßen selbst zu vergüten, verschwindet, und der Weltrichter in seiner furchtbaren Majestät steht vor dem erschrockenen Sünder. Da ist ihm denn freilich die Lehre von einem fremden Verdienste ein willkommnes Evangelium! Auch wird hieraus die Anhänglichkeit bejahrter Menschen, die in der Jugend ein ausschweifendes Leben führten, an jene Lehre sehr begreiflich.

Man wird aber auch bei einiger Aufmerksamkeit jene Antinomie in allen den Schriften finden, welche von jeher über die Versöhnungslehre und alles, was damit zusammenhangt, geschrieben worden. Man lese nur z. B. die Schriften, welche neuerlich über Reinhard's bekannte Predigt von der freien Gnade Gottes, sowohl für als wider, erschienen sind. Ist nicht hier die Thesis, dort die Antithesis so handgreiflich, sind nicht beide Behauptungen in einigen dieser Schriften mit solchem Nachdrucke und mit so bedeutenden Gründen ausgeführt, daß man am Ende selbst nicht weiß, wofür man sich entscheiden soll? *) Oder

---

*) Dieses Endurtheil: Ich weiß nicht, was ich glauben soll — zuweilen auch mit dem Zusatze: Die Theologen mögen es wohl selbst nicht wissen! — hab' ich bei Gelegenheit der oben berührten Fehde so oft gehört, von Klerikern und Laien, Gelehrten und Ungelehrten, Alten und Jungen, daß ich dafür hielt, eine gründliche Aus=

man lese die Schriften Augustin's und seiner Gegner, oder Luther's und seiner Gegner über diesen Gegenstand! Ueberall wird dem aufmerksamen Leser jene Antinomie mit solcher Klarheit in die Augen springen, daß man uns gewiß nicht beschuldigen wird, als hätten wir hier absichtlich die Vernunft mit sich selbst entzweiet, um uns an diesem Kampfe zu belustigen oder wohl gar die Leser durch Verwirrung ihrer Gedanken zum Besten zu haben. Schon die einfache Thatsache, daß die Menschen von Anbeginn, d. h. so bald ihre sittlichen Anlagen sich einigermaßen entwickelt und ausgebildet hatten, ein tugendhaftes Leben, mithin selbthätige Veredlung, als Bedingung des göttlichen Wohlgefallens ansahen, und doch zugleich auf Mittel dachten, die Gottheit zu versöhnen, mithin irgend eine äußere Vermittelung des göttlichen Wohlgefallens annahmen — schon diese unleugbare, in den heiligen und Profanskribenten vor Augen liegende Thatsache kann und muß uns von dem Vorwurfe frei sprechen, daß wir jene Antinomie erst beliebig ausgedacht haben möchten. Sie hat ihre Wirksamkeit durch alle Zeitalter hindurch auf das kräftigste geäußert, und es bedarf gar keiner großen Aufmerksamkeit oder Geschichtkenntniß, um die deutlichsten Spuren davon in den menschlichen Handlungen und Meinungen zu finden.

Was folgt denn nun aus diesem seltsamen Widerstreite der Vernunft mit sich selbst? — Die nächste Folgerung, die Jemand ziehen könnte, wäre vielleicht diese: Die Vernunft kann und darf hierüber gar nicht entscheiden; sie muß die Entscheidung nur von einer höhern Offenbarung erwarten und annehmen; Gott selbst muß den Menschen belehren, wie und wodurch er des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig

---

einanderſetzung der Sache sei schon darum ein verdienstliches Werk, um den höchst gefährlichen religiosen Indifferentismus nicht immer weiter um sich greifen zu lassen. Ob gegenwärtiger Versuch diesem Zwecke angemessen sei, weiß ich nicht. Aber dieß war mein Zweck.

werden solle; Gott muß uns sagen, ob Thesis oder Antithesis wahr sei.

Wir wollen jetzt nicht darauf dringen, daß, wenn die Vernunft, die doch auch von Gott, dem Urquell alles Guten kommt, sich in ein Labyrinth verirrt, sich wenigstens präsumiren lässt, sie werde, wenn sie ihr eignes Verfahren nur recht in's Auge fasse, auch wohl den Faden in sich finden, der sie aus dem Labyrinthe herausführe. Wir nehmen vielmehr jene Antwort utiliter an, und wenden uns sogleich zu derjenigen Offenbarung, welche uns am nächsten liegt, zur christlichen. Wir öffnen also das Buch, welches diese Offenbarung enthält, und treffen zuerst auf folgenden Ausspruch des Apostels Paulus in seinem Briefe an die Römer, Kap. 3. V. 23—28:

»Es ist hier kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten, und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist, welchen Gott hat vorgestellt zu einem Gnadenstuhle, durch den Glauben in seinem Blute, damit er die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, darbiete, in dem, daß er Sünde vergiebt, welche bisanhero blieben war unter göttlicher Geduld; auf daß er zu diesen Zeiten darböte die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt; auf daß er allein gerecht sei, und gerecht mache den, der da ist des Glaubens an Jesum. Wo bleibet nun der Ruhm? Er ist aus. Durch welch Gesetz? Durch der Werke Gesetz? Nicht also, sondern durch des Glaubens Gesetz. So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, (allein) durch den Glauben« *).

*) Bekanntlich steht das Wörtchen »allein« nicht im Grundtexte. Hier heißt es bloß: χωρις εργων νομου. Luther hat es aber, wie mich dünkt, durch ein sehr richtiges exegetisches Gefühl geleitet, eingeschoben. Das Wörtchen »allein« liegt so ganz im Geiste der Rede des Apostels, daß es sich dem Leser wie von selbst aufzudringen scheint.

Wir lesen weiter und treffen tiefer unten auf einen andern Ausspruch des Apostels Jakobus in seinem katholischen Briefe, Kap. 2. V. 14 — 24:

»Was hilft's, lieben Brüder, so jemand saget, er habe den »Glauben, und hat doch die Werke nicht? Kann auch »der Glaube ihn selig machen? So aber ein Bru- »der oder eine Schwester bloß wäre, und Mangel hätte »der täglichen Nahrung, und jemand unter euch spräche »zu ihnen: Gott berathe euch, wärmet euch und sättiget »euch! ihr gäbet ihnen aber nicht, was des Leibes Noth- »durft ist, was hülfe sie das? Also auch der Glaube, »wenn er nicht Werke hat, ist er todt an ihm selber. »Aber es möchte jemand sagen: Du hast den Glauben und »ich habe die Werke! Zeige mir deinen Glauben mit dei- »nen Werken, so will ich auch meinen Glauben dir zeigen »mit meinen Werken! Du glaubest, daß ein einiger Gott »ist; du thuest wohl daran; die Teufel glauben's auch, »und zittern. Willst du aber wissen, du eitler Mensch, »daß der Glaube ohne Werke todt sei? Ist nicht Abra- »ham, unser Vater, durch die Werke gerecht wor- »den, da er seinen Sohn Isaak auf dem Altar opferte? »Da siehest du, daß der Glaube mitgewirket hat (συνηρ- »γει) an seinen Werken, und durch die Werke ist der »Glaube vollkommen worden.« (Nicht umgekehrt die Werke durch den Glauben.) »Und ist die Schrift erfüllet, die »da spricht: Abraham hat Gott geglaubet, und ist ihm »zur Gerechtigkeit gerechnet, und ist ein Freund Gottes »geheißen. So seht ihr nun, daß der Mensch durch »die Werke gerecht wird, nicht durch den Glau- »ben allein« *).

*) Hier steht das Wörtchen »allein (μονον)« wirklich im Grundtexte. Wenn, wie höchst wahrscheinlich ist, Jakobus, wo nicht die paulinischen Worte im Brief an die Römer, doch die ihm gewiß bekannte paulinische Lehre vor Augen gehabt hat: so erhellet hieraus noch mehr, daß Luther nicht mit Unrecht jenes Wörtchen in den paulinischen Text einschob.

Was finden wir denn nun in diesen beiden äußerst merkwürdigen Stellen? Bedarf es noch einer Hinweisung auf unsre Antinomie? Liegt nicht in der letzten Stelle unsre Thesis — durch sich selbst, durch gute Werke, durch eignes Verdienst wird der Mensch Gott wohlgefällig, gerecht und selig — und in der ersten unsre Antithesis — nicht durch sich selbst, nicht durch gute Werke, sondern durch den Glauben an ein fremdes Verdienst wird der Mensch Gott wohlgefällig, gerecht und selig — so klar, so offen da, daß man von irgend einer vorgefassten Meinung ganz geblendet sein muß, wenn man dieß nicht sehen will? Auch sahe dieß unser guter großer Luther, den sein Gefühl nur selten trog, und dem nur gründlichere kritisch-exegetische Kenntnisse fehlten, um der größte Bibelausleger und der glücklichste Bibelübersetzer zu werden. Er sahe dieß (Jacobus directe contra Paulum operibus justificationem tribuit — sind seine Worte) und was that er? Er konnte die Synthesis zwischen jener Thesis und Antithesis nicht gleich finden, warf sich daher (aus Gründen, die nicht hieher gehören, auch sattsam bekannt sind) auf die Seite der paulinischen Antithesis, und verwarf die sonst so treffliche jakobische Epistel als eine stroherne, nicht apostolische, nicht christliche Schrift *).

*) Luther verfiel hier in denselben Fehler, in welchen manche neuere Theologen verfallen sind, nämlich aus dogmatischen Gründen etwas aus der Bibel weg zu kritisiren oder zu exegesiren. Er schließt: Weil Jakobus geradezu gegen Paulus die Rechtfertigung den Werken beilegt, so gilt der jakobische Brief nichts. Wetstein tadelt diesen Schluß mit Recht und meint, man hätte eben so gut diesen Schluß umkehren und den paulinischen Ausspruch verwerfen können. Er sucht daher eine Vereinigung zwischen Jakobus und Paulus zu stiften, und meint, jener habe unter ἔργοις moralische Handlungen, dieser mosaische Gebräuche verstanden. Allein diese Erklärung haben bereits sehr einsichtsvolle Theologen verworfen und mit Recht. Denn Paulus beruft sich in dem Folgenden, wie Jakobus, auf Abraham, der vom mosaischen Zerimonialgesetze nichts wusste. (Vergl. Röm. 4. 1—3 mit

Der große Mann übereilte sich hierin unstreitig; denn er zerhieb durch einen kritischen oder vielmehr unkritischen Machtspruch den Knoten, den er durch Vernunft, und zwar durch philosophirende, nicht durch exegesirende, wie Wetstein und andre Theologen thaten, hätte lösen sollen. — eine Uebereilung, die man ihm um seines lebendigen Eifers willen für alles, was er für wahr und gut hielt, gar wohl verzeihen kann. Allein so viel erhellet doch hieraus und aus den übrigen von uns angeführten exegetischen Gründen, daß Luther selbst unsre Antinomie in den oben (nach seiner eignen Uebersetzung wörtlich) angezognen Stellen der Schrift fand, und daß er sie nicht willkürlich erst selbst hineingetragen hat. Nun findet sich aber keine andre Stelle in der Schrift, worin eine wirkliche Auflösung jener Antinomie enthalten wäre, d. h. eine Stelle, in welcher diese Auflösung nach dem klaren und einfachen Wortverstande läge. Ueberall fodert vielmehr die Schrift bald den guten Lebenswandel als Bedingung des göttlichen Wohlgefallens, bald verweist sie wieder auf den Glauben an Jesum als diese Bedingung; bald empfiehlt sie das Beispiel Jesu zur Nachahmung, bald stellt sie den Tod Jesu als Sühnungsmittel auf; bald ist es selbthätige Tugend, bald das Verdienst Jesu, wovon sie die Seligkeit des Menschen abhangen lässt. Daher kommt der Theolog in dieser Sache mit der bloßen Exegese nie auf's Reine, sondern er muß seine Zuflucht zum Räsonnement neh-

---

Jak. 2. 21—23.) Und wenn Abraham aus Vertrauen und Gehorsam gegen Gott sein Liebstes, den einzigen Sohn von der Sara, hinzugeben bereit war, so war das doch wahrlich kein bloßes Zerimonienwerk! Der Widerstreit zwischen Jakobus und Paulus liegt also am Tage. Jener lässt den Abraham ausdrücklich durch die Werke (V. 21), dieser durch den Glauben (V. 2 u. 3) vor Gott gerechtfertigt werden. Hätte Jakobus eben so viel und so nachdrücklich darüber geschrieben, als Paulus, so würde die Sache noch weniger zweifelhaft sein. Ob sich aber nicht eine anderweite Vereinigung zwischen ihnen denken lasse, wird die Folge zeigen.

men, d. h. er muß jene Antinomie, welche die Schrift selbst aufstellt, ohne sie doch aufzulösen, als einen Gegenstand seines eignen weitern Nachdenkens über die Lehren der Schrift (gleichsam als ein Problem für die philosophirende Vernunft) betrachten. Er muß also versuchen, die Synthesis zwischen der von der Schrift selbst aufgestellten Thesis und Antithesis durch sein eignes Nachdenken zu finden; und ein solcher Versuch kann ihm ebendeshalb um so weniger zum Verbrechen gemacht werden, da ja die Schrift selbst ihn in die Nothwendigkeit versetzt hat, darüber nachzudenken, wie der in ihr sich findende Widerstreit wohl aufzulösen sein möchte, damit jeder Verehrer der Schrift zu seiner Beruhigung und zur Behauptung des Ansehens der Schrift begreife, es liege in derselben eigentlich doch kein wahrer, sondern nur ein scheinbarer Widerstreit.

Ehe wir aber diesen Versuch wagen, sei uns noch folgende Bemerkung erlaubt. Wenn sich die oft erwähnte Antinomie wirklich sowohl in der Vernunft als in der Schrift findet: sollte uns dieß nicht in unsern gegenseitigen Urtheilen über einander in Ansehung dieses Punktes vorsichtig, bescheiden und duldsam machen? Können denn nicht beide, sowohl A., der die Thesis, als B., der die Antithesis behauptet, denkende und wohlgesinnte Männer sein? Können nicht beide aus lebendigem Eifer für alles Wahre und Gute ihre Behauptungen vortragen und mit allem Nachdrucke zu unterstützen suchen? Kann es nicht sowohl dem ein Ernst um wahre Gottseligkeit und Tugend sein, der da mit Jakobus sagt: »Menschen, thut Gutes und macht euch dadurch selbst des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig!« — als dem, der da mit Paulus sagt: »Menschen, glaubet und sehet hin auf »Jesum, der euch des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig ge»macht hat!« —? Wie, wenn sich zeigen ließe, daß zwischen den beiderseitigen Behauptungen, so widerstreitend sie auch zu sein scheinen, doch kein wahrer, unauflöslicher, Widerstreit stattfinde, daß beide Parteien im Grunde ihres Herzens und Sinnes einiger seien, als sie sich wohl selbst einbilden mögen?

Wollten wir uns dennoch einander verschreien, verketzern, verdammen, uns wechselseitig der Unwissenheit, Schriftverdrehung, Heuchelei, und Gott weiß, was sonst noch für böser Dinge beschuldigen? Das sei ferne! Lasset uns nicht des Glaubens, lasset uns aber auch nicht der Liebe vergessen!

Zweiter Abschnitt.

Auflösung des Widerstreits der Vernunft mit sich selbst in der Versöhnungslehre.

Eine Antinomie, wie die im vorigen Abschnitte dargestellte, wo die einander entgegenstehenden Sätze gleichmäßig bewiesen werden konnten, ist nur dadurch auflösbar, daß man auf das Verfahren der Vernunft in diesen Beweisen aufmerksam ist, um das Wahre, was in beiden Behauptungen liegt, aufzufinden. Denn so viel ist gewiß, schlechthin, d. h. mit absoluter Ausschließung des Andern, kann keiner von beiden Sätzen wahr sein. Dieß würde den ersten Grundsätzen der Logik widerstreiten. Also können beide Sätze nur unter einer gewissen Bedingung, d. h. mit einer gewissen Einschränkung, die aber in ihnen selbst schon liegen muß, wahr sein.

Wie verfuhr denn nun die Vernunft in ihren Beweisen? Man wird bemerkt haben, daß A. und B. anfangs von völlig gleichen Prämissen ausgingen bis auf den Satz: Gott wohlgefällig kann der Mensch nur insoferne sein, als sein Wille dem Gesetze angemessen ist. Nun reflektirte A. auf den Ausdruck: sein Wille, B. hingegen auf den Ausdruck: Angemessen. A. schloß nämlich, weil der Mensch nur unter der Bedingung Gott wohlgefallen kann, daß sein Wille dem göttlichen Gesetze angemessen sei; so muß der Mensch selbst das Seinige thun, um des gött-

lichen Wohlgefallens theilhaftig zu werden. B. aber schloß, weil der Mensch nur unter der Bedingung Gott wohlgefallen kann, daß sein Wille dem göttlichen Gesetze angemessen sei: so kann der Mensch selbst nicht Alles thun, um des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig zu werden. Betrachten wir nun diese beiden Konklusionen:

A. Der Mensch muß das Seinige thun,
B. Der Mensch kann nicht Alles thun,

um des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig zu werden, etwas genauer: so finden wir, daß sie beide sehr wohl neben einander bestehen können. Die Thesis hat nämlich folgenden Sinn:

> Handle, d. h. arbeite an deiner sittlichen Veredlung aus allen deinen Kräften, gleich als ob du dich selbst unmittelbar des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig machen könntest!

Die Antithesis aber hat den Sinn:

> Glaube, d. h. hege das feste Vertrauen zu Gott, daß, wiewohl du es nie bis zur wirklichen Vollkommenheit bringst und also insofern ihm nicht wohlgefällst, Gott doch in Rücksicht auf das, was nicht unmittelbar in dir angetroffen wird, was aber mittelbar dir zu Theil werden kann, dich seines Wohlgefallens würdigen werde!

Stehen denn nun diese beiden Sätze im Widerspruche? Nichts weniger als dieß. Wir können sie sogar in Einen Satz vereinigen. Wenn man nämlich das, was jeder Mensch thut, um des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig zu werden, eignes Verdienst, dasjenige hingegen, was nicht in jedem Menschen unmittelbar angetroffen wird, worauf in Beziehung aber Gott den Menschen seines Wohlgefallens würdigt, fremdes Verdienst nennt: so ergiebt sich aus den beiden vorhergehenden Sätzen, die oben

als Thesis und Antithesis erschienen, es jetzt aber nicht mehr sind, folgender Satz als

Synthesis:

Arbeite aus allen Kräften an deiner sittlichen Vervollkommnung mit dem festen Vertrauen, daß Gott ungeachtet der dir noch anhangenden Unvollkommenheiten, wenn auch nicht um deines eignen, so doch um eines fremden Verdienstes willen, kein Misfallen an dir haben werde!

Da nun das göttliche Wohlgefallen und Misfallen hier nach einer bereits oben (s. die erste Anmerkung zum Beweise der Thesis) gemachten Bemerkung als zurechnend betrachtet werden muß, und da jede sittliche Unvollkommenheit etwas Sündhaftes ist, so kann man obigen Satz auch so ausdrücken:

Arbeite aus allen Kräften an deiner sittlichen Vervollkommnung mit dem festen Vertrauen, daß dir Gott deine Sünden, wenn auch nicht um deines eignen, so doch um eines fremden Verdienstes willen, nicht zurechnen werde!

Da ferner die Sünden nicht zurechnen eben so viel heißt, als die Sünden vergeben, und da Vergebung der Sünden mit dem Wohlgefallen Gottes nothwendig verknüpft sein muß, so kann obiger Satz auch so ausgedrückt werden:

Arbeite aus allen Kräften an deiner sittlichen Vervollkommnung mit dem festen Vertrauen, daß dir Gott deine Sünden, wenn auch nicht um deines eignen, so doch um eines fremden Verdienstes willen, vergeben werde.

Da endlich Vergebung der Sünde sowohl überhaupt, als besonders in Hinsicht auf ein fremdes Verdienst ein Akt der Gnade Gottes ist, die Gnade Gottes aber schlechterdings

als frei gedacht werden muß, so ergiebt sich daraus auch folgende Formel unsrer Synthesis:

Arbeite aus allen Kräften an deiner sittlichen Vervollkommnung mit festem Vertrauen auf die freie Gnade Gottes! *)

Es war also zwischen der Thesis und Antithesis nur insofern ein Widerstreit, als

1) in der Thesis in Ansehung der Möglichkeit des göttlichen Wohlgefallens am Menschen Alles auf das eigne Verdienst gerechnet, mithin fälschlich vorausgesetzt wurde, daß

---

*) Die Gnade Gottes ist nichts anders, als dessen Gütigkeit, nur in besondrer Beziehung gedacht. Gnade ist Gütigkeit gegen den Untergebnen. Nur der Regent in Beziehung auf den Unterthan, nur der Herr in Beziehung auf den Knecht kann nach dem eigentlichen Sprachgebrauche gnädig heißen. (Der uneigentliche Sprachgebrauch der Höflichkeit und Konvenienz, welcher die Worte oft nur allzusehr misbraucht, geht uns hier nichts an.) Gott ist also gnädig im eminentesten Sinne des Worts; denn er ist ursprünglicher und nothwendiger Regent und Oberherr der Menschen. Folglich muß alles, was Gott für den Menschen thut, es sei (wie die Theologen sagen) im Leiblichen oder im Geistlichen, oder (wie die Philosophen sagen) in phisischer oder in moralischer Hinsicht, als ein Ausfluß der Gnade Gottes (actus gratiae divinae) angesehn werden. Daß aber die Gnade Gottes frei sei, versteht sich von selbst; denn wer vermag Gott etwas abzunöthigen? Indessen ist doch zu bemerken, daß, da in Gott selbst Freiheit und Nothwendigkeit innig verknüpft oder vielmehr identisch ist, Gottes Gnade nur in Bezug auf uns frei heißt. Denn was Gott thut, thut er vermöge der Nothwendigkeit seiner Natur oder seines Wesens; er kann nur das Gute thun, weil er nur das Gute wollen kann; er thut es folglich zwar mit absoluter Spontaneität, zugleich aber auch mit absoluter Nothwendigkeit. (Es ist unmöglich, daß Gott lüge.) Wie beides in Gott vereinigt sein könne, ist freilich für uns unbegreiflich. Aber ist nicht Gott für uns überhaupt unbegreiflich? Und vermögen wir mehr als das Verhältniß zwischen Gott und uns nach gewissen Analogien zu denken?

es der Mensch wirklich zur sittlichen Vollkommenheit bringe; in welchem Falle ein fremdes Verdienst freilich ganz überflüssig wäre — und

2) in der Antithesis in Ansehung der Möglichkeit des göttlichen Wohlgefallens am Menschen Alles auf das fremde Verdienst gerechnet, mithin fälschlich vorausgesetzt wurde, daß der Mensch bei seiner sittlichen Veredlung nichts zu thun habe, als eine äußere Vollkommenheit, die eigentlich nicht die seinige ist, doch als die seinige zu betrachten und sich darauf zu verlassen; in welchem Falle das eigne Bestreben zum Guten freilich ganz überflüssig wäre. Der Widerstreit entstand folglich nur aus einer einseitigen Reflexion, die aber, weil Reflexion auf das Eine mit Abstrakzion von dem Andern immer verbunden ist, aus den natürlichen Denkgesetzen hervorging. Indem A. bloß auf den Willen des Menschen in Ansehung der sittlichen Vollkommenheit reflektirte, folglich von dem andern Momente abstrahirte: musste er das göttliche Wohlgefallen bloß aus dem eignen Verdienste ableiten. Und indem B. bloß auf die Angemessenheit des Willens zum Gesetze in Ansehung der sittlichen Vollkommenheit reflektirte, folglich von dem ersten Momente abstrahirte: musste er das göttliche Wohlgefallen bloß aus dem fremden Verdienste herleiten. Sobald man aber (wie es immer geschehen muß, wenn man vollständig denken, mithin durchaus richtig urtheilen will) auf alle Momente in Ansehung der sittlichen Vollkommenheit Rücksicht nimmt: so ergiebt sich die Synthesis von selbst, daß der Mensch zwar das Seinige thun, aber zugleich auch auf Gott in Ansehung dessen, was er nicht zu leisten im Stande ist, vertrauen müsse.

Wer nun dieses Vertrauen zu Gott hat, der hat den wahren, d. h. den lebendigen und seligmachenden Glauben. Lebendig ist nämlich der Glaube, wiefern er durch Befolgung des Gesetzes als göttliches Willens thätig ist. (Der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist todt, wie Jakobus oben sagte.) Seligmachend aber ist der Glaube,

wieferne der Mensch dadurch des göttlichen Wohlgefallens wirklich theilhaftig wird. Es ist aber nicht möglich, daß jemand jenes Vertrauen hege, ohne eben dadurch angetrieben zu werden, daß er aus allen Kräften an seiner sittlichen Vervollkommnung arbeite und dadurch, so viel an ihm ist, des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig werde. Denn fände ein solcher Antrieb nicht in ihm statt, so würde er auf Gottes Gnade hin sündigen, mithin dieselbe misbrauchen, folglich ebendadurch ein Gegenstand des Misfallens oder der Ungnade Gottes werden. Daher kann man mit Recht sagen: Der Glaube ist die Quelle der guten Werke, wenn er nämlich wahr oder echt ist; daß er aber dieses sei, erkennt man nur an den guten Werken, als Früchten des Glaubens. Hieraus folgt, daß Glaube und Werke eigentlich gar nicht einander entgegesetzt sind, sondern, innigst mit einander verbunden, ein und dasselbe Ding, nur von zwei verschiedenen Seiten angesehn, ausmachen. Es ist nicht möglich, daß der, dem es ein Ernst um seine sittliche Veredlung ist, und der dabei auf Gott als heiligen Gesetzgeber und gerechten Richter Rücksicht nimmt, Glauben ohne Werke oder Werke ohne Glauben haben sollte. Das Bewusstsein der Unvollkommenheit seiner Tugend (der Werke) führt ihn nothwendig auf das Vertrauen zur Gnade Gottes (den Glauben): er könnte aber kein solches Vertrauen haben, wenn er nicht aus allen Kräften nach dem Guten strebte. Versteht man hingegen unter dem Glauben ein träges Fürwahrhalten gewisser Thatsachen oder Lehren, mit der Einbildung verknüpft, daß dieses Fürwahrhalten schon an sich Gott wohlgefällig (Bedingung der Gnade Gottes) sei: so kann dieser Glaube freilich keine guten Werke hervorbringen, und beide sind dann einander entgegengesetzt. Aber dieser Glaube ist auch kein echter und wahrer, sondern ein After- oder Wahn-Glaube (Aberglaube — superstitio). Versteht man ferner unter Werken bloße Scheinheiligkeit oder eine äußere Gesetzmäßigkeit ohne ein gebessertes Herz: so sind diese Werke freilich

mit dem wahren Glauben unverträglich und beide sind dann wieder einander entgegengesetzt; aber diese Werke sind auch nicht gute, sondern faule Früchte. Aller wahre Glaube in Religionssachen ist demnach praktisch, und die Religion selbst ist nichts anders, als praktischer Glaube. Wer nicht praktisch glaubt, hat keine Religion. Folglich ist auch nur der praktische Glaube seligmachend *).

Man kann jedoch, nachdem unsre Antinomie überhaupt aufgelößt worden, noch die Frage aufwerfen: Giebt es nicht eine besondre göttliche Veranstaltung, wodurch Gott versöhnt oder die Menschen erlöst, d. h. des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig und von dem, was als Folge des göttlichen Misfallens gedacht wird, befreit worden sind? Läſſt sich nicht auch eine bestimmte Person nachweisen, deren Verdienst, als den Menschen zu gute kommend, und das eigne Verdienst derselben gleichsam ergänzend, vorgestellt werden könnte?

Man sieht leicht ein, daß die Beantwortung dieser Frage eigentlich außerhalb den Gränzen der bloßen Vernunft liegt. Sie setzt eine gewisse Thatsache, und zwar eine äußere Thatsache voraus, die schon in der vergangenen Zeitreihe liegt, die also auch einmal erst in einer künftigen Zeitreihe erwartet werden kannte. Von dem Allen weiß die Vernunft natürlicher Weise nichts. Sie muß also hierüber die Erfahrung oder die Geschichte befragen, d. h. sie muß sich umsehen, ob in dem ganzen Um-

---

*) »Du glaubest« — sagte oben der Apostel — »daß ein einiger »Gott ist; du thust wohl daran; die Teufel glauben's auch, »und — zittern.« Nichts kann treffender sein, als dieser wahrhaft göttliche Ausspruch. Aller Trost, alle beseligende Kraft des Glaubens ist augenblicklich vernichtet, wenn der Glaube nichts als theoretisches Fürwahrhalten ist. Der Glaube hält dann dem Menschen nur Gegenstände der Furcht und des Schreckens vor. Daß übrigens in dieser Theorie von Glauben und Werken der einzig mögliche Vereinigungspunkt zwischen Jakobus und Paulus liege, wird sich weiter unten zeigen.

fange der Begebenheiten, welche uns die Geschichte auf eine glaubwürdige Art erzählt, irgend eine angetroffen werde, welche sich unter den Begriff von einer Versöhnung oder Erlösung subsumiren lasse.

Bevor man aber auf die Entscheidung dieser Frage sich einließe, könnte noch die vorläufige Frage aufgeworfen werden, ob es schlechterdings nothwendig sei, diese Frage zu beantworten, d. h. ob der Mensch, um selig oder des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig zu werden, bestimmt wissen müsse, auf welche Art und Weise er mit Gott versöhnt, oder erlöst sei? Diese letzte Frage scheint nun nicht ohne Anmaßung und Unbescheidenheit gegen Gott selbst bejaht werden zu können. Denn gesetzt, daß die Art und Weise der Versöhnung erst in einem bestimmten Zeitpunkte bekannt geworden wäre, und daß die Kenntniß derselben seit der Zeit nur allmählich unter den Menschen sich verbreitet hätte, so daß bis auf den heutigen Tag noch sehr viele Menschen, ohne ihr Verschulden, in Unwissenheit über diesen Punkt lebten: so würde aus der Bejahung jener vorläufigen Frage nothwendig folgen, daß alle Menschen schlechterdings verdammt, d. h. vom Wohlgefallen Gottes ausgeschlossen sein müssten, welche, obwohl ohne ihr Verschulden, in jener Unwissenheit lebten oder noch leben. Welches menschlich fühlende Herz könnte diese Behauptung ohne Schaudern auch nur denken! Welcher vernünftig denkende Mensch könnte diesen Gedanken aussprechen, ohne die Gottheit selbst zu verlästern! *)

---

*) Ich weiß wohl, daß es Theologen — christliche Theologen! — gegeben hat, welche entweder jene Behauptung geradezu aufstellten und alle Nichtchristen ohne Barmherzigkeit in die Hölle warfen, oder, wenn sie etwas mitleidiger waren, einen doppelten Himmel erdachten, und in den einen Diejenigen, welche wussten und glaubten, in den andern Diejenigen, welche nicht wissen und glauben konnten, wenn sie übrigens rechtschaffene Menschen waren, versetzten. Man möchte aber die Ersten fragen, wer ihnen denn das Recht gegeben habe, ihre Mitbrüder zu verdammen, da sie

Es ist also der in Sachen der übersinnlichen Welt höchst nöthigen Vorsicht und Bescheidenheit angemessen, einzugestehn, daß Jemanden die Art und Weise der Versöhnung unbekannt sein und er doch praktischen Glauben — lebendiges Vertrauen auf die freie Gnade Gottes — haben, mithin durch diesen Glauben Gott wohlgefällig und folglich auch selig werden könne. Dieß stimmt auch selbst mit den Aussprüchen des Buches überein, welches uns eine bestimmte Art und Weise der Versöhnung bekannt macht. Paulus und Jakobus legen einstimmig dem Abraham praktischen Glauben bei, obgleich derselbe den künftigen Mittler nur aus unbestimmten Verheißungen kannte, mithin die Erlösung zwar ahnete, aber von der Art und Weise derselben nichts Bestimmtes wusste. Und so kann man annehmen, daß auch ein Sokrates (der sogar die Ahnung eines künftigen Erretters der Menschheit ausdrücklich geäußert haben soll) und andre rechtschaffne Heiden durch den praktischen Glauben Gott wohlgefällig und mithin auch selig geworden, ob sie gleich die Art und Weise der Vermittlung ihrer Seligkeit nicht kannten. Sagt nicht der Vermittler selbst zu einem seiner Schüler, der nicht glauben wollte, wenn er nicht sähe: »Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!« —? *)

---

selbst nur aus Gnaden selig werden — und die Andern, wer ihnen denn die Geheimnisse der künftigen Welt so enthüllt habe, daß sie genau jedem Menschen seinen Platz darin anweisen können? O ihr elenden Menschen, die ihr auf der einen Seite so viel von eurer Unwissenheit, Ohnmacht, Niedrigkeit und Demuth schwatzt, und auf der andern doch so vielwissend, so anmaßend, so stolz und so trotzig seid — meine Seele komme nicht in euren Rath!

*) Treffend sagt in dieser Hinsicht ein berühmter Philosoph unsrer Tage: »Gesetzt, eine Kirche behaupte, die Art, wie Gott jenen moralischen Mangel an Menschen, welche wenigstens in einer beständigen Annäherung zur Angemessenheit mit »dem Gesetze seiner Foderung Genüge zu leisten streben, ergänze, »bestimmt zu wissen, und verurtheile zugleich alle, die jenes

Indessen kann es doch in mancherlei Hinsicht lehrreich und heilsam sein, sich auf die Entscheidung jener Frage einzulassen. Sie wird uns vielleicht auf Ergebnisse führen, die auf unsre vorhergehende Auflösung der obigen Antinomie ein neues Licht werfen und zu ihrer Bestätigung dienen können. Wir wollen uns also jetzt darauf einlassen, und zusehen, was uns die Geschichte in dieser Hinsicht darbietet, ob sie uns etwas erzählt, worauf sich der Begriff von Versöhnung oder Erlösung der Menschen vernünftiger Weise beziehen lässt.

Wir finden, um ohne Umschweife sogleich zur Sache zu kommen, in einem bekannten Buche folgenden Bericht: Es sei in den ersten Zeiten des römischen Kaiserthums unter dem judäischen Volke in Palästina ein junger Mann, Namens Jesus, aufgetreten, welcher mächtig von Worten und Thaten gewesen, die erhabensten Sittensprüche dem Volke vorgetragen, zugleich aber auch selbst einen denselben angemessenen, durchaus unbescholtenen Lebenswandel geführt habe. Dieser Mann sei, wie es in der Welt nun so zu gehen pflegt, von bösen und machthabenden Leuten seiner Nazion verfolgt und endlich gar an ein Kreuz genagelt worden, wo er unter vielen Schmähungen und Mishandlungen eines eben so schmerzlichen als schimpflichen Todes gestorben sei. Aber eben dadurch (lehrt jenes Buch weiter) hab' er die Menschen erlöst, er habe als ein Opfer sie mit Gott und Gott mit ihnen versöhnt, und eben darum hab' er freiwillig jenen Tod für die Menschen übernommen. Dieser Tod sei daher stellvertretend; das Verdienst Jesu,

---

»der Vernunft natürlicher Weise unbekannte Mittel der Rechtfer»tigung nicht wissen, folglich auch nicht zum Religionsgrundsatze »aufnehmen und bekennen, zur ewigen Verwerfung — wer ist als»dann wohl der Ungläubige? Der, welcher vertraut, ohne »zu wissen, wie das, was er hoffe, zugehe, oder der, welcher »diese Art der Erlösung des Menschen vom Bösen durchaus wis»sen will, widrigenfalls er alle Hoffnung auf dieselbe auf»giebt?«

Es ist also der in Sachen der übersinnlichen Welt höchst nöthigen Vorsicht und Bescheidenheit angemessen, einzugestehn, daß Jemanden die Art und Weise der Versöhnung unbekannt sein und er doch praktischen Glauben — lebendiges Vertrauen auf die freie Gnade Gottes — haben, mithin durch diesen Glauben Gott wohlgefällig und folglich auch selig werden könne. Dieß stimmt auch selbst mit den Aussprüchen des Buches überein, welches uns eine bestimmte Art und Weise der Versöhnung bekannt macht. Paulus und Jakobus legen einstimmig dem Abraham praktischen Glauben bei, obgleich derselbe den künftigen Mittler nur aus unbestimmten Verheißungen kannte, mithin die Erlösung zwar ahnete, aber von der Art und Weise derselben nichts Bestimmtes wusste. Und so kann man annehmen, daß auch ein Sokrates (der sogar die Ahnung eines künftigen Erretters der Menschheit ausdrücklich geäußert haben soll) und andre rechtschaffne Heiden durch den praktischen Glauben Gott wohlgefällig und mithin auch selig geworden, ob sie gleich die Art und Weise der Vermittlung ihrer Seligkeit nicht kannten. Sagt nicht der Vermittler selbst zu einem seiner Schüler, der nicht glauben wollte, wenn er nicht sähe: »Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!« —? *)

---

selbst nur aus Gnaden selig werden — und die Andern, wer ihnen denn die Geheimnisse der künftigen Welt so enthüllt habe, daß sie genau jedem Menschen seinen Platz darin anweisen können? O ihr elenden Menschen, die ihr auf der einen Seite so viel von eurer Unwissenheit, Ohnmacht, Niedrigkeit und Demuth schwatzt, und auf der andern doch so vielwissend, so anmaßend, so stolz und so trotzig seid — meine Seele komme nicht in euren Rath!

*) Treffend sagt in dieser Hinsicht ein berühmter Philosoph unsrer Tage: »Gesetzt, eine Kirche behaupte, die Art, wie Gott jenen moralischen Mangel an Menschen, welche wenigstens in einer beständigen Annäherung zur Angemessenheit mit »dem Gesetze seiner Foderung Genüge zu leisten streben, ergänze, »bestimmt zu wissen, und verurtheile zugleich alle, die jenes

Indessen kann es doch in mancherlei Hinsicht lehrreich und heilsam sein, sich auf die Entscheidung jener Frage einzulassen. Sie wird uns vielleicht auf Ergebnisse führen, die auf unsre vorhergehende Auflösung der obigen Antinomie ein neues Licht werfen und zu ihrer Bestätigung dienen können. Wir wollen uns also jetzt darauf einlassen, und zusehen, was uns die Geschichte in dieser Hinsicht darbietet, ob sie uns etwas erzählt, worauf sich der Begriff von Versöhnung oder Erlösung der Menschen vernünftiger Weise beziehen lässt.

Wir finden, um ohne Umschweife sogleich zur Sache zu kommen, in einem bekannten Buche folgenden Bericht: Es sei in den ersten Zeiten des römischen Kaiserthums unter dem judäischen Volke in Palästina ein junger Mann, Namens *Jesus*, aufgetreten, welcher mächtig von Worten und Thaten gewesen, die erhabensten Sittensprüche dem Volke vorgetragen, zugleich aber auch selbst einen denselben angemessenen, durchaus unbescholtenen Lebenswandel geführt habe. Dieser Mann sei, wie es in der Welt nun so zu gehen pflegt, von bösen und machthabenden Leuten seiner Nazion verfolgt und endlich gar an ein Kreuz genagelt worden, wo er unter vielen Schmähungen und Mishandlungen eines eben so schmerzlichen als schimpflichen Todes gestorben sei. Aber eben dadurch (lehrt jenes Buch weiter) hab' er die Menschen *erlöst*, er habe als ein *Opfer* sie mit Gott und Gott mit ihnen *versöhnt*, und eben darum hab' er freiwillig jenen Tod für die Menschen übernommen. Dieser Tod sei daher *stellvertretend*; das *Verdienst* *Jesu*,

---

»der Vernunft natürlicher Weise unbekannte Mittel der Rechtfer»tigung nicht wissen, folglich auch nicht zum Religionsgrundsatze »aufnehmen und bekennen, zur ewigen Verwerfung — wer ist als»dann wohl der *Ungläubige*? Der, welcher *vertraut*, ohne »zu *wissen*, wie das, was er hoffe, zugehe, oder der, welcher »diese Art der Erlösung des Menschen vom Bösen durchaus *wis*»*sen will*, widrigenfalls er alle Hoffnung auf dieselbe *auf*»*giebt*?«

sein vollkommener Gehorsam gegen das göttliche Gesetz, komme den Menschen zu gute; Gott begnadige und beselige die Menschen um Jesu willen.

Wenn wir nun diese Erzählung und die damit verknüpfte Behauptung nach sittlichen Ideen überdenken, so ergeben sich sehr natürlich folgende Resultate:

1) Es lässt sich allerdings annehmen, daß Jesus ein sittlich vollkommner Mensch war. Denn ob wir gleich von seinem Leben nur wenig wissen, so reicht doch dieses Wenige schon hin, seine Person für ein Ideal der reinen, sittlich vollendeten Menschheit zu halten. In seinen Handlungen wie in seinen Reden finden wir durchaus die uneigennützigste Gottes- und Menschenliebe; überall zeigt er den lebendigsten Eifer für alles Wahre und Gute; nirgend findet sich eine Spur von solchen Unvollkommenheiten, die wir gewöhnlich auch an den größten und edelsten Männern unsers Geschlechts wahrnehmen; sogar die gewaltigsten und lockendsten Versuchungen zur Sünde überwindet er mit einer Leichtigkeit und Ueberlegenheit, daß nicht er die Sünde, sondern die Sünde ihn zu fliehen, daß er über die Tugend selbst zu gebieten scheint *). Auch seine Feinde können ihn, obwohl von ihm selbst dazu aufgefodert, keiner Sünde überführen, und, da sie ihn dennoch zum Tode verurtheilen wollen, nichts als Verdrehungen seiner Worte und Handlungen, nichts als Verleumdungen und Erdichtungen vorbringen, so daß selbst der römische Statthalter, bei dem sie um die Bestätigung und Vollziehung des Todesurtheils nachsuchen, ihn für schuldlos erklärt, und nur aus feiger Nachgiebigkeit gegen die Wuth des aufgehetzten Pöbels und die Drohungen der mächtigen Feinde Jesu ihn endlich zum Richtplatze hinführen lässt. Wir haben hier also einen Mann vor uns, welcher der Idee der sittlichen Vollkommenheit wirklich ent-

*) »Hebe dich weg von mir, Satan!« sagte er einst zum Versucher, und der Geschichtschreiber setzt hinzu: »Da verließ ihn der Teufel, und siehe, es traten die Engel hinzu und dieneten ihm!«

spricht, ein Ideal der reinen Menschheit, einen heiligen, wahrhaft göttlichen Menschen. Denn Heiligkeit ist das charakteristische Merkmal der Gottheit *).

---

*) Man möchte vielleicht sagen, Jesus habe doch nicht alle seine Menschenpflichten erfüllt, er habe gerade einige der bedeutendsten, die Pflichten des Individuums gegen die Gattung zur Fortdauer derselben, unerfüllt gelassen. Darauf könnte man zwar antworten, Jesu Leben und Beruf habe sich nicht mit Bildung einer Familie, durch Erzeugung und Erziehung neuer menschlicher Individuen, vertragen, oder er sei zu früh gestorben, um auch von dieser Seite seine Menschenpflichten zu erfüllen. Allein diese Antwort dürfte doch wohl jenen Einwurf nicht befriedigend heben. Der Grund liegt unstreitig tiefer. Sollte Jesus das Ideal der reinen Menschheit in seiner Person darstellen, so konnt' er auch nur diejenigen Menschenpflichten erfüllen, in welchen sich die reine Menschheit offenbart und welche die reine Menschheit zum Gegenstande haben, d. h. die Pflichten des Individuums gegen die Gattung als Menschen-Gattung. Die Pflichten des Individuums gegen die Gattung als Thier-Gattung aber haben nur die mit der Menschheit verknüpfte Thierheit zum Gegenstande, und können daher auch nur durch solche Handlungen erfüllt werden, welche den Menschen als ein instinktartiges Wesen dem Thiere völlig gleich stellen, deren daher der gebildete Mensch nur mit schaamhafter Zurückhaltung erwähnt und bei deren Vollziehung er sich in Einsamkeit und Dunkel verbirgt. Jesus widmete also sein ganzes Leben der Erfüllung seiner Pflichten gegen die Gattung als Menschen-, nicht als Thier-Gattung. Er sollte nicht den vollendeten Mann, sondern den vollendeten Menschen darstellen; der Sohn Gottes sollte geschlechtlos wirken, wie Gott geschlechtlos ist. Darum lässt auch die Schrift Jesum zwar von einem Weibe geboren, aber nicht durch Geschlechtsvermischung, sondern durch die Kraft des Heiligen erzeugt werden. Das Leben Jesu auf Erden sollte in Ansehung seines Entstehens sowohl als Fortdauerns bloß menschlich, nicht thierisch sein. Aber dann hätte Jesus auch nicht essen und trinken dürfen! — Was unumgänglich nothwendige Bedingung, Jesum als ein wirkliches Wesen unserer Gattung anzuerkennen, war, konnte nicht von ihm getrennt sein. Wer hätte aber Jesum dafür anerkennen mögen, wenn er nicht wie andre Menschen vom Weibe geboren worden und Speise und Trank zu sich genommen hätte?

2) Durch den schimpflichen und schmerzhaften Kreuzestod wurde eigentlich das ganze Leben Jesu recht verherrlicht, durch ihn erschien Jesus im höchsten Glanze sittlicher Vollkommenheit. Er hatte diesen Tod freiwillig übernommen — wie ein edler Mann, wenn die Pflicht gebietet den Tod nicht zu fliehen, ihn freiwillig übernimmt — ungeachtet er selbst diesen Tod und die damit verknüpften Leiden gar nicht verdient hatte. Die größte Seelenstärke, die muthigste Ergebung in den Willen Gottes, die thätigste Liebe gegen die Menschen strahlte aus diesem Tode hervor und umgab den Sterbenden mit einer himmlischen Glorie, so daß selbst die umstehenden heidnischen Krieger, von einem heiligen Schauer ergriffen, ausriefen: »Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen!«

3) Wenn Gott den Sünder — und das ist jeder sittlich unvollkommne Mensch — mit Wohlgefallen betrachten soll, so ist dieses bloß insoferne von uns denkbar, als Gott nicht auf das sieht, was jeder Mensch wirklich ist, sondern was der Mensch überhaupt werden kann. Der Mensch ist aber auch bei'm eifrigsten Streben nach dem Guten immer nur im Fortschreiten, in der Annäherung zur sittlichen Vollkommenheit begriffen; er entspricht also nie der Idee dessen, was er sein soll. Jesus aber entsprach dieser Idee, er war das, was aus dem Menschen überhaupt werden kann, das Ideal der sittlich vollendeten Menschheit. In Rücksicht auf dieses Ideal kann also Gott Wohlgefallen an den Menschen haben. Folglich heißt es mit Recht: Jesus hat den Menschen das göttliche Wohlgefallen erworben — um seinet willen ist Gott den Menschen gnädig — durch sein Verdienst werden sie vor Gott gerechtfertigt — durch ihn werden sie selig.

4) Da sich die sittliche Vollkommenheit Jesu in und durch seinen Tod im höchsten Glanze zeigte, so ist es eigentlich dieser Tod, in und durch welchen er als das Ideal der vollendeten Menschheit erscheint. Mithin kann

dieser Tod mit Recht als der eigentliche Grund des göttlichen Wohlgefallens an den Menschen angesehn werden. Durch diesen Tod erlöste Jesus die Menschen oder versöhnte er sie mit Gott und Gott mit ihnen, indem er dadurch den vollkommenen (aktiven und passiven) Gehorsam bewies, den die Menschen dem göttlichen Gesetze schuldig sind, und so ein Verdienst erwarb, das den Menschen zu gute kommt. Sein Tod heißt also insoferne mit Recht stellvertretend oder genugthuend. Denn Jesus tritt dadurch in der ganzen Fülle seiner Vollkommenheit in die Stelle jedes unvollkommnen Menschen, und macht ihn zu einem Gegenstande des göttlichen Wohlgefallens.

5) Das Verdienst Jesu kann offenbar jedem andern Menschen nur insoferne zu gute kommen, als er wirklich, d. h. praktisch daran glaubt, als er es im Glauben annimmt und ergreift, als er das von Jesu dargestellte Ideal zu erreichen unablässig bestrebt ist. Der Glaube an Jesum ist also freilich Bedingung (conditio sine qua non) des göttlichen Wohlgefallens; aber dieser Glaube ist nicht ein träges Fürwahrhalten der Thatsache, daß Jesus gestorben sei, und der Lehre, daß er für die Menschen gestorben sei; nicht ein unthätiges Berufen und Trotzen auf das Verdienst Jesu als ein fremdes Verdienst. Dieß wäre ein todter Glaube. Der wahre Glaube aber muß lebendig sein. Der Mensch muß also Jesum im Glauben gleichsam anziehen, er muß dessen Verdienst sich zueignen; sonst kann es ihm ja nicht zu gute kommen. Hat aber jemand diesen Glauben an Jesum, so wird dieser Glaube ihn nothwendig immerfort zum Guten — zur Nachahmung Jesu als Ideals der vollendeten Menschheit — antreiben, und der Glaube wird ein lebendiger Quell guter Werke werden. Daher fodert Paulus mit Recht Glauben an Jesum, und stellt diesen Glauben einerseit als Grund eines tugendhaften Lebenswandels, anderseit als Bedingung des göttlichen Wohlgefallens auf. Aber mit eben dem Rechte fodert Jakobus auch Werke, und behauptet, daß

der Glaube durch die Werke vollkommen werde, und der bloße Glaube — das thatlose theoretische Fürwahrhalten — niemanden selig machen könne. Es ist also zwischen Jakobus und Paulus so wenig als zwischen unserer Thesis und Antithesis ein wahrer Widerstreit. Unsre Synthesis hebt den natürlichen Schein auf, aus welchem jener Widerstreit, der folglich zwar natürlich, aber im Grunde doch nur scheinbar war, hervorging. Daß Paulus vorzüglich auf den Glauben, Jakobus auf die Werke drang, ungeachtet Beides in der Sache selbst Eins ist, hatte vielleicht seinen Grund in der Beschaffenheit derer, mit welchen sie zu thun hatten. Paulus hatte vielleicht Leute vor sich, die auf ihre Tugend stolz waren. Ein solcher Stolz aber ist mit der Tugend selbst, die immer nach dem Vollkommnern strebt, durchaus unverträglich. Diesen Stolz musste also Paulus niederschlagen, musste zeigen, daß die Menschen allzumal Sünder sind, und des Ruhms vor Gott ermangeln, daß sie also Gott nur in Rücksicht auf ein Verdienst, welches zwar unmittelbar nicht das ihrige ist, aber doch mittelbar das ihrige werden kann, gefallen können, und mithin dieses Verdienst im Glauben ergreifen und sich zueignen müssen. Jakobus hingegen bemerkte vielleicht an denen, für welche er schrieb, daß sie diese, an sich sehr wahre und heilsame paulinische Lehre von der Gnade Gottes in Christo misbrauchten, daß sie, wie viele heutige Christen, das Glauben als ein träges Fürwahrhalten ansahen und dabei die Besserung des Herzens und Lebens vernachlässigten. Diese Glaubensträgheit aber ist nicht minder gefährlich und schädlich, als jener Tugendstolz, und darum musste Jakobus hauptsächlich auf die Werke dringen. So werden und müssen es auch noch heutzutage kluge Religionslehrer machen. Sie werden und müssen Glauben oder Werke predigen, je nachdem es subjektiv das Bedürfniß derer heischt, welchen sie predigen. Objektiv predigen sie immer nur einerlei Sache. Daß die Kirche, als äußere Religionsgesellschaft, von ihren Mitgliedern zu-

vörderst den Glauben, als ein theoretisches Fürwahrhalten und äußeres Bekenntniß, fodert, ist eben so natürlich als vernünftig. Sie muß doch, wenn sie jemanden für ein Mitglied ihrer Gemeinschaft halten soll, zuvörderst wissen, ob er auch ihre Lehre annehme. Hier muß sie sich aber an das äußere Bekenntniß halten. Denn in's Herz kann sie nicht sehen, um zu erforschen, ob guter Wille und innige Ueberzeugung vorhanden sei. Der Lebenswandel ist auch kein hinlängliches Merkmal, zu bestimmen, ob jemand ein echtes Mitglied ihrer Gesellschaft sei oder zu werden verdiene. Denn der Lebenswandel kann theils so gut als das Bekenntniß Heuchelei (Scheinheiligkeit durch bloße Legalität) sein, theils findet sich bei allen Mitgliedern Unvollkommenheit; und wenn sich diese auch in hohem Grade findet, so lässt sich doch immer noch Besserung hoffen. Die Kirche aber muß sie aus christlicher Liebe hoffen und durch ihre Lehre und Zucht eben darauf hinarbeiten. Das äußere Bekenntniß ist und bleibt also für sie das einzige Merkmal, nach dem sie bei Beurtheilung derer fragt, die sie als Mitglieder anerkennen oder aufnehmen soll. Das Uebrige überlässt sie Gott und dem Gewissen eines Jeden. Der Staat aber, wenn er (was freilich eigentlich nicht sein sollte, weil sein nächster Zweck nur Schutz des Rechtes ist, folglich nur äußere Handlungen, nach dem Rechtsgesetze beurtheilt, vor sein Gericht gehören) bürgerliche Rechte mit der Theilnahme an einer gewissen kirchlichen Gemeinschaft verknüpft, kann und darf sich ebenfalls nur an das äußere Bekenntniß halten. Wer also in jene Gemeinschaft tritt, oder schon von Jugend auf darin war und sich nicht ausdrücklich davon lossagt, den muß der Staat auch alle Vortheile genießen lassen, die nach den Gesetzen den Mitgliedern jener Gesellschaft zukommen.

Beziehen wir nun unsre obige Synthesis auf die christliche Religionslehre insonderheit, um diese dadurch näher zu bestimmen, so verwandelt sie sich in folgenden Satz:

Arbeite aus allen Kräften an deiner sittlichen Vervollkommnung mit dem festen Vertrauen, daß dir Gott um Jesu willen — in Rücksicht auf dessen Verdienst — sein Wohlgefallen schenken — deine Sünden nicht zurechnen — deine Sünden vergeben werde!

oder kürzer nach der letzten Formel:

Arbeite aus allen Kräften an deiner sittlichen Vervollkommnung mit festem Vertrauen auf die freie Gnade Gottes in Christo!

Wenn wir unsre ganze bisherige Untersuchung noch einmal in Gedanken zusammenfassen, und nun die Frage aufwerfen: Was bedeutet denn eigentlich der Begriff von der Versöhnung oder Erlösung der Menschen, und welches sind die wesentlichen Momente dieser Lehre? so ergiebt sich folgendes Resultat. Der Versöhnungs- oder Erlösungsbegriff kann in absoluter oder in relativer Bedeutung genommen werden. Dort betrachtet man den Menschen an und für sich, also bloß in ethischer Hinsicht, hier im Verhältnisse zur Gottheit, also in religioser Hinsicht.

Der Versöhnungs- oder Erlösungsbegriff in absoluter Bedeutung ist nichts anders als eine Vorstellung von dem Verhältnisse des noch nicht gebesserten Menschen zu dem in der Besserung begriffenen und fortschreitenden Menschen.

Die Hauptmomente der Versöhnungslehre in dieser Hinsicht sind folgende:

1) Der Mensch ist sündhaft und elend;
2) sein Zustand kann aber besser werden,
3) durch die Idee der sittlichen Vollkommenheit,
4) wenn er an die Realität derselben praktisch glaubt.

Der Versöhnungs- oder Erlösungsbegriff in rela-

tiver Bedeutung aber ist nichts anders als eine Vorstellung von der Möglichkeit des göttlichen Wohlgefallens am Menschen.

Die Hauptmomente der Versöhnungslehre in dieser Hinsicht sind folgende:

1) Gott hat kein Wohlgefallen am Menschen in Rücksicht auf das, was jeder Mensch wirklich ist;
2) Gott kann aber doch Wohlgefallen am Menschen haben,
3) in Rücksicht auf das, was der Mensch überhaupt werden kann, mithin auf ein Ideal der vollendeten Menschheit,
4) an welches der Mensch praktisch glauben soll.

So weit reicht die Vernunft mit ihren Ideen und Prinzipien. Dieß ist gleichsam der transzendentale Begriff und die transzendentale Lehre von der Versöhnung oder Erlösung des Menschen, so wie eine rein philosophische Religionslehre dieselben aufstellen würde. Allein jene Begriffe und Grundsätze sind für den beschränkten menschlichen Verstand, der, weil er in seiner Handlungsweise ursprünglich an die Bedingungen der Sinnlichkeit gebunden ist, immer eine sinnliche Unterlage für seine Gedanken fodert, zu abgezogen und geistig. Er muß etwas Empirisches haben, in, mit und durch welches das Abstrakte konkreszirt. Daher versinnlicht uns die Schrift jene Begriffe und Grundsätze, indem sie eine Thatsache aufstellt, auf welche dieselben bezogen werden können, und macht sie eben dadurch faßlicher für unsern beschränkten Verstand. Sie kommt dem razionalen Glauben gleichsam durch den historischen zu Hülfe. Sie trägt, hebt und belebt jenen durch diesen. Sie stellt also einen individualen Menschen, Jesus Christus, auf, welcher das, was aus dem Menschen überhaupt werden kann — das Ideal der vollendeten Menschheit — in seiner Person durch sein ganzes Leben und vorzüglich durch seinen Tod darstellte. Er war ein sittlich vollkomm-

ner, ein heiliger, ein Gott-Mensch, ein ewiger Sohn Gottes; denn das Ideal der vollendeten Menschheit existirte in, mit und durch Gott von Ewigkeit her und war mit seinem Wesen innig vereinigt, ob es gleich zu einer gewissen Zeit im Fleische erschien, wodurch also der ewige Sohn Gottes Mensch wurde. Wer nun des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig oder selig werden will, den verweist die Schrift auf diesen menschgewordnen Sohn Gottes; diesen individualen Menschen (sagt sie) betrachtet Gott mit Wohlgefallen, und in Hinsicht auf ihn oder um seinetwillen auch alle übrigen Menschen; an diesen soll also jedermann glauben, und zwar nicht bloß theoretisch, sondern praktisch, d. h. so, daß er, gleich jenem, sittlich vollkommen — heilig — gottähnlich zu werden strebe. So wird er von Gott zu Gnaden auf- und angenommen, und mit Gott selbst durch seinen Sohn, Jesus Christus, vereinigt werden.

Der biblische Versöhnungs- oder Erlösungsbegriff ist also nichts anders als eine Versinnlichung oder symbolische Darstellung des transzendentalen für unsern beschränkten Verstand.

Die Hauptmomente der biblischen Versöhnungslehre aber sind folgende:

1) Gott ist erzürnt über die Sünden der Menschen;
2) Er will aber doch die Menschen begnadigen,
3) um Jesu Christi willen, und
4) wer das glaubt, wird selig. Amen!

Zusatz,
enthaltend den Entwurf einer
philosophischen Theorie des Glaubens.

Εχετε πιστιν και αγαθην συνειδησιν — πιστιν δε αγαπης ενεργουμενην — ου γαρ παντων ἡ πιστις.

Paulus.

Wer an die neueren durch Kant erregten Streitigkeiten über den religiosen Glauben überhaupt und den Offenbarungsglauben insonderheit, so wie an die in den neuesten Zeiten wiederholten Bemühungen denkt, den Glauben zum Prinzip oder zur Basis der ganzen Philosophie zu machen, der muß wohl das Bedürfniß einer gründlichen und umfassenden Theorie des Glaubens sehr lebhaft fühlen. Eine solche Theorie hat aber ihre ganz eignen Schwierigkeiten, da der Glaube ein Ding ist, das so mannigfaltige Formen und Modifikazionen annimmt und sich vor dem Lichte der Alles ergründen wollenden Vernunft gleichsam jure suo in die Regionen dunkler Gefühle zurückzuziehen scheint. Daher machen Einige die Vernunft selbst als eine feindselige Grüblerin verdächtig und betrachten das Bemühen derselben, auch die Gründe des Glaubens zu erforschen, als ein strafbares Attentat auf das heiligste Kleinod des Menschen. Andre hingegen, die weniger unduldsam scheinen wollen, fodern doch wenigstens einen eignen Glaubenssinn von denjenigen, welche sich an die Beurtheilung von Glaubenssachen wagen. Es ist indessen nicht die Ab-

sicht des Verfassers, hier eine vollständige Theorie des Glaubens aufzustellen; nur die Grundzüge dazu will er hiedurch dem sachkundigen und prüfenden Publikum vorlegen. Vielleicht führt er einst diesen Grundriß in einem eignen Werke weiter aus, wo er dann die hier aufgestellten Bestimmungen rechtfertigen oder, wo es nöthig sein sollte, berichtigen wird *).

Die Sprache hat vier Ausdrücke, womit sie die verschiednen Arten des Fürwahrhaltens und die darauf sich beziehenden Grade der Ueberzeugung andeutet. 1. Wissen (scire) als ein Fürwahrhalten aus objektiven und zureichenden Gründen. 2. Glauben (credere) als ein Fürwahrhalten aus subjektiven und zureichenden Gründen. 3. Meinen (opinari) als ein Fürwahrhalten aus Gründen, die zwar weder objektiv noch subjektiv zureichen, um eine vollständige und gewisse Ueberzeugung zu bewirken, aber doch an und für sich selbst betrachtet gültig sind. 4. Wähnen (vane opinari) als ein Fürwahrhalten aus Gründen, die nur eingebildet, mithin an und für sich betrachtet ungültig sind, ob sie gleich für ein einzeles Subjekt zureichen können, sich für überzeugt zu halten. Diesen vier Arten des Fürwahrhaltens entsprechen eben so viele Grade der Ueberzeugung, nämlich dem Wissen Einsicht (evidentia) — dem Glauben Zuversicht (fiducia) — dem Meinen Wahrscheinlichkeit (probabilitas) — und dem Wähnen Ueberredung (vana persuasio) *). Daher

---

*) Ist in des Verfassers philosophischen Schriften, besonders in der Pisteologie (Leipzig, 1825. 8.) geschehen, welche hier zu vergleichen — si placet.

*) Es ist ein Vorzug der deutschen Sprache und ein Beweis ihrer philosophischen Bestimmtheit, daß sie die letzte Art des Fürwahrhaltens und den letzten Grad der Ueberzeugung mit eignen Ausdrücken bezeichnet, da hingegen der Lateiner den Wahn bloß als unechte Meinung (vana opinio) und die Ueberredung bloß als unechte Ueberzeugung (vana persuasio) zu bezeichnen vermag. Diejenigen verwirren daher Begriffe und Worte sehr, welche Meinen und Wähnen als gleichgeltend brauchen, so wie

wird das Wort: Ueberzeugung, bald im weitern Sinne gebraucht, wo es auch die Ueberredung unter sich befasst, bald im engern, wo es dieser entgegensteht.

Das Glauben (credere) ist also diejenige Art des Fürwahrhaltens, wo man etwas um subjektiv zureichender Gründe willen annimmt, mithin, ohne wirkliche Erkenntniß von einem Objekte zu haben, dennoch etwas in Beziehung auf dasselbe als gültig anerkennt. Die mit dem Glauben verknüpfte Zuversicht (fiducia) zeigt folglich eine subjektive Gewissheit an, bei der man ungeachtet des Mangels an Einsicht dennoch nicht zweifelt. Der Glaube (fides) hingegen zeigt bald das Glauben selbst an, bald das, was geglaubt wird; jenes ist der Glaube in subjektiver, dieses der Glaube in objektiver Bedeutung.

Die besondern Arten des Glaubens (species fidei) können sich bloß durch die Beschaffenheit der Gründe unterscheiden, wodurch jemand zum Glauben bestimmt wird.

Diese Gründe können liegen erstlich in dem Subjekte selbst und allein, welches glaubt und also durch sich selbst überzeugt ist — wir wollen dieß den Selbglauben oder Eigenglauben nennen; zweitens zugleich in einem fremden Subjekte, dem man glaubt und durch dessen Aussage man überzeugt wird, indem es von seiner Ueberzeugung ein Zeugniß ablegt, welchem man vertrauet — wir wollen dieß den Geschichts- oder historischen Glauben nennen.

Der Selb- oder Eigenglaube kann beruhen erstlich auf gewissen empirischen (a posteriori entstandenen) mithin besondern und zufälligen Bestimmungen der menschlichen Natur — dann ist er ein bloßer Privatglaube; zweitens auf den ursprünglichen (a priori vorhandenen) mithin allgemeinen und nothwendigen Bestimmungen der menschlichen Natur — dann ist er ein Gemeinglaube (fides communis, nicht vulgaris).

---

diejenigen pleonastisch reden, welche von einem eiteln Wahne sprechen, wenn dieß nicht so viel sagen soll, als vanissima opinio.

Der Privatglaube kann beruhen erstlich auf empirischen Bestimmungen eines einzelen Subjektes — dann ist er ein Individualglaube; zweitens auf empirischen Bestimmungen mehrer Subjekte — dann ist er ein Partikularglaube und zwar im weitern Sinne; denn die mehren Subjekte machen entweder ein volksthümliches Ganze aus — dieß ist der Nazionalglaube; oder sie machen kein solches Ganze aus, sondern stehen in anderweiten Verhältnissen gegen einander — dieß ist der Partikularglaube im engern Sinne, welcher nach Verschiedenheit dieser Verhältnisse wieder mancherlei Unterarten begreift, z. B. den Familienglauben, Geschlechtsglauben, Standesglauben, Zunftglauben u. s. w. *)

Der Gemeinglaube, welcher (weil er seinen Grund in der Vernunft selbst haben und daher von allen, die vernünftig urtheilen, als gültig angesehen werden muß) auch Vernunftglaube (fides rationalis) heißen kann, ist (weil die Vernunft theils als theoretisches, theils als praktisches Vermögen betrachtet werden kann) theils ein theoretischer, theils ein praktischer Glaube, den letzten Ausdruck im weitern Sinne genommen; denn da die Praxis sich entweder auf Zwecke der Klugheit oder auf Zwecke der Sittlichkeit beziehen kann, so muß der pragmatische und der praktische Glaube im engern Sinne wieder unterschieden werden. Letzter ist der eigentliche sittliche Glaube (fides moralis) oder Religionsglaube (fides religiosa); der theoretische Vernunftglaube hingegen könnte auch der doktrinale genannt werden.

Was den historischen Glauben anlangt, so zerfällt derselbe nur in zwei Unterarten. Denn entweder bezieht er sich bloß auf sinnliche Wahrheiten d. h. Thatsachen der Sinnenwelt oder physische Dinge, die man, weil man

*) Dahin gehört auch der Kirchenglaube, weil es vielerlei Kirchen giebt, derer jede ihren besondern Glauben hat. Dieser kann dann wieder Familienglaube und selbst Nazionalglaube werden, wie der heidnische, jüdische, christliche, muselmännische u. s. w.

sie nicht selbst wahrgenommen hat, im Vertrauen auf die Aussage eines andern Menschen, der uns davon Bericht erstattet oder ein Zeugniß darüber ablegt, für wahr hält, mithin auf Treu' und Glauben annimmt; oder er bezieht sich auf übersinnliche Wahrheiten d. h. Angelegenheiten der übersinnlichen Welt oder moralisch-religiose Dinge, die man, weil man darüber nicht durch sich selbst zu einer beruhigenden Gewissheit gelangen kann, im Vertrauen auf eine höhere Autorität für wahr hält, mithin ebenfalls auf Treu' und Glauben annimmt. Den historischen Glauben der ersten Art kann man den materialen Geschichtsglauben nennen, weil sein Objekt selbst geschichtliche oder historische Dinge im eigentlichen Sinne sind; der historische Glaube der zweiten Art aber kann der formale Geschichtsglaube heißen, weil die Dinge, worauf er sich bezieht, nur die Gestalt von geschichtlichen oder historischen Dingen annehmen, ungeachtet sie eigentlich gar nicht (als Phaenomena) erscheinen, sondern bloß (als Noumena) gedacht werden können. Man sieht leicht ein, daß die letzte Glaubensart nichts anders ist, als der Offenbarungsglaube, der jedoch wieder mit dem materialen Geschichtsglauben in Verbindung treten und, wiefern er in einer bestimmten Religionsgesellschaft gilt, zum Kirchenglauben werden kann. Die erste Glaubensart könnte also auch vermöge des Gegensatzes Naturglaube heißen, wenn nicht dieser Ausdruck eben so wohl auf alle vorhin genannte Arten des Selbglaubens bezogen werden könnte. Man müsste daher dieser Zweideutigkeit etwa dadurch abhelfen, daß man Naturglauben im weitern und engern Sinne unterschiede. Aller Glaube, der nicht von Offenbarung abhinge, wäre dann Naturglaube im weitern Sinne; der materiale Geschichtsglaube aber wäre Naturglaube im engern Sinne.

Zur leichtern Uebersicht dieser verschiednen Glaubensarten kann noch folgende systematische Darstellung derselben dienen:

I. Selb- oder Eigenglaube.
   A. Privatglaube.
      1. Individualglaube.
      2. Partikularglaube im weitern Sinne.
         a. Nazionalglaube.
         b. Partikularglaube im engern Sinne — Familien-, Geschlechts-, Standes-, Zunftglaube u. s. w.
   B. Gemein- oder Vernunftglaube.
      1. Theoretischer Vernunftglaube — doktrinaler Glaube.
      2. Praktischer Vernunftglaube im weitern Sinne.
         a. Pragmatischer Glaube.
         b. Praktischer Glaube im engern Sinne — moralischer Glaube — Religionsglaube.
II. Historischer Glaube.
   A. Materialer Geschichtsglaube — Naturglaube im engern Sinne.
   B. Formaler Geschichtsglaube — Offenbarungsglaube — welchem alle übrigen Glaubensarten unter dem Titel des Naturglaubens im weitern Sinne gegenüber stehn.

Aus dieser Darstellung lassen sich viele wichtige Folgerungen ableiten; wir wollen hier nur einige derselben andeuten.

1. Aller Privatglaube kann nur dann dauerhafte Beistimmung hoffen, wenn er der Erhebung zum Gemeinglauben fähig ist; außerdem ist er eigentlich Wahn, höchstens Meinung.

2. Es kann ein Glaube zu einer gewissen Zeit noch als Privatglaube (sei es eines Individuums oder einer kleinen Gemeine oder einer ganzen Nazion oder mehrer Nazionen) erscheinen, und doch an und für sich selbst ein Gemeinglaube sein, in welchem Fall' er auch mit der

Zeit als solcher erscheinen muß, wenn das menschliche Geschlecht wirklich zum Fortschreiten im Wahren und Guten bestimmt ist.

3. Es kann sowohl einen theoretischen als einen praktischen Vernunftglauben geben. Daher hat die kantische Schule sehr Unrecht gethan, wenn sie diesen als den allein gültigen betrachtet hat, obgleich zugegeben werden muß, daß der praktische mehr Gewicht als der theoretische hat, und der theoretische nur in Verbindung mit dem praktischen volle Wirkung thun kann.

4. Der praktische Glaube ist nicht, wie Einige von den neuesten Philosophen behauptet haben, ein bloßes Handeln, sondern ein wirkliches (mit dem Handeln nothwendig verknüpftes oder aus dem pflichtmäßigen Handeln nothwendig hervorgehendes) Fürwahrhalten, welches aber eben wegen seines Ursprungs zweifellos und im höchsten Grade zuversichtlich ist. Denn das praktische Vermögen des Menschen ist an und für sich über allen Zweifel erhaben; nur das theoretische geräth durch seine Spekulazionen in Zweifel und macht dadurch auch zuweilen das praktische zweifelhaft.

5. Der Offenbarungsglaube darf nicht schlechthin als vernunftwidrig (fides irrationalis) verworfen werden; vielmehr hat er seinen guten Grund in der menschlichen Natur. Er kann daher auch nie schädlich werden, so lange derjenige, welcher diesen Glauben hat, nicht auf alle eigne Prüfung in Religionssachen Verzicht leistet. Thut er aber dieß, so wird für ihn und in ihm freilich der Offenbarungsglaube ein blinder Glaube (fides coeca) oder ein thierischer Glaube (fides bruta) weil man sich selbst gleichsam zu einem vernunftlosen Wesen macht, indem man wissentlich die Augen verschließt, um dem Lichte der Vernunft keinen Eingang zu verstatten. Allein diese Verirrung einiger Offenbarungsgläubigen kann dem Offenbarungsglauben überhaupt nicht ohne das größte Unrecht zur Last gelegt werden.

6. Der Offenbarungsglaube hat eigentlich eine doppelte Grundlage, eine historische und eine razionale. Es ist also eben so verkehrt und vergeblich, wenn man den Offenbarungsglauben von allem Historischen säubern will, als wenn man alles Razionale daraus entfernen wollte.

Alle die bisher aufgeführten Erklärungen, Eintheilungen und Folgerungen müssten in einer philosophischen Theorie des Glaubens ausführlich erläutert und streng erwiesen werden. Dann würde sich auch zuletzt noch bestimmen lassen, was Irrglaube, Wahnglaube, Aberglaube, Unglaube, Leichtgläubigkeit u.s.w. sei, ob Aberglaube oder Unglaube mehr Schaden stifte, ob Beides imputabel sei, und dergleichen interessante Probleme mehr, welche theils noch gar nicht, theils nicht richtig aufgelöst sind.

IV.

Versuch über die genetische oder formale Erklärungsart der Wunder.

(Erschien zuerst in Henke's Museum der Religionswissenschaft. Bd. 1. St. 3. Magdeburg, 1803. 8.)

Es giebt eine doppelte Art, Wunder zu erklären, eine physikalische oder materiale und eine genetische oder formale. Jene bezieht sich auf das Faktum, diese auf die Erzählung desselben. Jene untersucht, wie mag dieß wundervolle Ereigniß, welches hier erzählt ist, nach allen seinen Umständen durch Naturkräfte und nach Naturgesetzen möglich sein. Diese fragt, wie mag diese Wundererzählung nach und nach entstanden sein. Jene erklärt die natürliche Möglichkeit der erzählten Sache (des Stoffs der Erzählung) diese spürt dem Ursprunge des vorliegenden Berichts (der Form der Erzählung) nach.

Man hat in neuern Zeiten sehr häufig die erste Erklärungsart versucht. Man hat sich die so undankbare Mühe gegeben, alle wunderbaren Ereignisse, welche das A. und N. Testament erzählt, auf eine natürliche Art (physikalisch) zu erklären und zu diesem Behufe Erklärungen aufgestellt, die oft noch sonderbarer und unglaublicher waren, als die erzählte Begebenheit selbst. Viel belohnender ist es dagegen, dem Ursprunge solcher Erzählungen selbst nachzuforschen, zu untersuchen, wie wohl diese oder jene Erzählung von einer wunderbaren Begebenheit nach und nach entstanden sein möge. Man gelangt dadurch zu Resultaten, welche ein Licht über alle Wundererzählungen verbreiten; man gewinnt dadurch Prinzipien, nach welchen man dergleichen Erzählungen richtig zu beurtheilen im Stande ist, wenn man auch die erzählten Begebenheiten selbst nicht immer aus der Wirksamkeit natürlicher Kräfte nach natürlichen Gesetzen begreiflich machen kann. Und der Exeget des A. und N. Testaments hat dann den Vortheil, daß er bei Erklärung des Textes

demselben nicht die mindeste Gewalt anzuthun braucht, sondern Alles buchstäblich so auslegen kann, wie es der alte Erzähler gemeint hat.

Ich will hier den Versuch einer solchen genetischen oder formalen Erklärung mit drei Erzählungen des N. T. machen, welche von jeher viel Kopfbrechens und Streitens verursacht und selbst zu groben Spöttereien über die Bibel Anlaß gegeben haben; ich meine die Erzählungen von den Magiern, die aus dem Oriente zur Anbetung des neugebornen Jesus nach Bethlehem von einem Sterne geleitet kamen, von dem dreifachen Angriffe, welchen der Satan in einer Wüste auf die sittlich reine Gesinnung Jesu machte, und von der Legion Teufel, die aus einem oder zwei Menschen von Jesu vertrieben mit dessen Erlaubniß in eine Heerde Schweine fuhren, um sich mit denselben in den großen galiläischen Landsee hinab zu stürzen. Es kommt mir hiebei nicht sowohl darauf an, über diese drei Erzählungen lauter Neues zu sagen, als vielmehr die genetische Erklärungsart auf sie durchgängig konsequent anzuwenden und dadurch Andern Veranlassung zu geben, dieselbe Erklärungsart auch bei andern Erzählungen zu versuchen.

Die erste Erzählung findet sich bei Matthäus allein, Kap. 2, 1—12. Bekanntlich hat man gegen die Echtheit dieses und des ersten Kapitels Einwendungen gemacht und gemeint, das eigentliche Evangelium Matthäi hebe erst mit dem dritten Kapitel an. Indessen ist es nicht wahrscheinlich, daß Matthäus seine ganze evangelische Erzählung mit den Worten: *Εν δε ταις ἡμεραις εκειναις παραγινεται Ιωαννης*, angefangen haben sollte. Mehr Beifall verdient daher die Vermuthung, welche Hr. D. Paulus in seinem Kommentar über die drei ersten Evangelien aufgestellt, daß nämlich jene beiden Kapitel ein vorgefundner Aufsatz seien, welchen Matthäus an die Spitze seiner Sammlung von Jesu Lebensgeschichten gestellt habe. Doch, wir können diese Frage hier völlig dahin gestellt sein lassen. Wer auch Verfasser der beiden ersten Kapitel Matthäi sei, so erzählt dieser

Verfasser gewiß nicht, was er selbst erfahren, sondern nur, was er erzählen gehört hatte. Wir haben also seinen Bericht nur als aus Tradizion entsprungen anzusehn. Wie mag nun diese tradizionale Erzählung von den Magiern, welche wir im Anfange des Evangeliums Matthäi vorfinden, entstanden sein und was mag ihr für eine ursprüngliche Thatsache zum Grunde liegen?

Wir wollen zuvörderst die Erzählung selbst, wie sie im N. T. vor uns liegt, etwas genauer in's Auge fassen. Nachdem Jesus zu Bethlehem geboren ist, kommen Magier aus dem Oriente nach Jerusalem und erkundigen sich nach einem neugebornen Judenkönig; sie hätten, sagen sie, seinen Stern im Oriente gesehn, und kämen jetzt, ihm ihre Huldigung zu bezeigen. Diese Nachfrage erregt Aufsehn in Jerusalem; der mistrauische Herodes versammelt die Priester und Gelehrten, und befragt sie, wo der von den Juden erwartete Messias geboren werden sollte. Sie antworten mit Berufung auf eine Stelle des Propheten Micha: Zu Bethlehem. Dahin werden also auch die Magier verwiesen. Sie machen sich auf den Weg, sehn denselben Stern, den sie im Oriente als den Stern des neugebornen Judenkönigs erblickt hatten, wieder und werden von ihm, indem er über dem Orte, wo sich das Kind Jesus befand, stehen blieb, geradezu in die Wohnung der Maria geführt, wo sie dem Kinde nach orientalischer Sitte huldigen und Gold, Weihrauch und Myrrhen als Geschenke darbringen.

Daß dieser Erzählung astrologischer Aberglaube in starkem Maße beigemischt sei und daß die erzählte Begebenheit sich so, wie sie erzählt worden, nicht zugetragen habe, wird wohl kein Unbefangener bezweifeln; wenigstens hab' ich keine Lust mich darüber in Streit einzulassen. Ist jemand so starkgläubig, daß er Alles, wie es erzählt ist, als wirkliche Thatsache annehmen kann, so behalt' er seinen Glauben. Da ich es aber nicht kann, so denk' ich mir den Ursprung der Erzählung auf folgende Weise.

Mit Weihrauch und Myrrhen handelte man von Arabien aus durch den ganzen Orient. Dieß haben die Ausleger bei dieser Stelle aus Strabo, Plinius und andern alten Schriftstellern zur Genüge erwiesen; daher wir uns hiebei nicht aufhalten. Gold ist ein Metall, das von jeher im Handel und Wandel theils als Waare, theils als Stellvertreter derselben, gebraucht worden. Wie wenn unsre sogenannten Magier nichts anders als Kaufleute aus Arabien oder einer andern Gegend des Orients gewesen wären, die eine Handelsreise durch oder nach Palästina machten und auf dieser Reise auch von Jerusalem aus nach Bethlehem bald nach der Geburt Jesu kamen? Sie lernten hier zufällig die Eltern Jesu als Fremdlinge aus Galiläa kennen, fanden sie in Armuth und Verlegenheit, beschenkten als wohlhabende und gutdenkende Männer sie reichlich mit Geld und Waare, wünschten und verkündigten den Eltern viel Schönes und Gutes in Ansehung des erstgebornen Kindes, und setzten dann ihre Reise weiter fort. Wie nun Jesus späterhin als Messias wirksam zu werden anfing, erinnerte man sich jener Begebenheit. An einem außerordentlichen Manne wird Alles außerordentlich, besonders, wenn er als Mann des Volkes unter einer noch ungebildeten Nazion auftritt. Die einfachsten Begebenheiten seiner Kindheit werden dann mit Theilnahme erzählt, als bedeutend betrachtet, mit mancherlei Zusätzen absichtlos ausgeschmückt, und so, indem sie von Munde zu Munde gehn, in's Wunderbare getrieben. Die Männer aus dem Oriente (dachte man) konnten nicht so von ungefähr nach Bethlehem gekommen und mit Jesu bekannt geworden sein. Sie hatten wohl von der Geburt eines so außerordentlichen Mannes eine Ahnung gehabt. Sie kamen ja aus einer Gegend, wo Astrologie herrschte. Vermuthlich waren es Magier, die in einer Gegend des Himmels, welche auf Palästina hindeutete, einen neuen Stern entdeckt hatten, aus dessen Erscheinung sie die Geburt eines neugebornen Prinzen in Palästina folgerten. (Daß gewisse Himmelsgegenden gewissen Erdgegenden entsprechen, und was in jenen

geschehe, auf Begebenheiten in diesen hindeute; daß ferner die Geburtsstunde außerordentlicher Menschen am Himmel angedeutet werde und besonders das Erscheinen der Planeten und Kometen sich darauf beziehe, waren bekannte astrologische Ideen. Daher glaubten auch die Juden, daß die Geburtsstunde Abraham's durch ein gewisses Gestirn im Oriente angedeutet worden). Da sie aber als Magier von dem Messias und von dessen eigentlichem Geburtsorte nichts wissen konnten: so war es natürlich, daß sie nach Jerusalem, der Haupt- und Residenzstadt, zogen, und hier nicht nach dem Messias, sondern nach dem neugebornen Prinzen fragten. (*Πȣ εστιν ὁ τεχϑεις βασιλευς των Ιȣδαιων;*) In Jerusalem wusste man es freilich besser. Es war hier dem Herodes kein Prinz geboren; und doch kommen fremde Leute aus dem Oriente, und fragen nach einem solchen. Dieß muß der längst erwartete Messias sein, wird man in Jerusalem sogleich gedacht haben. Ein solcher Gedanke musste den mistrauischen und grausamen Herodes und ganz Jerusalem unruhig machen. Natürlich hat man nun in den heiligen Büchern nachgeschlagen und Bethlehem, wo Jesus wirklich geboren war, als den künftigen Geburtsort des Messias bezeichnet gefunden. Natürlich schickte man also auch die Magier nach Bethlehem und der mistrauische Herodes wird wol nicht unterlassen haben, sie genau auszuforschen und sie zu bitten, zurückzukommen, um ihm nähere Erläuterung zu geben, damit, wie der Heuchler vorwendete, er dem neugebornen Messias auch seine Verehrung bezeigte. Aber wie sollten die guten Magier, als unbekannte Fremdlinge, den Weg dahin finden? Natürlich wieder durch ihre Astrologie. Ein Stern — vermuthlich derselbe, den sie schon zu Hause beobachtet hatten — führte sie nach Bethlehem und — was macht sich der ungebildete Mensch nicht für kindische Ideen von Sternen, als kleinen Himmelslichtern! — blieb gerade über dem Hause stehn, worin der neugeborne Messias war, damit sie ja nicht fehlgehen möchten. Daß aber die Magier nicht nach Jerusalem zurück-

kehrten, mag wohl seinen Grund in einem Traume gehabt haben, wodurch ihnen Gott die Rückkehr zum Herodes verbot, so daß sie die Rückreise in ihr Vaterland auf einem andern Wege machten, als sie gekommen waren.

So dachten sich späterhin die Erzähler jene Begebenheit mit den orientalischen Kaufleuten, und so erzählten sie dieselbe in ihrer gutmüthigen Einfalt, indem einer diesen, ein andrer jenen Umstand ohne alle Absicht, täuschen zu wollen, hinzusetzte. Auf diese Art bildete sich nun allmählich durch mündliche Fortpflanzung ein Bericht von jener Begebenheit aus, der endlich aufgeschrieben und von Matthäus so, wie er ihn vorfand, in sein Evangelium aufgenommen wurde, da ihm außerdem aus der Kindheit Jesu nicht viel Merkwürdiges bekannt war. Daß er sich nach allen Umständen genau hätte erkundigen und die allmählichen Zusätze von der einfachen Urthatsache trennen sollen, war von einem Historiker seiner Art nicht zu erwarten. Er zweifelte selbst nicht, daß sich Alles so zugetragen hatte, wie er es bereits aufgezeichnet fand. Daher kann auch der Ausleger ohne Bedenken Alles wörtlich, wie es da steht, erklären, wenn auch das Erzählte selbst (wie das Stehenbleiben des Sternes über einem Hause) unmöglich sein sollte. Ja er muß Alles so erklären; denn er hat ja als Interpret nur den Sinn seiner auszulegenden Schrift unverkünstelt darzustellen, nicht aber die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der erzählten Thatsachen zu beurtheilen. Wozu also jene hermeneutischen Kunstgriffe, wodurch uns nur der ursprüngliche Sinn der evangelischen Erzähler aus dem Gesichte gerückt und ihnen etwas ganz andres untergeschoben wird, als sie sagen konnten und wollten?

Man könnte vielleicht gegen diese genetische Erklärung der Erzählung von den Magiern einen Einwurf aus der gleich darauf folgenden Erzählung hernehmen, welche mit jener genau zusammenhangt. Es wird nämlich erzählt, ein Engel Gottes habe nach der Abreise der Magier dem Joseph befohlen, mit Maria und Jesus nach Aegypten zu fliehen, weil Herodes dem Kinde nachstelle. Dieß habe Joseph auch

gethan. Herodes aber habe, als er sich von den Magiern betrogen sahe, alle Kinder von zwei Jahren und drunter in und um Bethlehem herum ermorden lassen, um recht sicher zu sein, daß auch der neugeborne Messias mit umgebracht sei. Erst nach dem Tode des Herodes sei Joseph mit Maria und Jesus nach Palästina zurückgekehrt. Beweist also nicht dieser Erfolg, könnte man fragen, daß wirklich Magier aus dem Oriente nach Jerusalem gekommen waren und durch ihre Nachfrage nach einem neugebornen Prinzen in Herodes Furcht vor der Erscheinung des Messias erregt hatten?

Freilich musste die tradizionale Erzählung in ihrer natürlichen Konsequenz auch auf diesen Erfolg geführt werden. Denn ein so mistrauischer und grausamer Fürst als Herodes wird es nicht an gewaltsamen Maßregeln zur Vernichtung eines möglichen künftigen Rebellen haben fehlen lassen; und wenn er keine genauern Nachrichten von ihm hatte, so blieb ihm nichts andres übrig, als alle Kinder, unter welchen sich der neugeborne Messias befinden konnte, ermorden zu lassen; eine Greuelthat, die dem Herodes, der seine eignen Gemahlinnen, Kinder, Verwandte und Freunde nicht schonender behandelte, wohl zuzutrauen war. Und wenn Herodes dem Kinde Jesus nachstellte, so war Flucht in das Ausland, in das benachbarte Aegypten, für seine Eltern wohl das sicherste Rettungsmittel. Da nun weder der jüdische Geschichtschreiber Josephus noch sonst ein alter Historiker den bethlehemitischen Kindermord erwähnt (der doch wahrhaftig nicht so unbedeutend hätte sein können, als man ihn gewöhnlich vorstellt, um das Stillschweigen des Josephus begreiflich zu finden); und da Lukas im zweiten Kapitel seiner evangelischen Geschichte auch nicht ein Wort von Jesu Flucht nach Aegypten sagt, sondern ausdrücklich meldet, Joseph und Maria seien zuerst nach Jerusalem gereist, um daselbst das gesetzliche Reinigungsopfer darzubringen, und dann nach Nazareth in Galiläa zurückgekehrt, ohne sie erst wieder nach Bethlehem gehen zu lassen: so sind die Erzählungen vom bethlehemitischen Kindermorde und der Flucht Jesu nach Aegypten

wahrscheinlich ebenfalls tradizionale Zusätze, die durch die vorhergehende Erzählung von den Magiern sehr natürlich veranlasst wurden. Vielleicht hat auch Herodes um jene Zeit in Bethlehem einige Familien aus andern Ursachen umbringen lassen; vielleicht war Jesus späterhin einmal als Knabe oder Jüngling aus andern Ursachen mit nach Aegypten gereist. Die Tradizion, die weder in Ansehung der chronologischen Folge, noch in Ansehung des ursachlichen Zusammenhangs der Begebenheiten ängstlich gewissenhaft ist, kombinirte dann Dinge, die zu verschiednen Zeiten und aus verschiednen Veranlassungen sich zugetragen hatten, mit einander auf eine Art, welche ihren anderweiten Erzählungen angemessen war. Wie oft würden wir dergleichen unhistorische Kombinazionen entdecken, wenn wir die Tradizionen der Völker mit den Berichten sorgfältiger Geschichtschreiber zusammenhalten könnten!

Die Versuchungsgeschichte kommt bei allen drei Evangelisten vor (Matth. 4, 1—11. Mark. 1, 12. 13. Luk. 4, 1—13.) obwohl auf verschiedne Art. Markus sagt, der Geist (nämlich derselbe, welcher bei der Taufe in sichtbarer Gestalt auf Jesum vom Himmel herabkam, wie im 10. V. erzählt worden) habe Jesum in die Wüste (keiner von den Evangelisten bestimmt, in was für eine) geführt, welches unstreitig von einer plötzlichen Entrückung zu verstehen ist. (Es heißt: *ευθυς το πνευμα αυτον εκβαλλει εις την ερημον.* Matthäus sagt: *ανηχθη ὑπο τȣ πνευματος*, und Lukas: *ηγετο εν τῳ πνευματι*, welche Ausdrücke ebenfalls so zu verstehen sind, daß Jesus vom Geiste Gottes, der sich mit ihm bei der Taufe vereinigt hatte, vom Jordan weg unmittelbar in die Wüste versetzt wurde). Als Zweck dieser Versetzung giebt Matthäus an, daß Jesus vom Teufel versucht würde (*πειρασθηναι ὑπο τȣ διαβολȣ*). Daß hier der *διαβολος κατ' εξοχην*, welcher von Markus auch *σατανας*, und bei Matthäus am Ende von Jesus selbst so genannt wird, zu verstehen sei, liegt am Tage. Nur spätere Ausleger fanden es unanständig, Jesum vom Teufel versucht

werden zu lassen, und machten daher aus dem *διαβολος* einen Menschen. Die frühern Erzähler sahen hierin nichts Unanständiges, sobald nur Jesus die Angriffe des Satans auf seine sittliche Denkart siegreich zurückschlug. Markus erzählt nun ferner ganz kurz, Jesus sei in der Wüste vierzig Tage geblieben, vom Satan versucht worden, mitten unter den wilden Thieren gewesen, und endlich von den Engeln bedient worden. (Den letzten Umstand hat auch Matthäus, aber Lukas nicht.) Diese einfache Erzählung führen nun die beiden andern Evangelisten gleichsam dramatisch in drei Akten aus.

Im ersten Akte will der Teufel Jesum verleiten, seine Wunderkraft zur Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse zu misbrauchen. Jesus hatte 40 Tage und 40 Nächte lang gefastet (wie Matthäus sagt; denn nach Lukas hatte er eigentlich gar nicht gegessen) und als ihn nach Verlauf dieser Zeit hungerte: so wollte ihn der Teufel überreden, daß er die umherliegenden Steine in Brod oder Speise verwandelte. Jesus weist diesen Versuch durch Anführung einer Stelle des A. T. zurück.

Im zweiten Akte versetzt der Teufel Jesum plötzlich nach Jerusalem und stellt ihn auf einen erhabnen Theil des Tempelgebäudes. Matthäus sagt: *παραλαμβανει αυτον ὁ διαβολος εις την ἁγιαν πολιν και ἱστησιν αυτον επι το πτερυγιον τȣ ἱερȣ.* Lukas hat: *ηγαγε και εστησε.* Die Erzähler dachten gewiß hiebei an eine unmittelbare Transportazion, ohne etwas Unwürdiges darin zu finden. Die Ehre Jesu war ihnen durch den Erfolg hinlänglich gerettet. Nur spätere Ausleger lassen Jesum mit dem Teufel oder mit einem menschlichen Versucher nach Jerusalem reisen, woran die Erzähler sicher nicht gedacht haben; sonst hätten sie wohl das Wort *πορευεσθαι* gebraucht. Hier will der Satan Jesum verleiten, seine Wunderkraft zur Befriedigung der Eitelkeit zu misbrauchen; Jesus soll sich sehen lassen und herunter springen, wobei zugleich der Teufel seine Belesenheit im A. T. zeigt, indem er Jesu aus den

Psalmen den Schutz der Engel zusichert. Auch diesen Versuch weist Jesus zurück, indem er der vom Satan angeführten Schriftstelle eine andre entgegensetzt.

Im dritten Akte versetzt der Teufel Jesum wieder auf einen hohen Berg, zeigt ihm von demselben herab in einem Augenblicke alle Weltreiche in ihrer Herrlichkeit (wie man das von irgend einem Berge der Erde sehen könne, daran dachten die Erzähler natürlich nicht; sie stellten sich einen recht hohen Berg — *ορος ὑψηλον λιαν* — vor und die Erde als eine ebne Fläche um denselben herumliegend) und verspricht, Jesu Alles zu geben, wenn er ihm als seinem Lehnsherrn huldige. Der Teufel will also nun Jesum zur Befriedigung der Herrschsucht anreizen. Aber auch dieser Versuchung widersteht Jesus und befiehlt nun dem Satan, sich zu entfernen. Dieß geschieht, und an seiner Stelle kommen Engel und bedienen Jesum.

Die Ausleger haben schon längst gefühlt, daß hier an eine wahre Geschichtserzählung nicht zu denken sei. Es haben daher viele aus der Erzählung einen Traum, oder eine Vision, oder eine traumartige Vision gemacht, mithin die Erzählung als Darstellung einer innern Versuchung Jesu zur Sünde erklärt. Allein diese Erklärung ist dem Wortsinne geradezu entgegen. Von Träumen oder Visionen, von innern Gedanken und Empfindungen ist hier gar nicht die Rede. (*Εν τῳ πνευματι* bei Lukas ist eben so viel als *ὑπο τȣ πνευματος* bei Matthäus, und dieser Ausdruck bezieht sich offenbar auf das *πνευμα τȣ θεȣ καταβαινον και ερχομενον επ᾽ αυτον*, K. 3, 16., wie schon oben bemerkt worden.) Die Evangelisten erzählen etwas als eine äußere Begebenheit, die sich mit Jesu während seines Aufenthalts in einer Wüste zugetragen habe. Wie mag nun wohl diese sonderbare Erzählung entstanden sein?

Daß Jesus wie andre Menschen Versuchungen zur Sünde empfand; daß er sie besonders stark empfand, als er sich in der Einsamkeit auf sein Unternehmen vorbereitete; daß sich ihm hiebei mancherlei Abwege zeigten, auf welche

gewöhnlich die Menschen durch ihre Neigungen und Triebe verleitet werden, ist sehr glaublich. Daß aber Jesus jenen Versuchungen kraftvoll widerstand und diese Abwege glücklich vermied, erhellet aus seiner übrigen Lebensgeschichte. Vermuthlich gestand dieß Jesus selbst öfters seinen Freunden und Schülern. »Auch ich bin einst, als ich meine Laufbahn »begann, zur Sünde gereizt worden; auch ich war in Ge»fahr, auf Abwege zu gerathen; aber ich habe alle Reizun»gen zum Bösen glücklich überwunden.« Vielleicht kleidete er auch diesen Gedanken nach der Denk- und Sprechart seiner Zeitgenossen in die Worte ein: »Auch mich hat der Teu»fel einst in der Einsamkeit versucht, aber ich habe seinen »wiederholten Versuchungen immer widerstanden.« Hieraus entstand nun zuerst die allgemeine Erzählung: Jesus ist vom Teufel im Anfange seines Lehramts mehrmal versucht worden. Diese allgemeine Erzählung aber, bei welcher Markus stehen blieb, wurde nach und nach durch tradizionale Zusätze so in's Besondre ausgemalt und ausgeschmückt, wie wir sie jetzt bei Matthäus und Lukas noch lesen. Zuerst wurde Ort und Zeit genauer bestimmt. Jesus wurde in einer Wüste versucht, wo er 40 Tage und 40 Nächte nichts genoß. Daß man zu dieser Annahme durch das ähnliche 40tägige Fasten Moses (Exod. 34, 28.) und Elias (1 Reg. 19, 8.) bestimmt wurde, ist eben so natürlich, als daß dieses lange Fasten selbst Anlaß zur Versuchung werden musste, und daß man den Teufel nicht durch Einen mislungenen Versuch abgeschreckt werden, sondern den Versuch mehrmal auf verschiedne Weise wiederholen ließ. Warum gerade dreimal und auf diese bestimmte Weise? — Darauf lässt sich keine andre Antwort geben, als daß doch irgend eine Zahl und irgend eine bestimmte Weise angenommen werden musste. In der Anordnung der Versuche aber war die tradizionale Erzählung selbst nicht bestimmt, indem Einige (wie Matthäus) Jesum vom Teufel erst auf den Tempel, dann auf den Berg, Andre (wie Lukas) erst auf den Berg und dann auf den Tempel versetzen ließen. So führen uns die verschiednen Angaben der drei Evange-

listen selbst auf die Voraussetzung, daß sie uns nur das aufbewahrt haben, was Jedem nach der mündlichen Fortpflanzung über Jesu Versuchungen zur Sünde erzählt worden war.

Die dritte Geschichte von der Legion Teufel, welche in die Schweine fahren und dieselben in's Meer stürzen, erzählen wieder alle drei Evangelisten (Matth. 8, 28 — 34. Mark. 5, 1 — 17. Luk. 8, 26 — 39.) aber auch mit allerlei Verschiedenheiten. Matthäus erzählt von zwei Dämonischen, und erwähnt nichts von der Legion böser Geister, die in ihm gewesen seien, sondern spricht nur von Dämonen überhaupt. Markus und Lukas aber erzählen nur von Einem Dämonischen, machen aber von seiner Raserei eine fürchterliche Beschreibung, lassen die inwohnenden bösen Geister auf die Frage Jesu: »Wie sie heißen?« — antworten: »Legion!« weil sie ihrer viele seien (nach dem Volksglauben, je toller der Mensch, desto mehr böse Geister in ihm) und erzählen überhaupt die ganze Geschichte viel ausführlicher und mit mehr Nebenumständen ausgeschmückt, als Matthäus. Markus giebt sogar auch die Zahl der Schweine an, welche im Wasser ertranken; nämlich gegen 2000 Stück.

Die Ausleger haben sich bei dieser Erzählung im größten Gedränge gesehn, sowohl was die erzählte Begebenheit als was den Charakter Jesu betrifft. Eine Legion böser Geister in einem oder zwei Menschen! Böse Geister, die nicht gern ihre bisherige Wohnung verlassen und in die Unterwelt (αβυσσος) hinabfahren wollen, sich deshalb eine andre Wohnung in den Schweinen erbitten, und dennoch, als ihnen Jesus diese Bitte gewährt, augenblicklich die Schweine umbringen! Und Jesus, der ihnen diese Bitte gewährt, dadurch den Besitzern der Schweine einen wesentlichen Schaden zufügt, und eben dadurch diese veranlasst, sich seine fernere Gegenwart in ihrer Gegend zu verbitten! Was soll man dazu denken und sagen? Die meisten Ausleger meinen, der oder die Dämonischen hätten bloß im Namen der (nach ihrer Einbildung) ihnen inwohnenden bösen Geister geredet und gehandelt; sie seien unter die Schweine gelaufen,

und haben dieselben in's Wasser gestürzt, welchen Erfolg Jesus nicht erwartet habe. Aber wie sollen zwei Menschen (oder gar nur Einer) im Stande sein, eine Heerde von 2000 Schweinen in's Wasser zu stürzen? Dieß ist doch schlechthin unmöglich! Und die Evangelisten sagen auch ausdrücklich, die εξελθοντα πνευματα oder δαιμονια seien in die Heerde gefahren, nicht der Dämonische, welcher bei Jesu bleibt. — Die ganze Erzählung ist offenbar tradizional und macht in der Folge der Begebenheiten wahrscheinlich ein ὑστερον προτερον. Jesus war über den See gefahren. Während der Ueberfahrt entstand σεισμος μεγας εν τη θαλασση, ein großes Ungewitter, wahrscheinlich mit Erderschütterung verknüpft. Dieser σεισμος verursachte das Unglück mit der Schweineheerde, welche am Abhange des Seeufers weidete. (Wie? ist nicht nöthig, zu bestimmen; die Thiere konnten plötzlich scheu und wild werden, der Sturm konnte sie herabschleudern, das Seeufer konnte einstürzen ꝛc. Auch sind wohl nicht alle Schweine umgekommen. Das πασα ἡ αγελη bei Matthäus V. 32. ist wahrscheinlich eben so hyperbolisch, als das πασα ἡ πολις V. 34. Es verunglückten während jenes Ungewitters einige Schweine, und einige Stadtbewohner, denen diese Schweine gehörten, kamen und baten Jesum, ihre Gegend zu verlassen. Die mündliche Erzählung vergrößert gern Alles, und liebt daher die Hyperbeln.) Als Jesus an's Land gestiegen war, heilte er einen sogenannten Dämonischen auf die gewöhnliche Art, die uns nicht näher bekannt ist, wahrscheinlich aber hauptsächlich darauf berechnet war, den Dämonischen die Einbildung zu benehmen, daß Dämonen noch in ihnen wohnten. Jesus selbst, oder einige von seinen Begleitern, die das Unglück mit der Schweineheerde erfahren hatten, sagten vielleicht zum Dämonischen: Deine Dämonen sind schon ausgefahren in jene Schweine, und haben sich mit ihnen in's Meer gestürzt. Dieß wurde weiter gesagt. Die Besitzer der Schweine glaubten es auch, sahen nun Jesum als die Ursache ihres Schadens an, baten ihn daher, sich zu entfernen; und so

entspann sich von selbst die Erzählung, Jesus habe im Gerasenischen eine Menge böser Geister aus einem Menschen getrieben, welche nachher in eine Schweineheerde gefahren und mit derselben in's Meer gestürzt seien. Die übrigen Umstände wurden nach und nach durch mündliches Fortererzählen hinzugesetzt, bis endlich die kürzere Erzählung bei Matthäus von den zwei Dämonischen und die längere bei Markus und Lukas von Einem Dämonischen herauskam.

Uebrigens stehen alle drei Erzählungen mit dem echten moralischen und religiosen Geiste des Christenthums in gar keiner Beziehung. Die genetische Erklärung derselben kann also in dieser Hinsicht niemanden schaden; und wem sie nicht gefällt, weil er überhaupt keine Tradizion im historischen Theile der Schrift zulassen will, dem mag man sie nicht aufdringen. Nur mag er dann zusehn, wie er Vernunft und Erfahrung mit der Schrift in Einstimmung bringen will.

V.

Mahnung der Zeit
an die
protestantische Kirche
bei der
Wiederkehr ihres Jubelfestes.

Nebst einer Nachschrift
an die
katholische Kirche
und deren Oberhaupt.

Für Kleriker und Laien
von
einem Laien.

(Erschien zuerst anonym: Germanien, 1817 8.)

Allen

protestantischen Fürsten,

Kirchenräthen und Konsistorien,

besonders aber

den

protestantisch-theologischen Fakultäten

auf Deutschlands Hochschulen,

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom

Verfasser.



Bevorwortung.

Nur drei Worte hab' ich den Lesern im voraus zu sagen.

Zum ersten soll man unter der protestantischen Kirche nicht die von Dr. Martin Luther begründete, sondern die akatholisch=evangelische überhaupt verstehn. Denn obwohl den 31. Oktober 1817 zunächst nur jene ihr dreihundertjähriges Jubelfest feiern wird: so muß dieses doch zugleich für alle christliche Gemeinen, die von gleichem Geiste beseelt sind und in Luther's felsenfester Mannheit auch für sich einen Stützpunkt fanden, ein wahres Jubelfest sein.

Zum andern soll man diese Schrift mit freiem und freundlichem Sinne aufnehmen und dadurch beweisen, daß der Verfasser Unrecht hat, wenn er behauptet, es mangle zur Zeit noch der protestantischen Kirche an der vollen Geistesfreiheit, zu der sie eigentlich berufen sei.

Zum dritten und letzten, so soll man auch nicht fragen, wer der Verfasser sei. Denn es handelt sich hier nicht um die Person, sondern um die Sache; und über die kann wohl jeder urtheilen, der gesunden Menschenverstand hat, wiewohl der Verfasser die, zum öffentlichen Mitsprechen darüber etwa nöthigen, historischen und theologischen Kenntnisse auch wohl haben dürfte.

Uebrigens bitt' ich Gott, daß er diese Schrift zum Heil und Segen der lieben Christenheit gedeihen lassen wolle.

Der Verfasser.

A.

Mahnung der Zeit
an die
protestantische Kirche
bei der
Wiederkehr ihres Jubelfestes.

Prüfet Alles und behaltet das Gute!

Das Zeitalter der Reformazion hat mit dem unsrigen eine auffallende Aehnlichkeit. In jener Zeit setzte der Kampf der innern oder geistigen Freiheit mit der kirchlichen Zwingherrschaft die ganze europäische Welt in die heftigste Gährung; in dieser war es der Kampf der äußern oder bürgerlichen Freiheit mit der politischen Zwingherrschaft, was eine eben so heftige Bewegung in unsrem Welttheile bewirkte. Der erste Kampf ist scheinbar ausgekämpft. Die Geistesfreiheit hat wenigstens insofern den Sieg errungen, als sie in der protestantischen, durch den ganzen Norden von Europa verbreiteten, Kirche einen so festen Sitz, eine so breite Basis gewonnen hat, daß keine Macht der Erde, wie groß sie auch sei, dem religiosen Glauben und Leben der Völker wieder solche Fesseln anlegen kann, als Europa vor dem sechzehnten Jahrhunderte unter der Herrschaft des neuen Rom's schimpflicher Weise ertrug. Ja es hat jene Freiheit noch in der neuesten Zeit einen förmlichen Triumph durch die Stiftung des heiligen Bundes gefeiert. Denn dieser Bund, dem bereits die meisten Fürsten Europa's beigetreten sind, ruht wesentlich auf der Idee, daß alle christliche Völker, wie verschieden auch die positiven Formen ihres

religiosen Glaubens und Lebens sein mögen, sich als Glieder einer und derselben großen Familie betrachten, mithin als Brüder lieben, und also auch einander diejenige Freiheit des Geistes gewähren sollen, ohne welche keine wahrhaft christliche Liebe stattfinden kann *).

Dennoch mag es auch in geistiger Hinsicht gut sein, nicht in Trägheit auf den errungenen Lorbern zu ruhen, sondern immerfort rüstig zu bleiben, um das Errungene in Sicherheit zu bewahren und mit Weisheit zu benutzen. Zu dieser Rüstigkeit mahnt uns Protestanten vorzüglich die Zeit, wo das Jubelfest des Ursprungs unsrer Kirche zum dritten Male wiederkehrt. Diese Zeit, in der es sich fast um eben so große Dinge als in jener frühern, ja man kann sagen, um die Vollendung dessen handelt, was damal nur mit dunklem Bewusstsein erstrebt wurde, fodert uns auf, unsern Blick sowohl rückwärts als vorwärts zu kehren, uns sowohl zu erinnern, was das sechzehnte Jahrhundert leistete, als zu bedenken, was das neunzehnte und alle folgende Jahrhunderte leisten sollen.

Das Christenthum hatte im Laufe der Zeiten seine ursprüngliche Gestalt, Kraft und Würde beinahe ganz verloren und sich in eine Art von Heidenthum verwandelt. Die einfache, dem Herzen eben so sehr als dem Verstande zusagende Lehre Jesu war durch Menschenwitz und Aberglauben so gröblich entstellt, daß sie einer phantastischen Fabellehre ähnlicher sahe, als einer vernünftigen Religionslehre. Die Urkunden des Christenthums, die man weder in der Grundsprache noch in der Volkssprache, sondern nur in einer, dem Gelehrten allein verständlichen und dabei doch sehr fehlerhaften, lateinischen Uebersetzung las, genügten nun nicht mehr als Erkenntnissquellen der

*) Das Urtheil von 1817 nach der Idee war freilich ein andres, als das von 1829 nach der Wirklichkeit. Die Idee bleibt aber doch immer gut. Und wer kann beweisen, daß sie nie in's Leben treten werde?

Heilswahrheiten, sondern eine unverbürgte Tradizion und eine mit den ungereimtesten Mährchen angefüllte Legende stellte sich der heiligen Schrift an die Seite und behauptete fast gleiches, wo nicht noch größeres Ansehn, als diese, bei den meisten Bekennern des Christenthums. Ebendarum begnügte man sich nicht mehr mit Himmel und Hölle; man wollte noch ein Fegfeuer haben, um die Seelen der Verstorbenen nach Belieben darin braten oder daraus loskaufen zu lassen. Man begnügte sich nicht mit dem geistigen Genusse himmlischer Güter unter den bedeutsamen Gestalten des Brods und des Weins; man wollte jene Güter auch mit Händen greifen und des Erlösers Leib und Blut recht sinnlich grob wie andre Nahrungsmittel des Körpers genießen, doch aber den Laien an diesem Genusse nicht gleichen Antheil mit dem Priester nehmen lassen, als wäre jener in Vergleich mit diesem nur ein halber Christ. Eben so wenig begnügte man sich mit den zwei, vom Stifter des Christenthums selbst eingesetzten, so einfach schönen, das Gemüth so kräftig ansprechenden Sakramenten; man setzte willkürlich noch fünf hinzu, unter welchen sich auch die geistliche Tortur der Ohrenbeichte befand, um mittels derselben auch die geheimsten Gedanken der Menschen zu erfahren; und versagte eben so willkürlich, obwohl mit schlauer Berechnung auf völlige Losreißung des Priesterstandes vom Bürgervereine, jenem Stande das Sakrament der Ehe als etwas Unheiliges, während man ihm andre wahrhaft unheilige Verbindungen und Genüsse eben nicht hoch anrechnete. Indem man so nach Belieben das Heilige unheilig und das Unheilige heilig machte, wurde die christliche Frömmigkeit ein gar wohlfeiles Ding; denn man durfte nur fleißig fasten und beten und Messe lesen lassen, und aus dem reichen Gnadenschatze der Kirche an fremden Verdiensten sich sein Theil durch fromme Spenden und Stiftungen erkaufen, um für einen recht frommen Christen zu gelten. Daher wurde auch der Kultus, der nach Jesu Vorschrift eigentlich bloß Anbetung Gottes im Geist und in der Wahr-

heit sein sollte, mit leerem Zerimonienwerk und eitler Pracht so überladen, daß er sich schier in theatralisches Schaugepränge verwandelte und statt des Gemüths nur die Sinne fesselte. Ja es war kaum noch erlaubt, sich an Gott und Jesum selbst mit gläubigem Vertrauen in stiller Andacht des Herzens zu wenden; sondern man sollte sich lieber an eine Menge sogenannter Heiligen halten und diese, gleich den geheimen Räthen, Kammerherren und Günstlingen eines weltlichen Fürsten, zu seinen Fürsprechern erwählen.

Alles dieß war aber noch lange nicht das Aergste, so schrift- und vernunftwidrig es auch war. Das Aergste war vielmehr, daß, wenn auch jemand den Unsinn und das Verderben einsahe, er doch nicht davon reden, vielweniger demselben wehren durfte; so systematisch war Alles darauf angelegt, den Unsinn und das Verderben wo möglich zu verewigen. Die Kirche war nämlich nicht mehr, wie in frühern Zeiten, eine freie Gemeine der Gläubigen, sondern hatte nach und nach die Gestalt einer autokratischen Monarchie angenommen; und dieser kirchliche Autokratismus erzeugte einen weit härtern und schrecklichern Despotismus, als der politische zu irgend einer Zeit, weil nach dem künstlichen Systeme der Hierarchie alle politische Macht nur von dem Oberhaupte der Kirche verliehen und daher auch diesem dienstbar sein sollte. Ebendarum wollte dieses mit dreifacher Krone geschmückte Oberhaupt, der Papst, nicht nur über die Leiber und die äußern Güter, sondern auch über die Geister und deren innerstes Bewusstsein, das Gewissen, herrschen; und er herrschte in der That darüber mit unumschränkter Gewalt. Denn er hatte den Gläubigen einzubilden gewusst, er sei der unmittelbare Stellvertreter und Statthalter Christi auf Erden und könne gar nicht irren wie ein andrer Mensch, sondern der heilige Geist wohne immerdar in diesem (wenn auch noch so unheiligen) Leibe. So untrüglich daher der heilige Geist sei, so untrüglich sei auch der Papst in seinen Aussprüchen. Er allein

habe also auch das Recht, die heilige Schrift zu erklären und allen Christen zu gebieten, was sie glauben sollen. Wer nun nicht glauben wollte, was die Kirche d. h. die Priester und deren Oberhaupt glaubten oder vielmehr zu glauben vorgaben — denn insgeheim lachten sie selbst, wie jene heidnischen Augurn, über ihre Gaukeleien — der wurde als ein Ketzer nicht nur mit zeitlichen Strafen, selbst mit dem martervollsten Tode, sondern auch mit ewigen Strafen belegt, gleich als wäre das Oberhaupt der Kirche, wie Gott selbst, ein Richter der Lebendigen und Todten. Um sich aber in dieser angemaßten Würde zu behaupten, hatte dieser autokratische Kirchenmonarch überall ein stehendes Heer von Priestern und Mönchen, welches lauernd und horchend, mit List oder Gewalt, auch Gift und Dolch nicht scheuend, die Ansprüche seines Befehlshabers auf die Oberherrlichkeit über alle christliche Fürsten und Völker, ja über die ganze Erde, durchzusetzen wusste. Daher setzte der Papst nach Belieben Könige ein und ab, entband die Unterthanen vom Eide der Treue und des Gehorsams, vertheilte die Länder, welche kühne Seefahrer jenseit des Weltmeers entdeckt hatten, wie's ihm gefiel — in Summa: Er war Alles in Allem, und Christus schien nicht gestorben, um die Herrschaft des Teufels zu zerstören, sondern um sie durch seinen Stellvertreter recht zu befestigen.

Unerträglich war der Christenheit schon lange dieser geistliche Despotismus. Unverholen foderte man besonders in Deutschland eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Aber erst im sechzehnten Jahrhunderte gelang es einigen deutschen Männern von Kraft und Muth, unter dem sichtbaren Beistande der Fürsehung, diese große und schwierige Aufgabe zu lösen. Zwar begannen sie das Werk nicht ohne Furcht und Zittern. Denn ungeheuer war die Macht, gegen die sie auf den Kampfplatz traten. Daher wollten sie anfangs nur einige Misbräuche, besonders den schändlichen Ablasskram, entfernt wissen und nichts weniger als jener Macht den Gehorsam aufkündigen; so tief war der

Glaube an deren Rechtmäßigkeit in den Herzen der Menschen gewurzelt. Aber Gott fügt' es in seiner Weisheit so, daß die Vertheidiger derselben, wie mit Blindheit geschlagen, jene Männer so lange drängten und trieben, bis sie, verzweifelnd an der Möglichkeit einer Kirchenverbesserung auf glimpflichem Wege und wachsend durch den Kampf selbst an Muth wie an Erkenntniß, sich lossagten von aller Gemeinschaft mit einer an Haupt und Gliedern verdorbnen und jeder bessern Ueberzeugung gleichsam hermetisch verschlossenen Kirche. So entfesselt von äußerem Zwange und frei von beengenden Rücksichten sammelten sie dem Herrn eine neue Gemeine der Gläubigen, mit Recht (wiewohl anfangs nur spottweise) die protestantische genannt, weil sie nicht aufhören kann, gegen die Anmaßungen der alten, sich selbst nur mit Anmaßung katholisch nennenden Kirche zu protestiren, obwohl sie auch die evangelische heißen könnte, weil das Evangelium ihre eigentliche Basis ist.

Nun durften die Reformatoren es wagen, den christlichen Lehrbegriff von mancherlei Schlacken zu reinigen, mit welchen ihn Menschenwitz und Aberglaube besudelt hatten. Und um dieß desto sicherer und ehrlicher in's Werk zu richten, übersetzten sie die Urkunden des Christenthums als die reinste Quelle jenes Lehrbegriffs aus der Grundsprache selbst in die Volkssprache, und gaben so die heiligen Schriften auch den Laien in die Hände, um nicht nur die Wahrheit der neuen (eigentlich aber alten) Lehren daran prüfen, sondern auch sich fort und fort daraus erbauen zu können. Sie säuberten auch den Kultus und suchten ihn, hier mehr dort weniger, der ursprünglichen Einfalt und Würde zu nähern. Am stärksten aber erklärten sie sich gegen alle hierarchische Autokratie und brachen derselben gleichsam die Klauen aus, mit welchen sie sich an die Herzen der Gläubigen anzuklammern suchte. Dadurch befreiten sie auch den Staat von der Uebermacht der Kirche und lehrten diese, bescheiden sich in ihren Gränzen haltend und die Oberaufsicht des Staats anerkennend, nur auf geistige Weise das Bürger-

thum durchdringen und es durch fromme Zucht und Sitte zum Menschenthume veredeln. Weit entfernt also, »die heilige Sache der Autorität um des Misbrauchs willen ganz aufzugeben und mit Füßen zu treten« — wie ein neuerer katholischer Schriftsteller die Reformatoren beschuldigt — waren sie es vielmehr, welche die heilige Sache der Autorität gegen diejenigen vertheidigten, welche sie durch Misbrauch der geistlichen Macht mit Füßen traten und, wär' es möglich gewesen, lieber ganz vernichtet hätten *).

Alles dieses wohl erwogen, werden wir dankbar gestehn müssen, daß die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts viel, sehr viel, geleistet. Wollen wir aber ganz unparteiisch urtheilen, so werden wir freilich auch gestehen müssen, daß sie nicht Alles geleistet, nicht überall gerade das einzig Rechte getroffen haben. Die menschliche Beschränktheit leidet es nun einmal nicht, daß in irgend einem Augenblicke unsers Strebens das Wahre, Gute und Schöne vollständig erreicht werde. Das große Naturgesetz der Entwickelung will, daß alle frühern Geschlechter der Menschen den kommenden nur vorarbeiten, daß diese, was jene Herrliches begonnen, fortsetzen und so wieder ihrerseit den künftigen Geschlechtern in die Hand arbeiten sollen. Darum hat auch das sechzehnte Jahrhundert sammt den unmittelbar darauf folgenden dem unsrigen manches zu thun hinterlassen; und die beste Feier des wiederkehrenden Jubelfestes der Reformazion muß unstreitig darin bestehn, daß wir uns dieser schönen Aufgabe lebendig bewusst zu werden und sie mit Beachtung dessen, was gerade unsre Zeit von uns heischt, so viel als möglich zu lösen suchen.

Um aber hier nicht in das Gebiet der Theologie aus-

*) S. den Aufsatz: Zur Feier des dritten Jubiläums der Kirchenreformazion (in Adam Müller's deutschen Staatsanzeigen, Hft. 7. Nr. 6.) welcher Aufsatz, so wenig er zur Verherrlichung der Reformazion bestimmt ist, noch weniger den ungenannten Verfasser verherrlichen wird, wenn sein Name bekannt werden sollte.

zuschweifen und so den Standpunkt zu überschreiten, den der Laie auch in unsrer Gemeine bei aller Glaubensfreiheit aus Achtung gegen die Gesammtheit zu nehmen hat, wenn er über religiose und kirchliche Angelegenheiten urtheilen will: so werden wir uns mit einigen Andeutungen begnügen, das Weitre dem eignen Nachdenken der Leser gern überlassend.

Zuvörderst also möchten wir fragen, ob wohl die protestantische Kirche nach ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit das Christenthum wirklich so rein und lauter in sich trage, als sie nach der, wenn auch anfangs nur mit dunklem Bewusstsein aufgefassten, Idee der Reformazion eigentlich sollte. Wir verstehn aber unter jener Reinheit und Lauterkeit nicht die ursprüngliche Gestalt des Christenthums. Denn diese herzustellen, wie sich etliche unterfangen haben, möchte schier eine unmögliche Aufgabe sein. Das Christenthum trat, wie jede positive Religionsform, zu einer gewissen Zeit, an einem gegebnen Orte und unter einem bestimmten Volke in die Welt. Mithin musst' es auch gleichsam die Farbe der Zeit und des Orts und des Volkes an sich tragen, woraus es hervorging. Nun ging es bekanntlich aus dem Judenthume hervor und war zunächst für die Juden bestimmt, deren Gesetz Jesus, wie er selbst sagt, nicht auflösen, sondern erfüllen wollte. Das Christenthum würde also, indem es sich an eine frühere Offenbarung anschloß, gleichsam auf den Stamm des Judenthums gepfropft, um dessen Früchte zu veredeln, nahm aber ebendeswegen von den Säften jenes Stammes manches in sich auf, was doch nicht zu seinem Wesen gehörte. Denn da das Evangelium von Jesus dem Messias auch den Heiden, den Griechen und Römern, ja aller Welt verkündigt werden sollte: so musste das Christenthum auch den Charakter einer solchen Universalität in sich tragen; es musste die Fähigkeit haben, den ihm ursprünglich aufgedrückten hebräisch-jüdischen Typus unbeschadet seines Wesens abzulegen und das Gepräge einer rein menschlichen oder, was eben so viel heißt, einer wahrhaft göttlichen und ebendarum allgemeingültigen Religionsform anzunehmen.

Dieß konnte aber natürlich nicht auf einmal, sondern nur allmählich geschehn, je weiter das Christenthum sich unter den Völkern der Erde verbreitete und so das Menschenthümliche, was in ihm lag, an dem Volksthümlichen, was es überall außer sich fand, sich immer mehr entfaltete. Dieser in dem Christenthume verborgne Keim der Entwicklung und Ausbildung oder dieses Prinzip der Perfektibilität, wie man es auch genannt hat, ist es eben, wodurch sich das Christenthum über alle andre positive Religionsformen erhebt und allein zu einer wahren Universalreligion eignet. Mithin kann die obige Frage nicht den Sinn haben, ob die protestantische Kirche zur Urgestalt des Christenthums zurückgekehrt sei, sondern vielmehr, ob sie das Christenthum unter einer solchen Form in sich aufgenommen habe, die der Idee einer für alle Zeiten und Länder und Völker bestimmten Religion möglichst entspreche und ebendadurch die Ansprüche des allgemeinen Menschengeistes an eine solche Religion in Bezug auf den Gedanken sowohl als das Gefühl möglichst befriedige.

Diese Frage nun dürfte wohl kein noch so eifriger Anhänger unsrer Kirche im vollen Ernste zu bejahen wagen. Der dogmatische Lehrbegriff unsrer Kirche ist ja noch immer mit einer Menge scholastischer Subtilitäten und unnützer Grübeleien über Dinge angefüllt, von denen die Bibel theils gar nichts weiß, theils nur in orientalischen Bildern oder in solchen Formeln redet, die dort und damal volksgemäß sein mochten, aber unmöglich auf alle Orte und Zeiten anwendbar sein können. Man denke z. B. nur an die Theorie unsrer kirchlichen Dogmatik vom Tode des Stifters des Christenthums, eine Theorie, die fast ganz auf die Vorstellungsart von einem morgenländischen Herrscher, dessen Zorn nur durch blutige Opfer besänftigt werden kann, gebaut ist. Und solchem Herrscher sollte der Gott der Liebe gleichen, den das Evangelium verkündet, der seine Sonne über Gerechte und Ungerechte scheinen lässt, und der zugleich nicht bloß über diesen kleinen Erdenpunkt, sondern über zahllose Welten ge-

heut und die tausend mal tausend Millionen vernünftiger und freier Wesen auf diesen zahllosen Welten, wie ein Vater seine Kinder, wenn sie auch irren und fehltreten, dennoch zu demselben Ziele unendlicher Beseligung führen will? — Wenn also in diesem und andern Punkten die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts noch nicht den Kern von der Schale, die Sache von der Einkleidung zu trennen vermochten: so mögen wir dieß eben so natürlich als verzeihlich finden, uns aber nicht immerfort in demselben Kreise alttestamentlicher Vorstellungsweisen herumtreiben lassen, sintemal wir in ein neues Testament getreten sind und durch dasselbe zu immer reinerer und lauterer Erkenntniß fortschreiten sollen. Den Vorwurf gefährlicher Neuerung dürfen wir hiebei nicht fürchten. Denn diesen Vorwurf haben schon die Reformatoren, denen man ihn auch machte, kräftig abgewiesen. So sagt Luther (in seiner Schrift: Grund und Ursach aller Artikel, so durch die römische Bulle unrechtlich verdammt worden): »Wenn der Zeit Länge sollte genugsam sein zur »Ausrede, hätten die Jüden die allerbeste Sache wider Chri»stum gehabt, deß Lehre anders war, denn sie in tausend »Jahren gehört hatten; auch hätten die Heiden billig die »Apostel verachtet, dieweil ihre Vorfahren mehr, denn drei»tausend Jahre viel anders geglaubet hatten. — Wollen sie »aber nicht anders, wohlan, sie lassen mich einen Heiden »sein. Was wollten sie antworten, oder wie wollten wir »uns dazu stellen, wenn uns der Türke um unsers Glaubens »willen Grund fragte, der nicht darauf gäbe, wie viel, wie »lang, wie große Leute so oder sonst gehalten hätten? — »Es sollte gar schimpflich und lächerlich sein, so man ihm »wollte sagen: Siehe da, so viel Pfaffen, Bischöfe, Könige, »Fürsten, Land und Leute haben so lange dieß und das ge»halten; also thue man jetzt auch! — Ob mich nun wohl »viel großer Hansen darum neiden und verfolgen, erschreckt »mich nicht, ja es tröstet und stärket mich, sintemal es offenbar »in aller Schrift ist, daß die Verfolger und Neider gemei»niglich unrecht und die Verfolgten recht gehabt haben, und

»allezeit der größere Haufe bei der Lüge, der geringere bei »der Wahrheit gestanden ist. Wahrheit hat allezeit rumort; »falsche Lehren haben allezeit Friede und Friede gesagt.« — Auf ähnliche Weise erklärt sich auch der wackere, nur viel leiser auftretende Melanchthon (in seiner Lebensbeschreibung Luther's): »Wir wissen, daß Männer, die an weltlicher Herr»schaft stehen, alle Neuerungen heftig verabscheuen, und man »muß gestehen, daß mit Zwietracht, auch über die gerechte»sten Ursachen erhoben, in dieser traurigen Verwirrung des »menschlichen Lebens immer manches Uebel verbunden sei. »Gleichwohl muß man auch zugeben, daß in der Kirche Got»tes Gebot höher gehalten werden müsse, denn alle mensch»liche Dinge.« — Daraus folgert dann der sanfte und fromme Mann weiter, daß niemanden bloß um der Neuerung in Religionssachen willen ein Vorwurf zu machen, sintemal die Zwietracht und die Uebel, die daraus etwa hervorgehn, vielmehr denen zur Last fallen, welche solche Neuerung für gottlos erklären und ebendadurch erst gefährlich machen. — Darum sollen denn auch die, welche in die Fußtapfen jener Männer getreten sind, nie stillstehn, sondern gleich jenen männiglich fortschreiten in der Erkenntniß religioser Wahrheit, ohne sich an das Vorgeben derer zu kehren, welche meinen, das Himmelreich selbst werde zusammenstürzen, wenn man im kirchlichen Lehrgebäude nicht Alles beim Alten lasse oder ihm eine ihrer morschen Stützen entziehe.

Zum Andern möchten wir fragen, ob auch unser Kultus dem wahren Zwecke der Gottesverehrung hinlänglich entspreche. Die Klage über diesen Gegenstand ist schon so laut geworden, daß sie bis zu den Ohren eines mächtigen und frommen protestantischen Fürsten hindurchgedrungen ist und dieser Fürst bereits öffentliche Maßregeln zur Verbesserung des protestantischen Kultus in seinen Staaten eingeleitet hat *). Man darf also mit Recht annehmen, daß das

---

*) Die Ausführung hat leider bis jetzt noch nicht der Erwartung entsprochen.

Mangelhafte in der Form unsrer Liturgie und alles dessen, was zur gemeinschaftlichen Religionsübung gehört, und das Bedürfniß einer neuen Reform in dieser Hinsicht ziemlich allgemein gefühlt werde. Nur möchten wir denen nicht beistimmen, welche meinen, es fehle unsrem Kultus bloß an äußerem Glanze und die Augen fesselndem Pompe. Wenn man ihm also nur von dieser Seite zu Hülfe käme und etwa Gebräuche bei uns einführte, welche der Messe und den Prozessionen in der katholischen Kirche ähneln: so wäre die Sache schon abgethan und so würden sich unsre Kirchen schon anfüllen mit einer Menge von schau- und hörlustigen Seelen. Das Letzte könnte freilich wohl der Fall sein; aber ob dieß eine wirkliche Verbesserung wäre, dürfte man gar stark bezweifeln. Die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit möchte dabei wohl eben so viel verlieren, als die Tempel an Menschenfülle gewinnen. Was indeß auch äußerlich dazu beitragen kann, die Feierlichkeit unsrer kirchlichen Versammlungen zu erhöhen und die religiose Gemüthsstimmung der Versammelten zu beleben, soll keineswegs verschmähet werden. Namentlich wünschten wir dieß in Ansehung der Feier des Abendmahls, die durchaus nicht ein bloßes Anhängsel des übrigen Gottesdienstes sein, sondern den Charakter einer selbständigen, zur allgemeinen Theilnahme geeigneten, Handlung annehmen sollte. Auch die Taufe, die fast zum Privatakte bei uns herabgesunken, müsste wieder das Gepräge einer öffentlichen und feierlichen Handlung erhalten, sei es nun im Einzelen bei der wirklichen Kindertaufe, oder im Ganzen durch Veranstaltung eines jährlichen Tauffestes. Die Predigt muß freilich einen Hauptheil des Gottesdienstes bei unsern gewöhnlichen Versammlungen ausmachen; denn diese sollen ja auch zur belehrenden Erbauung dienen. Aber sie sollte weniger einförmig und lang sein. Unleugbar ist bei uns des Predigens zu viel; und viel Predigens macht nicht nur den Leib des Predigers, sondern auch den Geist der Zuhörer müde. Immer wiederkehrende Gebete und Gesänge sollten auf keine Weise stattfinden. Ein

flüchtiger Blick auf die versammelte Gemeine kann jeden überzeugen, daß niemand daran theilnimmt, wenn auch einzele Glieder derselben mechanisch mitbeten und mitsingen. Ueberdieß wäre auch eine schärfere Kirchenzucht bei unsern gottesdienstlichen Versammlungen zu wünschen. Es ist empörend und störend für jeden, der an der gemeinschaftlichen Religionsübung wirklich theilnimmt, in unsern größeren Stadtkirchen während des Gottesdienstes neugierige Gaffer hin und her, ab und zu laufen zu sehn, gleich als wäre das Gotteshaus eine Jahrmarktsbude. So etwas sollte nie und nirgend geduldet werden. Wer nicht selbst theilnehmen will, der bleibe wenigstens draußen, um nicht Andre an der Theilnahme zu hindern. Endlich sollte wohl auch unserer Geistlichkeit in bürgerlicher Hinsicht etwas mehr Ansehn gegeben werden, um ebendadurch dem Kultus, dessen Aufseher und Leiter sie ja sein sollen, mehr Ansehn zu ertheilen. Man soll freilich dem geistlichen Stolze nicht allzuviel Nahrung bieten. Man soll aber auch die Diener des Worts nicht in Verachtung beim Volke sinken lassen. Die protestantische Geistlichkeit steht äußerlich unleugbar auf einer weit niedrigern Stufe, als die katholische, ungeachtet sie innerlich auf einer weit höhern steht. Schämt sich doch bei uns selbst der geringste Edelmann, außer einer Dompfründe, die nichts zu thun, aber doch Genuß und Rang giebt, ein geistliches Amt anzunehmen, wenn ihn nicht etwa die Noth dazu treibt. Daher widmet sich unser Adel, wie der bemittelte Bürgerstand, wenn er zu Ehren kommen will, weit lieber der Juristerei oder dem Kriegshandwerke, gleich als wäre Gottes Wort verkünden minder ehrenvoll als dem Staate dienen, ungeachtet der Geistliche doch auch zugleich dem Staate gar wesentlich dient. Man hätte daher in der protestantischen Kirche nirgend die bischöfliche Würde abschaffen und ihr den mit unleidlicher Kakophonie und schwerfälliger Sesquipedalität einherschreitenden Superintendenten- oder gar Generalsuperintendenten-Titel substituiren sollen. Auch hat wohl die protestantische Kirche durch die Beibehaltung jener Würde

in England, Schweden und Dänemark oder durch die (freilich sehr spärliche) Wiedereinführung derselben in Preußen nichts an Reinheit vom Katholizismus verloren; und sie würde auch anderwärts nichts in dieser Hinsicht verlieren, wenn die obersten Geistlichen unsrer Kirche durchgängig als Bischöfe begrüßt und mit den höhern Staatswürden in gleichen Rang gestellt würden. Von persönlichen Rücksichten aber kann hier nicht die Rede sein, weil Schreiber dieses ein geistliches Amt nie bekleidet hat noch je bekleiden wird.

Zum dritten sei uns die Frage erlaubt, ob denn in der protestantischen Kirche wirklich durchgängig diejenige Geistesfreiheit herrsche, welche die Reformatoren nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihre ganze neugestiftete Gemeine in Anspruch nahmen. Wir haben freilich kein sichtbares Oberhaupt unsrer Kirche, dessen Aussprüche für untrüglich zu halten wären. Aber dieß beweist noch nicht, daß wir überall diejenige Fülle von Glaubens- oder Gewissensfreiheit genießen, ohne welche der Protestantismus nach seinem echten und ursprünglichen Geiste gar nicht gedacht werden mag. Niemand hat diesen Geist kräftiger ausgesprochen, als Luther selbst. Denn als die Priester seiner Zeit aus blindem Eifer und Haß gegen die neue Lehre den Anhängern derselben Absoluzion und Sakrament verweigerten, da schrieb er (in seinem Unterricht der Beichtkinder): »Laß »fahren Sakrament, Altar, Pfaff und Kirchen! Denn das »göttliche Wort ist mehr denn alle Dinge, welches die Seele »nicht mag entbehren, mag aber wohl des Sakraments ent»behren; so wird dich der rechte Bischof, Christus, selber »speisen, geistlich mit demselben Sakramente.« Und wie herrlich schildert er anderwärts und überall in seiner treuherzigen Kernsprache die »Freiheit eines Christenmenschen«, dem niemand gebieten dürfe, was er glauben und hoffen, thun oder lassen solle, denn allein Gott! Kann es nun wohl mit dieser evangelischen Freiheit, mit jenem echten und ursprünglichen Geiste des Protestantismus bestehn, wenn unter uns noch irgend jemand um seines Glaubens oder gar

um theologischer Meinungen willen zur Verantwortung gezogen, bedrückt oder verfolgt wird? Kann es mit jenem Geiste bestehn, wenn es unter uns noch blinde Zeloten giebt, die jeden Andersdenkenden, wär' er auch ein Amtsgenosse, recht hart zu verklagen meinen, wenn sie ihn einen Razionalisten oder gar Naturalisten nennen? gleich als wäre nicht auch die Vernunft eine Gabe und die Natur ein Werk Gottes, und als verkündigten nicht beide eben so laut und kräftig Gottes Wort und Willen als die Bibel, wenn man nur nicht ganz taube Ohren hat. Kann es ferner mit jenem Geiste bestehn, wenn wir in unsrer protestantischen Kirche noch immer die sogenannten symbolischen Bücher, die doch gar nichts anders als Menschenwerk sind, nicht als ehrwürdige Zeugnisse von der religiosen Denkart unsrer Vorfahren, sondern als eine feste Norm des Glaubens (regula fidei) für alle Zeiten betrachten? wenn wir noch immer unsre Lehrer nicht auf die Bibel, sondern auf den Catechismus Lutheri, den sein Verfasser selbst nur für ein einstweiliges Noth- und Hülfsbüchlein erklärte, oder auf die Formula concordiae, die Christum zur Hölle fahren lässt, ohne daß die Bibel ein Wort davon weiß, oder auf irgend ein andres von Menschenhänden gemachtes Lehrbuch oder Artikelwerk sogar eidlich verpflichten, damit sie kein Haar breit davon abweichen sollen? Meint ihr vielleicht, es werde ohne solche Bücher und die Verpflichtung darauf nichts Feststehendes in unsrer Kirche geben: so frage ich euch, ob denn Luther und Zwingli sammt ihren nächsten Anhängern und Mitarbeitern im Weinberge des Herrn nicht fest standen im Glauben auch ohne solche Verpflichtung? ob ihnen die Bibel sammt Vernunft und Gewissen als den besten Auslegern derselben nicht eine weit sichrere Glaubensnorm waren, mit der sie das ganze Papstthum besiegten? — Gesteht es nur, ihr Protestanten, die ihr euren Brüdern irgend ein Menschenwerk als feststehende Glaubensnorm aufdringen wollt, ihr seid dem Geiste nach wahre Papisten, schlimmer als jene Katholiken, die ihr so nennt. Denn jene haben

doch noch einen lebendigen Papst, und man kann nicht wissen, ob dieser nicht einmal, vom Geiste Gottes und der Wahrheit ergriffen, seine Gemeine entbinde von den Fesseln des blinden Glaubens und Gehorsams. Ihr aber macht den todten Buchstaben eurer symbolischen Bücher zum Papste und möchtet unter der Firma dieses Buchstabens gern selbst als kleine Päpste herrschen über die Gewissen der Gläubigen. Und doch sagt der Heiland selbst, wer die Wahrheit erkannt habe, den werde sie auch frei machen. Darum lasset ab von diesem unchristlichen Wesen und verkümmert uns nicht mehr im neunzehnten Jahrhunderte die evangelische Freiheit, kraft welcher die Reformatoren im sechzehnten sich lossagten von dem Papstthume, und dem Herrn sammelten eine neue Gemeine, die gegen allen und jeden Geisteszwang protestirte und ebendarum die protestantische Kirche genannt wurde. Wollet ihr das nicht, so sehet euch wohl vor, daß nicht ein neuer Luther komme und den Bedrückten gleich dem alten zurufe: Laß fahren Sakrament, Altar, Pfaff und Kirchen! Sehet euch wohl vor, daß nicht auch unter uns, wo der Mystizismus sich ohnehin schon mächtig zu regen beginnt, wie in England Quäker und Methodisten aufstehn und die in ihren symbolischen Formen erstarrte Kirche verlassen, um in freieren Formen ein geistigeres Prinzip ihres religiosen Glaubens und Lebens zu finden!

Ist es aber nicht — dieß sei die vierte und letzte Frage — ist es nicht zu bejammern, daß durch die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts ein so großer Riß in der christlichen Kirche geschehen, und sollen wir Protestanten nicht vielleicht selbst die Hände zur Wiedervereinigung mit der Mutterkirche bieten? Geben wir etwas nach, so geben vielleicht auch jene etwas nach von ihren strengen Foderungen; und so wär' es ja wohl recht schön, wenn es nur Eine Heerde und Einen Hirten aller Gläubigen auf Erden gäbe, wie es nur Einen Gott und Vater im Himmel giebt! — Diese Sirenenstimme, die sich jetzo von vielen Seiten her vernehmen läßt und sogar die Politik zu Hülfe ruft — vor-

gebend, die Einheit des Glaubens werde auch den deutschen Bund, ja die Ruhe von ganz Europa befestigen, indem der Protestantismus schon vermöge seines Namens ein widerspenstiges und unruhiges Ding sei, dem man durch höhere als weltliche Autorität einen Dämpfer aufsetzen müsse — diese Stimme ist freilich sehr verführerisch und hat daher auch viele sonst kluge und wohlgesinnte Männer verleitet, allerlei Vereinigungsversuche zu machen. Wie aber dergleichen henotische Projekte schon früher verunglückten, so werden sie auch immerfort mislingen, weil sie der Natur des menschlichen Geistes schnurstraks widerstreben. Unser Geist trägt freilich die Idee der Einheit so unvertilgbar in sich, daß er nur Eine Wahrheit zulassen und also auch nur Eine Religion als die wahre anerkennen kann. Fragt man aber nun, wo ist denn jene Eine Wahrheit und welches ist diese Eine Religion? so erhält man von tausend Seiten ganz verschiedne Antworten, weil der menschliche Geist von Natur einmal so organisirt ist, daß er in verschiednen Subjekten sich auf ganz verschiedne Weise ankündigt und daher auch das von außen Gegebne, selbst eine göttliche Offenbarung, auf ganz verschiedne Weise auffasst und gestaltet. Die Natur strebt überall in ihren Erzeugnissen nach unendlicher Mannigfaltigkeit, weil das Prinzip der Individualität nur in, mit und durch diese Mannigfaltigkeit bestehen kann. Wie daher jeder Mensch seine eigne Gestalt, Größe, Gang, Geberde, Sprache, Sitte u. s. w. hat: so hat er auch seine eigne Weltansicht und seine eigne Religion. Diese individuale Eigenheit hindert zwar nicht, daß eine Mehrheit von Menschen, als Familie, Staat oder Kirche, manches Gemeinschaftliche in körperlicher oder geistiger Hinsicht haben könne. Aber sie macht es schlechterdings unmöglich, daß diese Gemeinschaftlichkeit eine durchgängige werde, daß sie sich intensiv auf alle äußere und innere Qualitäten der in Gemeinschaft Stehenden, oder gar extensiv auf alle Menschen überhaupt erstrecke. Daher haben sich die Menschen, so lange die Erde steht, nicht nur von menschlichen oder irdischen, sondern auch und noch viel-

mehr von göttlichen oder himmlischen Dingen die verschiedensten Vorstellungen gemacht; und ebendaher sind von jeher verschiedne Religionen oder Religionsformen und verschiedne Kirchen oder Religionsgesellschaften auf der Erde gewesen. Diese Verschiedenheit ist auch durch das Christenthum nicht nur nicht aufgehoben, sondern sogar vermehrt worden. Denn einmal hat es bis jetzt weder das Judenthum, noch das Heidenthum, noch irgend eine andre jener Religionsformen, die in Asien und Afrika so weit verbreitet und zum Theil erst nach dem Christenthum entstanden sind, vertilgen können. Und dann ist es in sich selbst gleich von seinem Ursprung an, indem schon zu den Zeiten der Apostel einige kephisch, andre paulisch, noch andre apollisch sein wollten, in so viele Parteien zerfallen, daß es in der Christenheit fast eben so viel Religionsformen und Religionsgesellschaften giebt, als außer derselben. Nun setze man den Fall, daß durch ein Wunder — das größte, was je erhört worden — in diesem Augenblicke alle Christen völlig Eines Sinnes in religioser Hinsicht würden, ja daß alle Menschen auf der Erde, Juden, Muhamedaner und Heiden, die christliche Religion ganz in einem und demselben Sinne annähmen: so würde doch im nächsten Augenblicke, wenn jenes Wunder nicht in's Unendliche fortgesetzt werden sollte, der alte Zwiespalt von neuem beginnen. Es würde das Christenthum in verschiednen Individuen wieder verschiedne Gestalten annehmen; diese Individuen würden andre an sich ziehen oder abstoßen; es würden neue Parteien und neue Kirchen entstehn; und so wären wir wieder ganz auf dem alten Flecke. Da nun dieß aus vorhin angezeigten Gründen nicht anders sein kann, so muß man vernünftiger Weise auch annehmen, daß Gott selbst es so gewollt habe, damit nicht die Menschen in thöriger Einbildung einer vollkommnen Erkenntniß der Wahrheit einschlafen, sondern durch den Zwiespalt ihrer Meinungen immer zu neuer Untersuchung und zu weiterem Fortschreiten in der Erkenntniß angeregt werden. Und da Gott dieß einmal so gewollt hat, so muß

man auch nicht sich gegen Gottes Ordnung auflehnen und die Menschen so wenig in Eine Kirche, wie in Einen Staat — in eine (religiose oder politische) Universalmonarchie — zusammenschmelzen wollen, sondern es jedem Einzelen sowohl als jeder Gesellschaft überlassen, diejenige Religionsform anzunehmen, welche ihnen die vollkommenste scheint. Ob sie dieß sei, mag dann immerhin bestritten werden. Denn man soll sich dem religiosen Indifferentismus so wenig als dem moralischen ergeben. Jede Partei suche also die andre von der Wahrheit ihrer Lehre und der Trefflichkeit ihrer Verfassung zu überzeugen, auch wohl zu sich herüber zu ziehen, so viele sie kann. Nur geschehe dieß mit gebürlichen Waffen des Geistes, d. h. mit Gründen, aus Vernunft und Schrift entlehnt, um der freien Ueberzeugung und der christlichen Liebe, die ja bei aller Mannigfaltigkeit der Ansichten bestehen kann und soll, keinen Abbruch zu thun. Dann wird auch der Staat dem Kampfe der kirchlichen Parteien ruhig zusehn können, ohne von der religiosen Spaltung eine politische zu befahren. Wenn aber die Kämpfer der einen Partei zur Gewalt ihre Zuflucht nehmen, wenn sie sich sogar freuen, einen Feuerbrand in's Volk geworfen zu haben — wie jener päpstliche Gesandte auf dem Reichstage zu Worms, der da frohlockend sagte: »Ei, wenn wir auch nichts weiter »ausgerichtet haben, so haben wir doch in Deutschland eine »Fleischbank errichtet, qua Alemanni ipsi in viscera sua »saevientes propediem in proprio sanguine suffoca»buntur« (Scult. annal. I. p. 75.) — so kann es freilich nicht an bürgerlicher Zwietracht und allen unseligen Folgen derselben fehlen. Wer ist dann aber Schuld daran? — Und haben in diesen letzten Zeiten, wo die bürgerliche Zwietracht aus einem fast ganz katholischen Lande ausging und schier alle Bande zwischen Fürsten und Völkern aufzulösen drohte, nicht gerade die protestantischen Völker am treuesten an ihren Fürsten, selbst wenn diese katholisch waren, gehangen und dadurch die Verträglichkeit des Protestantismus mit der bürgerlichen Ordnung und Ruhe auf's herrlichste be-

währt? Wie kann man also behaupten, daß die künftige Ruhe von Deutschland oder gar von Europa die Wiedervereinigung der protestantischen Kirche mit der katholischen heische? Und wie wollte man wohl eine solche Vereinigung zu Stande bringen, da beide Kirchen auf ganz entgegengesetzten Prinzipien beruhen? Der Protestantismus betrachtet die Kirche als eine freie, der Katholizismus als eine Zwangsgesellschaft. Jener will nur ein unsichtbares Oberhaupt haben und sich lediglich an die durch Vernunft und Schrift gegebne Offenbarung desselben halten; dieser will ein sichtbares Oberhaupt haben, dessen untrüglicher Ausspruch erst entscheiden soll, wie jene Offenbarung zu deuten und anzuwenden sei. Zwei solche Parteien lassen sich nicht durch gegenseitiges Nachgeben und Annähern in Ansehung dieses oder jenes Lehrsatzes oder Gebrauchs, sondern nur dadurch vereinigen, daß die eine ihr Prinzip geradezu aufgebe und so ihr ganzes Wesen verleugne. Dieß möchte aber jetzt noch eher dem Katholiken als dem Protestanten zugemuthet werden können. Denn das hierarchische System, wie es noch immer von Rom aus verfochten wird, steht mit dem Geiste unsrer Zeit in einem so schroffen Gegensatze, daß selbst viele Katholiken öffentlich oder geheim dagegen protestiren, mithin dem Prinzipe nach schon halbe Protestanten sind. Wenn aber dessen ungeachtet nur selten ein Katholik zur protestantischen Kirche übertritt *), während immer von Zeit zu Zeit einige, und zum Theile nicht unberühmte Männer aus dieser zur katholischen übergehn und dann mit recht lebendigem Proselyteneifer den Katholizismus empfehlen: so liegt dieß einerseit in dem Charakter der protestantischen Kirche, vermöge dessen sie auf den Uebertritt zu ihr nicht so großen Werth legen und daher auch nicht so eifrig im Bekehren

*) Seit dieß geschrieben war, sind doch mehr solche Fälle vorgekommen, wie die Beispiele von dem Fürsten Salm, dem Grafen Benzel-Sternau, dem Freih. v. Gemmingen, den Geistlichen White, Henhöfer, Feller, Eisenschmid und A. beweisen.

sein kann, als die katholische, anderseit aber auch in dem persönlichen Charakter jener Männer, vermöge dessen sie von dem geistigern Kultus zu einem sinnlichern hingezogen wurden; wenn nicht vielleicht noch andre Motive mitwirkten, über die Gott allein richten kann.

Möchte übrigens der Katholizismus unter uns auch noch bedeutendere Eroberungen machen, als bisher, ja möchte die ganze Welt noch heute katholisch werden: so betheure doch ich, Verfasser dieser Schrift, hiedurch feierlich vor Gott und aller Welt, daß ich mit ganzer Seele protestantisch bleiben würde bis an mein — hoffentlich auch ohne die allein seligmachende Kirche — seliges Ende. Denn ich weiß, daß Gott barmherzig ist — barmherziger als jene Priester, die den Gott der Liebe im Munde und den Herrschsuchtsteufel im Herzen haben — und niemanden verdammt um seines, wenn auch irrigen, Glaubens willen. Strebe daher nur Jeder mit redlichem Herzen nach Erkenntniß der lautern Wahrheit, die einst verkündete und mit seinem Blute besiegelte Jesus genannt der Christ! Nur diesem sei als unsrem Herrn und Meister die Ehre gegeben. Ja er allein, und nicht der da sitzen will auf seinem Stuhl und herrschen in seinem Namen über die Christenheit, sei gelobet in alle Ewigkeit! Amen!

B.

Nachschrift
an die
katholische Kirche
und deren Oberhaupt.

Widerstrebet nicht dem heiligen Geiste!

Was ich bis hieher gesagt, ist eigentlich nur zu meinen protestantischen Glaubensgenossen gesprochen. Es wäre jedoch möglich, daß es auch von etlichen unter euch, meine christlichen Brüder in der katholischen Kirche, vernommen würde, und daß euch manches meiner Worte hart und beleidigend dünkte. Darum biet' ich euch noch die Hand der Versöhnung mit der ausdrücklichen Erklärung, daß ich keinen unter euch beleidigen wollte. Denn niemand kann in Religionssachen duldsamer sein, als ich; nicht aus Gleichgültigkeit — denn ich mag den Indifferentismus in der Religion noch weniger leiden, als in der Moral und Politik, und will zwar möglichst unparteiisch, aber nicht parteilos sein — sondern aus derselben Achtung gegen fremde Ueberzeugung, die ich für mich selbst in Anspruch nehme. Auch weiß ich sehr wohl, daß es unter euch viel wackere Männer giebt, die der fremden Ueberzeugung diese Achtung nicht versagen und jenen alten Verfolgungsgeist, der keine andre Religionspartei neben sich dulden wollte, gar sehr misbilligen. Aber ebendarum muß ich und jeder Protestant es eben so sehr misbilligen, daß eure Kirche, im Ganzen betrachtet, noch immer jenen bösen Geist in sich hegt und pflegt, und sich daher fort-

während die alleinseligmachende nennt. Es wäre schon anmaßend, wenn sie sich nur die seligmachende nennte. Denn Gott allein kann selig machen, und was die Kirche dazu beiträgt, ist nur Anregung und Anleitung, damit der Mensch auch empfänglich und würdig der Seligkeit werde. Aber sich alleinseligmachend zu nennen, ist wohl der Anmaßungen höchste. Die Schrift erklärt selbst Juden und Heiden und jeden aus allerlei Volk, der Gottes in Aller Herzen geschriebnen Willen nach Kräften thut, für selig. Und eure Kirche will nur den für selig erklären, der ihre willkürlichen Satzungen hält, und jeden Andersdenkenden zur Hölle verdammen? Wer mag so wahnsinnigen Hochmuth ertragen! Darum sollt ihr wissen, daß wir Protestanten in diesem Punkte eure Kirche selbst einer gottlosen Ketzerei bezüchtigen müssten, wenn es überhaupt unsre Art wäre, die zu verketzern, die im Irrthume befangen sind oder die wir dafür halten, und wenn wir nicht bedächten, daß die eine, wahre, allgemeine, aber freilich unsichtbare Kirche, das eigentliche Reich Gottes auf Erden, überall ist, wo es echte Gottesverehrer giebt, daß es also auch zum Theil unter euch ist. Wenn wir aber gleich eure Kirche, wie sie sich in ihrer sichtbaren Beschränktheit und hochmüthigen Anmaßlichkeit uns gegenüber stellt, nicht lieben und noch weniger uns mit ihr vereinigen können: so wollen wir doch euch selbst als Menschen und Christen alles Liebes und Gutes erweisen. Hier lasst uns mit einander wetteifern, wer es dem andern zuvor thue! Hier lasst uns Eines Sinnes und Herzens sein! Und es wird nimmer einer andern Einigung bedürfen. Denn wir sind dann schon geistig vereint zu Einer Heerde unter Einem Hirten, welcher ist Christus.

Du aber, o heiliger Vater! — der du einst, bevor du die dreifache Krone aufsetztest, selbst an heiliger Stätte ein so beredter Apostel der bürgerlichen Freiheit warst *) —

---

*) Homélie du Citoyen Cardinal Chiaramonti, Evêque d'Imola, actuellement Souverain Pontife Pie VII, adressée au peuple

zürne nicht weiter auf die, welche die noch weit köstlichere Geistesfreiheit nicht wieder aufgeben wollen, nachdem sie dieselbe einmal errungen haben. Du hast es selbst erfahren, was es heiße, wenn äußere Gewalt abdringen will, was das Gewissen versagt, und hast muthig widerstanden dem Dränger, der dich in Ketten und Banden hielt. Deß haben wir uns herzlich gefreuet, und haben dich gepriesen als einen Helden, und haben selbst mitgekämpft für deine Befreiung. Denn wie wir frei sein wollten von fremder Gewalt, so wollten wir auch, daß du es seiest und alle Welt. Darum höre nun auf, uns um unsers Glaubens willen zu hassen und als Ketzer zu verdammen! Betrachte auch uns als deine Brüder in Christo, und tritt bei dem heiligen Bunde, der alle christliche Völker, wie verschieden auch die besondre Form ihres Glaubens und Lebens sei, als Glieder einer und derselben Familie umschließen soll! Verbanne endlich einmal aus dieser Familie die Brandmale der Menschheit und die Schandflecken der Christenheit, als da sind Inquisizion, Ketzergerichte, und das Ottergezücht der Jesuiten! Dann wollen wir dich verehren als einen wahren Hirten der christlichen Gemeine; wollen gern vergessen, was deine Vorfahren uns zu Leide gethan; wollen nicht mehr rügen, daß du in weltlicher Pracht und Herrlichkeit auf Thronen sitzest und Kronen trägst, während der, dessen Stelle du vertreten willst, in demüthiger Knechtsgestalt auf Erden einherging, nicht habend,

---

de son diocèse, dans la république cisalpine, le jour de la naissance de Jésus Christ l'an 1797. Imola, de l'imprimerie de la nation, an VI de la liberté. Réimprimé à Come, an VIII, et traduit en français à Paris, 1814. 8. Sehr geschickt weiß hier der heilige Redner sogar die Idee der demokratischen Freiheit und Gleichheit mit den Vorschriften des Christenthums zu vereinigen. Selbst Cato von Utica (S. 15) und J. J. Rousseau (S. 26) müssen ihm dabei Hülfe leisten, indem ihre Aussprüche wörtlich angeführt werden. Am Ende heißt es S. 29: Oui, mes chers frères, soyez tous Chrétiens, et vous serez d'excellens Démocrates!

wo er sein Haupt hinlegte, und laut erklärend gegen die, die auch aus ihm einen weltlichen Herrscher machen wollten: »Mein Reich ist nicht von dieser Welt.« — So nimm denn an die Hand, die wir jetzt, wo wir zum dritten Male das Jubelfest unsrer Kirche feiern, dir mit versöhnlichem Herzen bieten, und denke nicht mehr weder an offnen noch geheimen Kampf gegen unsre Freiheit vom Zwange des Glaubens und des Gewissens! Wolltest du ihn aber dennoch fortsetzen, diesen unseligen Kampf, so wisse, daß wir noch immer dastehn in muntrer Jugendkraft, bereit, wenn es sein muß, für das höchste der Güter, die hehre Geistesfreiheit, mit dir und deinem ganzen Heere auf Tod und Leben zu kämpfen!

VI.

Etwas,

das Herr Adam Müller gesagt hat

über

Etwas,

das Göthe gesagt hat,

und

noch Etwas,

das Luther gesagt hat.

Zur Nachfeier des Reformazions-Jubiläums.

Nebst einer Rechtsdeduktzion.

(Erschien zuerst zweimal hinter einander aufgelegt: Leipzig, 1817. 8.)

Herr Adam Müller *) hat das Reformazions-Jubiläum mitten unter uns Protestanten nach seiner Art durch folgende Schrift gefeiert:

Etwas, das Göthe gesagt hat. Beleuchtet von Adam Müller. Leipzig, den 31. Oktober 1817. 16 Seiten in 8.

Während nämlich in der protestantischen Kirche Fürsten und Völker, Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungelehrte, Kinder und Greise, Geistliche und Weltliche, dem Herrn der Heerschaaren für die Wohlthaten der Kirchenverbesserung Lob- und Danklieder sangen und der festliche Jubel auf allen Straßen weit hinaus in die Lüfte schallte — während selbst in der katholischen Kirche manch frommes Gemüth im Stillen theilnahm an jenem festlichen Jubel, wohl wissend, wie viel auch diese Kirche der großen That verdanke, deren Andenken von uns laut und öffentlich, wie sich's gebürt, begangen wurde: während solcher hehren Jubelzeit saß Hr. A. M. grämlich auf seiner Stube und gab sich die undankbare Mühe, zu beweisen, daß wir eigentlich gar närrische Leute wären, indem wir uns freuten, ohne zu wissen — warum? Denn wir könnten uns nicht freuen, meint er, weder über Luther, noch über die Reformazion selbst, noch über die Lossagung von der alten Kirche, noch über die Herstellung des schriftlichen Wortes der heiligen Bücher in seine Rechte, noch über das Verbrennen einer päpstlichen Bulle, noch endlich über die Eroberung der Geistes- und Denkfreiheit.

---

*) Er war zu jener Zeit östreichscher Generalkonsul in Leipzig.

Nicht über Luther — denn wäre dieser der Gegenstand unsrer Freude, »so könnte man nicht sein Andenken »gerade auf eine Weise begehen wollen, die ihn in der tief»sten Stelle seines Herzens verwunden und Allem, was »er persönlich gethan, unbedingt widersprechen wür»de.« (S. 6.)

Nicht über die Reformazion — denn alsdann »könnte man nicht gerade ihre entschiedensten Grundsätze, »den Ernst in der Erforschung des Dogma's und »die Gleichgültigkeit gegen die äußere kirchliche »Form, aufheben und umkehren wollen.« (Ebendas.)

Nicht über die Lossagung von der alten Kirche — weil die Freude darüber »weder mit dem Geiste der »christlichen Allianz und der allgemein ausgesprochnen, »nicht bloß duldenden, sondern brüderlichen Gesin»nung, noch mit der öffentlich kund gegebnen Gering»achtung gegen alle Differenzen über das Dogma, »vereinbar sein würde.« (Ebendas.)

Nicht über die Herstellung des schriftlichen Wortes der heiligen Bücher in seine Rechte — weil man alsdann einräumen müsste, daß es in der Reformazion »nicht auf eine bloße Herstellung der Rechte des hei»ligen Buchstabens, sondern auf die unbedingte Allein»herrschaft dieses Buchstabens abgesehn gewesen,« und weil nicht geleugnet werden könne, »daß das Christen»thum gerade dem Reiche derer, welche die Schrift über Al»les setzen, der Schriftgelehrten, ein Ende machen soll»te,« und weil überdieß »das Jubelfest der Reformazion »durch rücksichtlose Kirchenvereinigungen d. h. nicht »etwa mit Lob und Preis des Buchstabens der Schrift, son»dern mit öffentlich beurkundeter Geringachtung des aller»bedeutendsten Wortes der Schrift, nämlich des Wor»tes ἐστι (ist) in der Einsetzungsformel des Abendmahls, ge»feiert werden solle.« (S. 7.)

Nicht über das Verbrennen einer päpstlichen Bulle — weil dieß »den größern europäischen Re-

»gierungen unmöglich in dem Lichte einer ruhmwürdigen »That erscheinen könne,« indem die »dermaligen Auto-»ritäten« nicht so »unerschütterlich« stehen, »daß sie »ungestraft das Andenken an einen der verwegensten »Schritte gegen eine legitime Obrigkeit feiern könnten.« (S. 7. u. 8.)

Endlich auch nicht über die Eroberung der Geistes- und Denkfreiheit — weil diese Freiheit »von »keinem Papstthume der Welt hat geraubt werden können, »also auch niemal erobert oder wiederhergestellt zu werden »brauchte,« und weil es vielmehr »die Sprech- und »Schreibfreiheit« sei, »welche die Menschen zu ihrer »unveräußerlichen Denk- und Geistesfreiheit hinzugethan wis-»sen wollen, eben weil die Redefreiheit veräußerlich, und »von außen, von äußerer Autorität, zu beschränken« sei. »Diese unbedingte Redefreiheit aber kann Luther nicht »erobert haben, weil sie, als eine äußere Handlung betref-»fend, unmöglich unbedingt werden kann, so lang' es eine »äußere Autorität d. h. ein Bedürfniß der Ordnung auf »Erden giebt. Unmöglich aber können Regierungen, die »dermalen schon mit der immer noch bedingten Redefrei-»heit der Ihrigen genug zu schaffen haben, die angeb-»liche Wiederherstellung einer unbedingten feiern wollen.« (S. 8.)

Also — schließt nun Hr. A. M. weiter — verwickeln wir Protestanten uns mit unsrer Jubelfeier in ein »Laby-»rinth von Widersprüchen,« und hätten sonach wohl, um herauszukommen, eigentlich uns gar nicht freuen, sondern vielmehr in Sack und Asche Buße thun, oder, was wohl noch besser, in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren sollen! Doch, das ist nun einmal nicht geschehen, und muß daher bis zum nächsten Reformazions-Jubiläum verschoben bleiben. Hr. A. M. aber, um wenigstens für seine Person jenem »Labyrinthe von Widersprüchen zu entgehn« — ungeachtet er jetzt doch gar nicht darin steckt, da er bekanntlich vorlängst schon glücklich her-

ausgekommen — suchte sich »in fremdartiger, erheiternder Lektüre zu zerstreuen, oder vielmehr« — da er schon zerstreut und zugleich verdrüßlich war — »zu sammeln.« Da fiel ihm denn der zweite Band von Göthe's Briefen aus Italien, und zwar gerade die Stelle über den heiligen Philipp von Neri in die Augen, wo es unter andern heißt: »Doch bedeutender muß es auffallen, daß gerade »dieß zu Luther's Zeit geschah, und daß mitten in Rom »ein tüchtiger, gottesfürchtiger, energischer, thätiger Mann »gleichfalls den Gedanken hatte, das Geistliche, ja das Hei»lige mit dem Weltlichen zu verbinden, das Himmlische in »das Sekulum einzuführen, und dadurch ebenfalls eine Re»formazion vorzubereiten. Denn hier liegt doch ganz allein »der Schlüssel, der die Gefängnisse des Papstthums öffnen »und der freien Welt ihren Gott wiedergeben soll.«

Diese Stelle beleuchtete nun Hr. A. M. mit seinem Lichte, das wohl eben etwas trübe gebrannt haben muß, da ihm »einleuchtete, daß der große sprachgewandte Meister un»möglich anders als mit einiger Ironie den deutschen »Reformatoren die Absicht untergelegt haben konnte, das »Heilige mit dem Weltlichen zu verbinden ꝛc.« — Ich möchte wohl wetten, daß Hr. A. M. bei »unsrem Dichter,« wie große Komplimente er ihm auch übrigens macht, mit jener Beleuchtung schlechten Dank werde verdient haben. Doch geht mich dieß nichts an, da Göthe meiner Vertheidigung gegen unziemliche Auslegung seiner Worte nicht bedarf. Ich will Hrn. A. M., und wer sonst seines besondern Glaubens, bloß sagen, warum wir Protestanten uns beim neulichen Jubelfeste eigentlich gefreut haben, damit er uns nicht fürder für so närrische Leute halte, die sich freuten, ohne zu wissen — warum?

Nun ist es freilich seltsam, daß wir uns gerade über die sechs Dinge gefreut haben und noch von ganzer Seele freuen, über die nach Hrn. A. M.'s Demonstrazion wir uns gar nicht freuen konnten und sollten. Wir freuten und freuen uns nämlich zuerst über unsern großen Luther, bei

dessen Namen schon, wenn wir ihn nur aussprechen hören, unser Herz hoch aufschlägt. Denn das war ein rechter Mann Gottes und ein deutscher Mann, der nicht hinter dem Berge hielt, um zu lauern, wo der Wind her wehete, nicht in gedrechselten Phrasen und sophistischen Windungen redete oder schrieb, nicht vor den Donnerkeilen der Gewalt erbebte, wenn sie ihn zu zerschmettern drohten, sondern klar und deutlich, frank und frei vor aller Welt, selbst vor Kaisern und Königen, seine Ueberzeugung aussprach, und dabei doch so fromm und so gut und so demüthig war, daß er Gott allein seine Sache anvertraute und sie durchaus nicht mit andern Waffen als mit Gottes Wort vertheidigt, auch die von ihm dem Herrn gestiftete Gemeine durchaus nicht nach seinem Namen genannt wissen wollte. Freilich war er auch »brausend, verwegen, stürmisch«, wie ihm Hr. A. M. (S. 9.) abgedroschner Weise vorwirft. Aber das musst' er eben sein, wenn's galt, eine Hyder zu bekämpfen, die tausend Köpfe hatte und ihn wahrlich auch nicht sanft und glimpflich anzischte. Daß er aber »Eingriffe in die rechtmäßige Ordnung der Dinge« gethan, wie es (ebendas.) heißt, ist, um nicht mehr zu sagen, eine Verunglimpfung. Vielmehr hat er eben die rechtmäßige Ordnung der Dinge wieder hergestellt, der Hierarchie die Klauen ausbrechend, mit welchen sie alle Augenblicke in jene Ordnung eingriff, indem sie Kaiser und Könige nach Gefallen ein- und absetzte, den Priestern die Ehe verbot und das Konkubinat, wenigstens connivendo, erlaubte, den Laien den Kelch sammt Gottes Wort entzog, Andersdenkende martern und braten ließ, ja selbst das göttliche Recht, zu verdammen und selig zu machen, sich anmaßte. Darum freuen wir uns über Luther, den Glaubenshelden, der sein deutsches Volk, wie Hermann einst vom weltlichen, so vom geistlichen Römerjoche befreite. Ja wir achten ihn noch höher als Hermann; denn dieser kämpfte doch nur mit irdischen, jener hingegen mit unterirdischen, mit höllischen Mächten, die zwar Christus schon gebannt, sein angeblicher Statthalter aber wieder losgelassen hatte, um die

Welt von neuem zu bethören. Was aber die zärtliche Besorgniß Hrn. A. M.'s betrifft, wir möchten Luther's Herz in seiner tiefsten Stelle »verwunden« und Allem, was er persönlich gethan, »unbedingt widersprechen«, indem wir etwa in diesem oder jenem Punkte anders und unsrer Zeit gemäß denken, wie er seiner: so darf Hr. A. M. deshalb ganz ruhig sein. Luther's Herz ist jetzt so weit erhaben über die Streitigkeiten, die ihn im Leben mit andern Reformatoren entzweiten, so weit erhaben über die Elendigkeit kleiner Seelen, die da meinen, die Welt müsse zu Grunde gehn, wenn sie nicht gerade so denke, wie sie selbst, daß es nicht einmal durch Hrn. A. M.'s Widerspruch, geschweige durch unsern, der doch lange noch kein unbedingter ist, verwundet werden kann. Gewiß, könnte Luther in's Reich der Lebendigen auf Erden zurückkehren, so würd' er sich mit allen wahren Freunden der Religion von Herzen freuen, daß die Scheidewand, die zu seiner Zeit Lutheraner und Reformirte trennte, endlich zu fallen beginnt, und sich nur darüber wundern, daß dieß erst jetzo geschieht. Herr A. M. meint zwar (S. 5.) die Differenz zwischen den beiden protestantischen Kirchen sei so groß und unauflöslich, daß, wie man sonst sagte, eher Feuer und Wasser sich vereinigen könnten, als jene. Allein er weiß nicht oder will nicht wissen, daß die Gemüther der Lutheraner und der Reformirten seit lange sich einander genähert haben, mithin beide Parteien schon innerlich vereinigt und nur noch durch Aeußeres getrennt sind; er weiß nicht oder will nicht wissen, daß es in der protestantischen Kirche überhaupt gar nicht auf die Erklärung gewisser Worte, auf die Bestimmung gewisser Lehrsätze, auf das Mitmachen gewisser Gebräuche ankommt, sondern auf den Geist, der uns alle belebt, auf den Geist, der uns frei macht von allem Glaubenszwange und uns dennoch zu Einem Ziele, zur Gemeinschaft der Gläubigen in Gott und Christo, zur wahren Frömmigkeit und Tugend leitet, sobald wir uns nur dazu leiten lassen wollen.

Wenn Hr. A. M. nur dieß Eine recht beherzigen wollte

oder könnte, so würd' er auch begreifen, daß wir uns bei der Feier unsers Jubelfestes auch über die übrigen Punkte mit Recht gefreut haben und noch freuen. Die Reformazion selbst ist ein ewiger Gegenstand der Freude für Alle, die von jenem Geiste beseelt sind, weil die Reformazion eben diesen Geist in der christlichen Welt hervorgerufen, genährt, verbreitet hat. Das ist das »Positive und Bleibende« (S. 4.) das ist das »Nachhaltige« (S. 6.) was die Reformazion bewirkt hat und was Hr. A. M. nur darum in unsrer Kirche vermisst, weil er von jenem Geiste keine Ahnung hat und weil er das Positive, Bleibende und Nachhaltige nur im Statutarischen, Zerimonialen und Aeußerlichen, nur in der Autorität einer heiligen oder vielmehr unheiligen Zwingherrschaft sucht, die alle Christen mit unwiderstehlicher Gewalt im Bekenntnisse derselben Formeln und im Beobachten derselben Gebräuche erhalten soll. »Der Ernst in der Erforschung des Dogma's« ist dabei gar nicht aufgegeben, wie Hr. A. M. sich leicht überzeugen kann, wenn er die dogmatischen Lehrbücher unsrer Theologen vom Anfange der Reformazion bis zur jüngsten Zeit herab vergleichen will. In ihnen herrscht großentheils wirklich jene »christliche Philosophie«, deren Bildung Hr. A. M. (S. 15.) von einer wahrhaften Reformazion fodert. Aber freilich ist der Grundsatz dieser Philosophie nicht der, welchen er selbst (ebendas.) aufstellt: »Glaube und prüfe!« — sondern vielmehr der umgekehrte: Prüfe und glaube! Denn auch die heilige Schrift sagt: Prüfet Alles und behaltet das Gute! Sie verlangt also die Prüfung zuerst, weil sie keinen blinden, sondern einen vernünftigen Glauben verlangt. Hr. A. M. aber will von einem solchen Glauben nichts wissen. Er hält (S. 4.) die »razionale Ansicht der Dogmen« nicht nur für »unlutherisch«, sondern auch für »irreligios.« Ihm ist also nur das Irrazionale lutherisch und religios. Nun so wäre allerdings Hr. A. M. ein ganz lutherischer und religioser Mensch. Denn an Irrazionalität fehlt es seinen Schriften eben nicht.

Die Lossagung von der alten Kirche in dem Sinne, wie Hr. A. M. das Wort alt nimmt, ist ebenfalls für uns ein Gegenstand der höchsten Freude. Denn er versteht darunter die römisch-katholische, die papistische. Diese aber hat sich ja selbst von der wahrhaft alten d. h. durch Jesum und seine Apostel gestifteten Kirche völlig losgesagt. Denn wo war in dieser Kirche ein Papst, geschmückt mit dreifacher Krone, umgeben von Kardinälen und Trabanten, herrschend über Land und Leute und selbst über andre Fürsten? Wo war in dieser Kirche der heidnische Pomp bei gottesdienstlichen Zusammenkünften? Wo waren die reichbegabten Mönchs- und Nonnenklöster, wo die vornehmen Herren Bischöfe und Aebte, wo die fetten Pfründen, bei denen man nicht Gott, sondern dem Bauche dient? Wo betete man in der ersten christlichen Kirche die Mutter Maria und den heiligen Joseph, die Apostel und die Märtyrer an? Wo halbirte man das von Jesu gestiftete Liebesmal durch Vorbehaltung des Weins für die Priester? Wo untersagte man den Priestern die Ehe und setzte sie dafür als höhere Wesen über die verachteten und unterjochten Laien? Wo lehrte man etwas von der Transsubstanziazion, vom Messopfer, von der Ohrenbeichte, von den sieben Sakramenten, vom Fegfeuer, vom Ablaß? — Hr. A. M. giebt sich (S. 5.) für einen gründlichen Kenner der christlichen Dogmengeschichte, beruft sich wenigstens auf solche. Den möcht' ich aber wohl sehn, der nachzuweisen im Stande wäre, daß Jesus und die Apostel und die apostolischen Väter bereits alles dieß gethan, gelehrt, veranstaltet und gut geheißen hätten! — Wenn es nun vielmehr von allen unparteiischen Geschichtforschern anerkannt ist, daß die römisch-katholische Kirche, wie sie im sechzehnten Jahrhunderte innerlich und äußerlich gestaltet war, sich völlig losgesagt hatte von der wahrhaft alten Kirche Jesu Christi: so haben wir uns ja wohl zu freuen, daß die deutschen Reformatoren sich von jener entarteten Kirche wiederum lossagten und der alten wenigstens zu nähern suchten, da völlige Rückkehr zum Alten einmal nicht

möglich. Wohl mag kirchliche Einheit eine gute Sache sein. Da sie aber in jener Zeit nur auf Kosten der Wahrheit und der Tugend, nur mit Aufopferung der evangelischen Freiheit, ja des Christenthums selbst, das im Papstthume fast untergegangen war, erhalten werden konnte: so thaten Luther und Zwingli und ihre wackern Gehülfen am Reformazionswerke ganz Recht daran, daß sie dem Herrn eine neue Gemeine stifteten, die nun doch schon ziemlich alt ist und mit der Zeit die etwa noch anklebenden Jugendfehler schon ablegen wird. Denn die Reformazion ist kein stehendes, sondern ein in's Unendliche sich fortbildendes Werk.

Auch die Herstellung des schriftlichen Wortes der heiligen Bücher in seine Rechte war und ist ein recht würdiger Gegenstand unsrer Jubelfreude. Denn wozu hat uns denn Gott sein Wort gegeben, wenn wir es nicht lesen, nicht mit eignen Augen lesen, sondern es nur vom Papste und seinen Helfershelfern kärglich zugemessen erhalten oder, woferne man uns ja das Lesen erlaubt, nur mit einer römischen Brille lesen sollen? Wie könnten wir denn da prüfen und glauben? Es wäre ja unser Christenthum dann nichts als eitle Nachbeterei und Nachthuerei! Auf unbedingte Alleinherrschaft des Buchstabens könnt' es nur bei denen abgesehn sein, die nichts vom Geiste wissen wollen und von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit; die das Irrazionale in der Religion höher achten als das Razionale; denen das Wort des Papstes und seiner Klerisei mehr gilt, als das Wort Christi und der Apostel. Dem Reiche der Schriftgelehrten hat das Christenthum freilich ein Ende gemacht, wenn nach Hrn. A. M.'s Definizion diejenigen Schriftgelehrte heißen, welche die Schrift oder den todten Buchstaben über Alles setzen. Aber es hat zugleich ein Reich derer begründet, welche in der Schrift forschen, weil sie Worte des ewigen Lebens enthält, und welche den lebendigen Geist hinter dem Buchstaben suchen. Dieses Reich und somit auch das Ansehn der heiligen Schrift war vom Papstthume zerstört, weil dasselbe

nicht dulden wollte, daß die Christen in der Schrift forscheten, um nicht etwa hinter die Ungültigkeit seiner vermessenen Ansprüche und die Trüglichkeit seiner selberdachten Lehren zu kommen. Also freuen wir uns mit Recht, daß die deutschen Reformatoren jenes Ansehn der heiligen Schrift, jenes Reich lebendiger und freier Schriftforschung wieder hergestellt haben. Hält aber Hr. A. M. wirklich das vielbestrittene Wörtchen εςι für das »allerbedeutendste« in der ganzen heiligen Schrift; weiß er nichts von jenen herrlichen Aussprüchen: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel — Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten als dich selbst — Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit ꝛc. ꝛc. — nun so ist er in der That zu beklagen, daß er von den Lehren der Schrift so wenig begriffen; und er thäte wahrlich besser, Luther's Katechismus zu studiren, als Luther's Reformazion zu bekämpfen.

Aber das Verbrennen einer päpstlichen Bulle ist doch ein so verwegner Schritt, daß wir uns nicht darüber freuen können? — Nicht verwegner, als das Abfassen und Ausgehnlassen einer solchen Bulle. Wer hat denn dem Papste das Recht gegeben, die zu verdammen, die seine Macht, Sünden an Gottes Statt für Geld zu vergeben, bestreiten? Hr. A. M. gesteht selbst (S. 8.): »Der kühne Eingriff in die Rechte einer Autorität, die gemisbraucht wird, kann nothwendig werden.« Nun, wenn er nothwendig ist, so ist er auch gut, und so kann man sich auch darüber freuen. »Beklagenswürdig« ist nur jener Misbrauch der Autorität, aber nicht das, was ihn aufhebt. Was Hr. A. M. bei dieser Gelegenheit von den größern europäischen Regierungen, deren Autorität noch nicht unerschütterlich stehe, und von Schritten gegen eine legitime Obrigkeit sagt, steht nur da, um Luther's That einen gehässigen Anstrich zu geben. Niemand hat mehr als er der legitimen Obrigkeit gehuldigt, niemand mehr als er die Thronen der Fürsten gegen die Anmaßungen einer illegitimen Autorität vertheidigt. Denn illegitim im höch-

sten Grade war und ist bis auf den heutigen Tag die Autorität des Papstes, nicht als eines weltlichen Fürsten, vor dem (besonders dem jetzt in Rom regierenden) wir allen möglichen Respekt haben, sondern als eines geistlichen Herrschers über alle Christen und selbst über die weltlichen Fürsten. Darum hat auch keine Autorität in der Welt die Thronen der Fürsten so erschüttert, als die päpstliche, sintemal diese sogar deutsche Kaiser abgesetzt und vor ihren Richterstuhl gezogen. Also können sich wohl nicht bloß unsre, sondern selbst die katholischen Fürsten einer That freuen, welche der Welt laut verkündigte, daß die päpstliche Macht ein leeres Phantom sei, welches sich in Rauch und Dunst auflöse, sobald man nur wolle.

Soll ich nun noch erst zeigen, daß wir uns auch über die Eroberung der Geistes- und Denkfreiheit zu freuen Ursache haben? — Freilich konnte kein Papstthum der Welt diese Freiheit rauben, wie Hr. A. M. sehr scharfsinnig bemerkt, weil die Gedanken von jeher zollfrei waren und es in alle Ewigkeit bleiben werden. Aber verkümmert und verleidet hat das Papstthum der Welt diese Freiheit so sehr, daß man, so lang' es noch eine Geschichte giebt, mit Schaudern an Inquisizion, Ketzergerichte, Bannbullen, Autodafés, Dragonaden, Bartholomäusnächte und andre Gräuel der Art denken wird *). Allerdings also ist es die Sprech- und Schreibfreiheit, welche die Menschen zur Geistes- und Denkfreiheit noch hinzugethan wissen wollen. Denn was hilft diese ohne jene? Und wie kann man sagen, daß

*) Im ersten Theile der eben jetzt in Paris erschienenen Geschichte der spanischen Inquisizion von einem vormaligen Sekretar derselben wird erzählt, daß bloß unter dem Großinquisitor Torquemada in 18 Jahren 10,220 Menschen wirklich und 6860, die entflohen waren, im Bilde verbrannt, 97,321 aber ihrer Ehre und Güter beraubt, auch sonst auf's Grausamste bestraft wurden. Im Ganzen hat dieses Ketzergericht 114,041 ketzerische Familien in Spanien völlig ausgerottet — Alles zur Ehre Gottes und des katholischen Glaubens!

der Geist frei sei, wenn das natürlichste und nothwendigste Organ seiner Offenbarung, die Rede, nicht frei ist? Eine unbedingte Redefreiheit aber hat noch kein Vernünftiger verlangt, wenn darunter nach Hrn. A. M.'s Aeußerungen eine schlechthin unbeschränkte, von jeder Verantwortlichkeit entbundne, verstanden werden soll. Die protestantische Freiheit, von welcher hier allein die Rede, diejenige Freiheit, welche durch die Reformazion erobert worden und über deren Eroberung wir uns ganz vorzüglich freuen, ist nichts anders, als die Befugniß, in Glaubenssachen seiner eignen Ueberzeugung zu folgen und diese Ueberzeugung ungehindert und ungestraft aussprechen zu dürfen, weil kein Mensch und also auch kein Konzil und kein Papst, sondern Gott allein ein Richteramt darüber hat. Aber das ist die Weise aller Sophisten. Redet man von dem Einen, so schieben sie flugs ein Andres unter, was auch beinahe so klingt. Spricht man von einem Bedingten, so machen sie geschwind ein Unbedingtes daraus. So redet auch Hr. A. M. (S. 7.) von »rücksichtlosen Kirchenvereinigungen«, die man jetzt versuche, während er sich doch gar leicht hätte überzeugen können, wie rücksichtvoll, wie schonend für das Gewissen man dabei zu Werke gehe, wenn er auch nur das darauf sich beziehende Schreiben des Königs von Preußen oder das der Geistlichkeit in Berlin mit Aufmerksamkeit und ohne Mismuth über den Zuwachs von Stärke, welchen die protestantische Kirche durch die Vereinigung ihrer bisher getrennten Hauptparteien erhalten wird, hätte lesen wollen. Die »Regierungen« aber, die Hr. A. M. nach seiner Manier hier wieder zu Hülfe ruft, weil ihm die Gründe ausgegangen, werden nur um so fester stehen, je mehr sie die durch Luther und seine treuen Gehülfen am Reformazionswerke errungne Freiheit der Christen vom hierarchischen Despotismus beschützen wollen; denn sie haben ja unter dem Drucke dieser Last eben so sehr geseufzet, als ihre Völker. Daß sie dieß wollen, haben sie unlängst durch den heiligen Bund vor aller Welt feierlich ausgesprochen. Es ist also mehr als lächerlich, wenn Hr. A. M.

(S. 6.) insinuirt, unsre Jubelfreude stehe »mit dem Geiste »der christlichen Allianz und der allgemein ausgesprochenen nicht bloß duldenden, sondern brüderlichen Ge»sinnung« im Widerspruche. Diesen Punkt hätt' er ja nicht berühren sollen. Denn der Papst ist ja bis auf den heutigen Tag der christlichen Allianz noch nicht beigetreten, ob er sich gleich das Oberhaupt der Christenheit nennt; folglich kann er auch die Vortheile jener Allianz nicht in Anspruch nehmen. Aber das soll keinem seiner Anhänger schaden. Wir wollen gern Alle, die sich zur römisch-katholischen Kirche bekennen, nicht bloß dulden — denn das ist wenig genug und baare Schuldigkeit — sondern auch brüderlich lieben, absonderlich die, so es ehrlich und redlich meinen *). Wir können es aber nicht dulden, daß man unsre Jubelfeier lächerlich mache, als hätte sie weder Sinn noch Grund, und müssen mit aller Kraft der Rede denen widerstehn, die uns gern durch allerlei Glaukome in die alten Netze zurückzaubern möchten. Denn wir wollen nun einmal nicht jene Seligkeit, die uns der Papst bietet, weil sie doch nur eine Seligkeit aus der zweiten Hand wäre, es aber allemal besser ist, das Gute aus der ersten zu empfangen, wenn man es rein und unverfälscht haben will.

So hätt' ich denn, wie mich dünkt, von unsrer Kirche den Vorwurf zur Gnüge abgelehnt, daß wir ohne Sinn und Grund gejubelt, den sonderbaren Vorwurf »der weit verbrei»teten Begeistrung für eine Feier, deren Veranlassung und »Zweck fast mit eben so lebhafter Begeistrung abgelehnt und »verworfen wird.« Wenn es nun etwa gutmüthige Leser

*) Wie der Verfasser der Schrift: Betrachtungen eines Katholiken am 31. Oktober 1817. — Wir bitten jeden Leser, der sich für solche Gegenstände interessirt — und welcher denkende und fühlende Mensch thäte das nicht? — auch diese Schrift zu lesen und sie mit dem »Etwas«, von welchem hier die Rede, zu vergleichen. Der Kontrast ist auffallend und merkwürdig. Kann man gleich den »Betrachtungen« nicht überall beistimmen, so kann und muß man doch den Betrachter ehren und lieben.

geben sollte, die da zu finden glaubten, daß ich den Mann, der uns jenen Vorwurf gemacht, nicht sanft und schonend genug behandelt hätte: so bitt' ich diese Leser zu bedenken, daß eben der Mann nicht etwa jetzt zum ersten Male, vielleicht in einem Anfall übler Laune, sondern schon seit längerer Zeit und recht con amore die protestantische Kirche, bald offen, bald versteckt, zu verunglimpfen sucht; ja daß er nicht einmal dabei stehen bleibt, sondern auch in politischer Hinsicht, Theologie und Politik zu einem mystischen Brei zusammenrührend, mit einem wahrhaft tezelischen Eifer alle diejenigen verketzert, die nicht seines Glaubens sind. So hat er noch ganz neuerlich die, welche nicht an das von ihm verkündigte Evangelium der hallerschen Staatsrestaurazion glauben wollen, zu Atheisten gestempelt! *) Nun ist dieser Kunstgriff zwar sehr abgenutzt, indem ihn alle Ketzermacher zu allen Zeiten gebraucht haben. Auch darf man glauben, daß ein aufrichtiger und ehrlicher Atheist — wenn es überhaupt wirkliche Atheisten gegeben oder noch giebt — in den Augen der Gottheit selbst mehr werth sein müsste, als ein Schriftsteller — denn bloß mit diesem hab' ich hier zu zu thun — der mit frommer Miene Wahres und Falsches unter einander mischt, um nur andern Leuten die Freude an einem ihrer herrlichsten Religionsfeste zu verkümmern, da er sie nicht verhindern kann. Verdient ein solcher Schriftsteller wohl die geringste Schonung? Ist es nicht Pflicht, dringende unerlässliche Pflicht, gerade heraus zu sagen, was von so thörigem Beginnen zu halten sei?

Schlüsslich noch Etwas, das Luther gesagt, als ein Gegen- oder Seitenstück zu dem, was Göthe gesagt. »Iro-

---

*) S. Adam Müller's zweites Schreiben an Hrn. v. Haller, in den deutschen Staatsanzeigen. H. 11. Dieses Schreiben ist offenbar gegen meine Schrift über den Restaurazionsprozeß gerichtet, nicht um sie offen und mit Gründen zu widerlegen — denn dazu gehört doch immer etwas, wenn auch noch so wenig, Muth und Kraft — sondern um auch sie durch gehässige Insinuazionen zu verketzern, was freilich viel leichter.

nie« ist freilich nicht darin zu finden, weder offne, noch versteckte, wohl aber jene Energie, die allem eigen, was der »große«, zu seiner Zeit auch »sprachgewandte Meister« redete und schrieb. In seiner unübertrefflichen Schrift: Grund und Ursach aller Artikel, so durch die römische Bulle unrechtlich verdammt worden, heißt es unter andern: »Ob mich nun wohl viel großer Hansen »darum neiden und verfolgen, erschreckt mich nicht, ja es tröstet und stärket mich, sintemal es offenbar in aller Schrift »ist, daß die Verfolger und Neider gemeiniglich Unrecht und »die Verfolgten Recht gehabt haben, und allezeit der größere »Haufe bei der Lüge, der geringere bei der Wahrheit gestanden ist. Wahrheit hat allezeit rumort; falsche Lehren haben allezeit Friede und Friede gerufen.« — So möge denn die Wahrheit, weil's einmal nicht anders ist, immerfort rumoren, bis sie Aller Herzen und Nieren durchdrungen. Diejenigen aber, die immer nur Friede rufen, mögen sich erinnern, daß Jesus selbst sagte, er sei nicht kommen, Friede zu senden, sondern das Schwert. Und ihr, edle Freunde der Wahrheit in allen Gemeinen des Herrn, lasset euch nicht irre machen durch das lose Geschwätz der Widersacher! Habt ihr die Wahrheit auch nur von fern erkannt, so wird sie euch, wie Jesus ebenfalls gesagt, frei machen, nicht nur vom Irrthume, sondern auch vom Laster und von aller knechtischen Menschenfurcht. Denn Wahrheit und Tugend sind Eins; und wer dieß Eine hat, braucht so wenig wie Luther vor irgend einer menschlichen Gewalt zu erzittern.

Anhang.

Der Vorwurf wegen Lossagung von der alten Kirche und dadurch bewirkter Störung des Kirchenfriedens oder Aufhebung der kirchlichen Einheit ist zwar durch das Obige hinlänglich abgelehnt. Da er aber immer von neuem wiederholt und da selbst von manchen Protestanten behauptet oder wenigstens zugestanden wird, es sei ein Unglück, ein Uebel, wenn auch vielleicht ein nothwendiges, daß die Kirche Christi, die nur Eine Heerde unter Einem Hirten sein sollte, in eine katholische und eine protestantische Kirche oder Partei zerfallen: so lohnt es wohl der Mühe, die Sache noch etwas tiefer zu erwägen.

Jeder kirchliche Verein ist nur da, um das moralisch-religiose Bedürfniß der Menschheit durch gemeinschaftliche Gottesverehrung in einem höhern Grade zu befriedigen, als es ohne diese Gemeinschaftlichkeit möglich wäre. Setzet nun, ein kirchlicher Verein habe im Laufe der Zeiten einen solchen Charakter angenommen, daß eine Menge seiner Glieder ihr moralisch-religioses Bedürfniß in demselben nicht mehr befriedigt fühlen: so haben sie nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, sich von demselben zu trennen und einen neuen zu stiften, wenn der alte seinen Charakter nicht ändern will.

Dieses Recht und diese Pflicht übten schon die ersten Christen, als sie sich vom Judenthume und Heidenthume lossagten, weil sie in keinem von beiden ihr moralisch-religioses Bedürfniß mehr befriedigt fanden. Die Juden und Heiden pochten freilich auch auf das hohe und ehrwürdige Alter ihres Kultus, und machten den Christen einen Vorwurf daraus, daß sie sich von dem alten Vereine trennten und einen neuen stifteten. Aber es hatte einmal Gott gefallen, einen neuen Lichtfunken vom Himmel fallen zu lassen, und dadurch

ein frischeres, reineres und lebendigeres Feuer in den Herzen der Menschen zu entzünden. Der neue Verein verbreitete sich immer mehr, wurde immer mächtiger, und besiegte endlich alle seine Gegner.

Aber ach! — nichts erhält sich hienieden in seiner ursprünglichen Güte, alles ist dem Verderben unterworfen. Selbst himmlische Gaben, in irdischen Gefäßen aufbewahrt, entgehen diesem traurigen Schicksale nicht. Auch das Christenthum entartete in den Händen derer, die es pflegen sollten; als Besieger des Juden- und Heidenthums ward es selbst mit den Makeln beider befleckt. Man überfüllte es, wie das Judenthum, mit einer Menge willkürlicher Menschensatzungen, und strebte nach pharisäischer Werkheiligkeit. Man überladete es, wie das Heidenthum, mit einer Menge abergläubiger Gebräuche, und suchte statt Belehrung des Verstandes und Erbauung des Herzens nur Aug' und Ohr mit sinnlichem Pompe zu fesseln. Der kirchliche Verein nahm überhaupt ein herrisches Wesen an, und unterdrückte jeden freiern Aufschwung des menschlichen Geistes.

Da traten nach und nach eine Menge gottesfürchtiger Männer auf, und foderten bald leiser, bald lauter, bald sanfter, bald ungestümer, die christliche Kirche solle abthun ihr unreines Wesen; ja die ganze christliche Welt im Abendlande (mit Ausnahme des Oberhirten und seiner Knechte) seufzte und schrie nach einer Kirchenverbesserung in Haupt und Gliedern. Aber alles vergebens. Mit Gewalt legte man jenen Männern Stillschweigen auf, und spottete frech der Seufzer und des Geschreies der Gläubigen.

Als aber endlich die Zeit erfüllet ward, als die Hierarchie, vergeblich gewarnt durch Albigenser und Waldenser, durch Wiklefiten und Hussiten, ihr unheiliges und herrisches Wesen bis zur Unerträglichkeit trieb: da fielen Tausende von Christen, angeregt durch die deutschen und schweizerischen Reformatoren, von der katholischen Kirche ab, und stifteten einen neuen Verein. Thaten sie nun wohl Unrecht daran? — Wie konnten, wie durften sie denn in dem alten bleiben, da

dieser ihrem moralisch=religiosen Bedürfnisse keine Befriedigung mehr bot? Sie übten also dasselbe Recht und dieselbe Pflicht, als die ersten Christen, und können deshalb um so weniger getadelt werden, da man sie, die anfangs noch nicht an förmliche Trennung dachten, ja mit Gewalt von sich stieß *).

Aber die unseligen Folgen dieser Trennung! — Als wenn diese den Reformatoren zur Last fielen, und nicht vielmehr den Gegnern, die durchaus nichts von einer Reform hören wollten, so dringend nöthig sie war; als wenn überhaupt die, so Recht und Pflicht üben, verantworten müssten, was abzuwenden nicht in ihrer Macht steht. — Und welches sind denn jene unseligen Folgen? Störung des kirchlichen und somit auch des politischen Friedens? Als wenn dieser jetzt und dadurch erst gestört worden. Waren denn nicht gleich von Anfang an die heftigsten Streitigkeiten in der christlichen Kirche über Lehren, Gebräuche, Zucht und Regiment? Waren nicht, seitdem es christliche Staaten gab, in und von diesen unzählige Kriege, selbst Religionskriege, geführt worden? — Oder Spaltung der Einen Kirche in zwei oder drei? Als wenn es vor der Reformazion wirklich Eine christliche Kirche, Eine Heerde unter Einem Hirten in dem Sinne, wie es die katholische Kirche nimmt, gegeben hätte. Die griechische Kirche und andre kirchliche Parteien im Morgenlande waren ja längst getrennt von der la=

*) Dasselbe Recht und dieselbe Pflicht steht denen zu, die ihr moralisch=religioses Bedürfniß in unsrer Kirche nicht mehr befriedigt finden und darum sich zu einer andern wenden. Also ist dieß auch nicht zu tadeln; wohl aber ist's zu tadeln, wenn jemand die Mutter, die ihn doch in der Religion gesäugt hat, nachher lästert. Ein Proselyt mag wohl zu seinen vorigen Glaubensbrüdern sagen: »In eurer Kirche kann man zwar auch ein guter Mensch sein, aber in meiner ein noch dreimal besserer.« — Jedoch müsst' er dieß weder durch schöne noch durch schnöde Redensarten zu beweisen suchen, sondern durch die That. Denn es bleibt ewig wahr, was Jesus sagt: »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.«

teinischen, die allein den römischen Bischof als ihren Oberhirten anerkannte; und selbst in dieser gab es Sekten genug, die lange vor den Protestanten gegen die Gewalt des Papstes protestirt hatten.

Man sei also wenigstens so billig zu gestehn, daß die Lossagung der Protestanten von der katholischen Kirche die Einheit der christlichen Kirche überhaupt nicht aufgehoben, sondern nur die Mannigfaltigkeit der christlichen Kirchen vermehrt habe. Ist denn aber diese Mannigfaltigkeit ein so großes Unglück? Hält sie nicht auch den menschlichen Geist regsam und lebendig? Entfaltet sie nicht auch die Anlagen der Menschheit von mehren Seiten? Und bietet nicht dadurch die Fürsehung selbst uns Mittel und Wege dar, damit jeder sein moralisch-religioses Bedürfniß auf eine seiner Individualität entsprechende Weise befriedigen könne, da wir doch nun einmal die Fesseln der Individualität nicht ganz ablegen und insgesammt eine und dieselbe Geistesform annehmen können?

Die Einheit der Heerde und des Hirten muß also offenbar wo anders gesucht werden, als da, wo sie die katholische Kirche sucht — nicht in der sichtbaren, sondern in der unsichtbaren Kirche, in jenem intelligibeln Vereine, welchen Jesus so bedeutungsvoll das Himmelreich nennt. Dorthin lasst uns unsre Blicke richten und zugleich nicht vergessen, daß selbst die heilige Urkunde unsers Glaubens sagt: »In allerlei Volke, wer Gott fürchtet und recht »thut, der ist ihm angenehm!«

Rechtsdeduktion*).

I. Status causae.

Nachdem die erste Auflage der vorhergehenden Schrift im November dieses Jahrs erschienen war, ließ Herr Adam Müller Folgendes gedruckt vertheilen:

A. Nothgedrungene Erklärung über eine noch nicht erschienene, aber bereits vom Professor Krug zu Leipzig öffentlich widerlegte Schrift.

Endesunterzeichneter verfertigte in den letzten Tagen des Oktobers d. J. eine kleine Schrift unter dem Titel: Etwas das Göthe gesagt hat beleuchtet von Adam Müller, am 31sten October 1817, und sandte sie am 1sten November in die hiesige Hirschfeldische Buchdruckerey mit dem Auftrage des Abdrucks einer kleinen Anzahl Exemplare, die nicht für den Buchhandel sondern statt des Manuscripts für Freunde bestimmt waren. Die Schrift wurde den bestehenden Ortsgesetzen zufolge, denen der Verfasser sich in allen seinen schriftstellerischen Beziehungen gewissenhaft zu fügen niemals versäumen wird, der politischen Censurbehörde vorgelegt, und von derselben ohne Zeitverlust an die theologische Fakultät der hiesigen Universität gewiesen, als vor deren Forum sie gehöre.

---

*) Da sich diese der 2. Ausgabe des Etwas ꝛc. beigefügte Deduktion auf einen Fall bezieht, der meines Wissens noch nicht in der Literaturgeschichte vorgekommen: so hab' ich sie auch hier wieder abdrucken lassen, obwohl der Inhalt nicht theologisch, sondern vielmehr juridisch ist.

Der dermalige theologische Censor, Herr Superintendent Dr. Tzschirner, war abwesend, und die Schrift wurde dem einstweiligen Substituten desselben im Censurgeschäfte, Herrn Domherrn und Professor der Theologie Dr. Tittmann, zur Ertheilung des Imprimatur vorgelegt.

Am 7ten November zeigte der Buchdrucker dem Verfasser an, daß Herr Domherr Dr. Tittmann, wegen des Interesses und der Wichtigkeit des Gegenstandes der Schrift, Anstand nehme, ohne Einvernehmen mit seinem abwesenden Herrn Collegen, das Imprimatur zu ertheilen, daß demnach vor Rückkehr und Entscheidung des genannten Herrn Superintendenten die Ausantwortung der Exemplare nicht erfolgen könne. Zugleich ließ Herr Domherr Dr. Tittmann dem Verfasser das Manuscript zurückstellen.

Am 14ten November erfolgte über Einsendung des Manuscriptes von dem wieder anwesenden Herrn Superintendenten die Entscheidung, daß er das Imprimatur nicht ertheilen könne. Der Drucker behielt die sämmtlichen Exemplare den Gesetzen gemäß an sich; der Verfasser ließ die Sache mit der ihm in solchen Fällen eigenthümlichen Gelassenheit auf sich beruhen, und ging zu seiner gewöhnlichen Tagesordnung über.

Am 20sten November Abends gab ihm ein Freund, dem er den seltsamen Vorfall als eine längst abgemachte Sache im Vertrauen mittheilte, den Rath, sich an die hiesige katholische Censurbehörde, und Falls dieselbe sich nicht ermächtigt glauben sollte, unmittelbar an die Entscheidung des Herrn Bischofs nach Dresden zu wenden. Das Manuscript war unter mehrfachem Hin- und Hersenden unleserlich geworden: der Verfasser forderte also vom Drucker einen der noch vorhandenen Aushängebogen, ließ von dem Faktor der Druckerei eigenhändig die Worte: zur Censur, auf der Titelseite schriftlich bemerken, und sandte Druckbogen nebst Bittschrift am 22sten November an Se. Bischöfliche Gnaden den Herrn Bischof von Argia nach Dresden ab.

Heute, am 26sten November, da die Entscheidung von

Dresden noch nicht zurückgelangt ist, die kleine Druckschrift rechtlich noch nicht existirt, wird dem Verfasser eine allhier zu Leipzig mit Censur publicirte und verkäuflich in den Buchläden vorhandene, drei Bogen starke, lebhafte Gegenschrift des hiesigen Professors der Philosophie, Herrn Krug, überbracht.

Da zu einer gelehrten Streitigkeit nothwendig zwei Personen gehören, der Angegriffene aber allzu beschäftigt ist, um sich in dergleichen Händel anders als in sehr ernsthaften Fällen einzulassen, so würde er diesmal eben so wenig, als bei Erscheinung einer früheren Schrift: der Restaurationsproceß der Herren von Haller, Adam Müller und Consorten, von demselben Herrn Professor, etwas zu erinnern gefunden haben, — wenn nicht der unziemliche Verdacht, daß die Schrift den Censurgesetzen zuwider vor Ertheilung des Imprimatur verbreitet worden wäre, ernsthaft und öffentlich abzulehnen wäre.

Aus der deshalb in der Druckerey angestellten Anfrage ergibt sich, daß sämmtliche Exemplare der Druckschrift, mit Ausnahme eines dem Hrn. Censor schon am 8. November überlassenen Exemplares, vorhanden sind.

Den 26sten November 1817.

Adam Müller.

Hierauf ließ ich folgende Replik ebenfalls gedruckt vertheilen:

B. Freiwillige Erklärung über Herrn Adam Müller's nothgedrungene Erklärung wegen seiner noch nicht erschienenen, aber bereits von mir öffentlich widerlegten Schrift: Etwas, das Göthe gesagt hat.

Der Fall, daß eine Schrift, die »noch nicht erschienen,« ja nicht einmal »rechtlich existirt,« schon öffentlich widerlegt ist, mag allerdings in der Literaturgeschichte unerhört und für den Verfasser einer solchen Schrift unan-

genehm sein. Allein man kann doch einer gedruckten *) Schrift so wenig, als einer reisenden Person, ihre rechtliche oder unrechtliche Existenz ansehn; wenigstens ist es allemal Pflicht, die rechtliche Existenz zu präsumiren, wo keine Anzeigen des Gegentheils vorhanden. War aber die Schrift des Herrn A. M. »nicht für den Buchhandel, sondern statt des Manuskripts für Freunde bestimmt«: so musste dieß auf dem Titel bemerkt sein, damit jeder Leser sogleich wüsste, daß die Schrift ein Nachtvogel sei, der das Tageslicht nicht vertragen könne.

Wenn etwan aus dem Schlusse der »nothgedrungenen Erklärung« gefolgert werden sollte, es sei mit »einem dem Herrn Zensor überlassenen Exemplare« Misbrauch getrieben worden: so muß ich dieser Folgerung auf das Bestimmteste widersprechen und die Versicherung hinzufügen, daß meine Schrift nicht nur ganz rechtlich existirt, sondern auch auf die rechtlichste Weise von der Welt zur Existenz gekommen; und ich denke, daß mein bis jetzt unbescholtener Name hinreicht, die Wahrheit dieser Versicherung zu verbürgen.

Uebrigens kann sich Herr A. M. wegen der Widerlegung seiner **) noch nicht erschienenen Schrift allenfalls mit dem Gedanken trösten, daß ja schon manches todtgeborne Kind zur Welt gekommen. Leipzig, den 29. November 1817.

Krug.

Endlich erschien in der hiesigen politischen Zeitung vom 3. Dezember d. J. (Nr. 236) folgende

C. Amtliche Erklärung in Beziehung auf die nothgedrungene Erklärung des Hrn. Regierungsraths Adam Müller über eine noch nicht erschienene,

*) Hier sollte noch in Parenthese stehen: (also dennoch, wenn gleich ohne Zensur, erschienenen).

**) Hier fehlt: angeblich.

aber bereits vom Professor Krug öffentlich widerlegte Schrift.

Vom 1sten Nov. 1817, an welchem Tage der Hr. Regierungsrath seine Schrift in die Druckerey gegeben zu haben erzählt, bis zum 6ten war ich in Leipzig. In diesen Tagen ward mir nichts zur Censur vorgelegt. Vom 6ten bis zum 13ten war ich abwesend. Am 14ten erhielt ich ein Manuscript: Ueber Etwas, das Göthe gesagt hat, von Adam Müller, überschrieben, welches ich am 15ten dem Drucker zurückgab, weil polemische Schriften katholischer Verfasser durch ein Allerhöchstes Gesetz an die katholische Censurbehörde gewiesen sind, und ich mir nie erlaube, in die Befugnisse anderer Behörden einzugreifen. An eben dem Tage, da die Rückgabe dieses Manuscripts erfolgte, zeigte Hr. Prof. Krug mir an, daß er eine Widerlegung der Müllerischen Schrift verfasse, welche mir nächstens zur Censur vorgelegt werden solle, woraus es sich von selbst ergab, daß die Müllerische Schrift ohne Censur gedruckt seyn müsse, ohne daß ich jedoch, da sie für mein Ressort gar nicht gehörte, verpflichtet gewesen wäre, Kenntniß hiervon zu nehmen, und einer höhern Behörde zu geben, was mir in diesem Falle, aus leicht begreiflichen Gründen, doppelt erwünscht seyn mußte. Den 17ten ward mir die Krugische Schrift zur Censur überbracht, welcher ich, da sie der Censur der theologischen Facultät unterlag, und nichts enthielt, was ihr Erscheinen hätte hindern können, das Imprimatur unverzüglich ertheilte. Diese amtliche Erklärung reicht hin, den Vermuthungen zu begegnen, auf welche der Hr. Regierungsrath die Leser seiner nothgedrungenen Erklärung zu leiten wünscht.

Leipzig, den 1. Dec. 1817.

D. Tzschirner,
dermaliger Dechant der theologischen Facultät.

Aus diesen drei Erklärungen ergeben sich folgende Thatsachen:

1. Herr Adam Müller hat wirklich eine Schrift ver-

fasst unter dem Titel: Etwas, das Göthe gesagt hat.

2. Er hat diese Schrift durch den Druck vervielfältigen lassen.

3. Er hat dieß gethan, bevor er von einer kompetenten Zensurbehörde die Befugniß dazu erhalten hatte.

4. Ich, W. T. Krug, habe eine Widerlegung jener Schrift verfasst unter dem Titel: Etwas, das Herr Adam Müller gesagt hat über Etwas, das Göthe gesagt hat, und noch Etwas, das Luther gesagt hat.

5. Ich habe diese Widerlegung ebenfalls durch den Druck vervielfältigen lassen.

6. Ich habe dieß gethan, nachdem ich von der kompetenten Zensurbehörde die Befugniß dazu erhalten hatte.

7. Meine widerlegende Schrift ist durch eine hiesige Buchhandlung eher debitirt worden, als dieß mit der widerlegten Schrift bewandten Umständen nach geschehen konnte.

Diese Thatsachen sind als ausgemacht anzusehn. Außerdem verlautet noch im Publikum

8. Daß Herr Adam Müller über dreihundert Exemplare von seiner obgenannten Schrift habe drucken lassen.

9. Daß er dreihundert Exemplare derselben zu einem hiesigen Buchbinder gesandt habe, um sie heften zu lassen.

10. Daß außer mir noch mehr Personen dieselbe Schrift gedruckt gesehen und gelesen haben, und zwar Personen, die weder mit dem Drucken, noch mit dem Heften, noch mit dem Zensiren dieser Schrift zu thun hatten.

II. Quaestio juris.

Es entsteht nun die Frage: War ich berechtigt, eine Schrift zu widerlegen, die nach der Behauptung ihres Verfassers (sub A)

1. noch nicht erschienen war,

2. nicht einmal rechtlich existirte und

3. nicht für den Buchhandel, sondern statt des Manuskriptes für Freunde bestimmt war?

Ad 1.

Die fragliche Schrift soll nicht erschienen sein. — Sonderbar! Wie ist mir denn ihr Inhalt bekannt geworden, und zwar so genau, daß ich die Worte derselben mit der Seitenzahl anführen konnte? Doch nicht durch Inspirazion? Freilich giebt es jetzt eine Menge von Inspirirten beiderlei Geschlechts. Aber leider! — oder Gott sei Dank! — gehör' ich noch nicht zu ihnen. Die Schrift muß mir also wirklich und leibhaftig erschienen sein; und, wenn man dem Gerüchte trauen darf, so ist sie auch noch Andern auf gleiche Weise erschienen. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst heißt eine Schrift erschienen, sobald sie gedruckt d. i. mittels der Buchdruckerpresse dergestalt vervielfältigt ist, daß zu gleicher Zeit mehre Exemplare derselben für eine unbestimmte Menge von Lesern vorhanden sind. Fällt nun Jemanden eins dieser Exemplare in die Hände, sei es durch Fund auf der Straße, oder durch Schenkung, oder durch Leihung, oder durch Kauf: so hat er das unbestreitbare Recht, die Schrift nicht bloß zu lesen, sondern auch zu beurtheilen und sein Urtheil öffentlich kund zu geben. Denn die Schrift ist durch den Druck geistiges Gemeingut worden. Warum hätte sie sonst der Verfasser durch den Druck vervielfältigen lassen? Es kann ihm dabei vernünftiger Weise gar keine andre Absicht untergelegt werden, als daß seine Gedanken über irgend einen Gegenstand allgemein bekannt und somit ein geistiges Gemeingut werden sollten. Eine gedruckte Schrift ist daher gleichsam eine Einladung an die ganze Welt, zu hören, was der Verfasser gedacht habe. Da solche Einladung immer etwas zudringlich ist, so kann diese Zudringlichkeit nur dadurch wieder gut gemacht werden, daß man Jedem die Befugniß zugesteht, seine Gedanken über unsre Gedanken eben so öffentlich bekannt zu machen und die unsrigen entweder zu billigen oder zu verwerfen.

Diesem Majestätsrechte des öffentlichen Urtheils über gedruckte Schriften muß sich jeder Schriftsteller unterwerfen, und wenn er ein König wäre. Denn unter den Schriftstellern giebt es keine Könige, oder nur jene sind es, die am vernünftigsten denken und am besten schreiben — queis spiritus regnum dedit.

Daß zum Erscheinen einer Schrift, außer dem Drucke, als der jetzt unter uns gewöhnlichen Vervielfältigungsweise, auch noch die öffentliche Ankündigung und Ausbietung oder gar die Uebergabe derselben an eine Buchhandlung zum Vertriebe gehöre, wäre offenbar eine ganz willkürliche Annahme. Meine Schrift gegen Hrn. A. M's Etwas ist bis diesen Augenblick (d. 3. Dezember 1817 Abends halb 8 Uhr) noch nicht öffentlich angekündigt und ausgeboten. Und doch ist sie längst erschienen, auch schon von Hrn. A. M. in der nothgedrungenen Erklärung öffentlich besprochen, wenn auch nicht widerlegt, wozu er aber gleichfalls berechtigt war, wenn er wollte oder konnte. Einer Buchhandlung hab' ich sie freilich zum Vertrieb übergeben. Aber dieß ist ja bloß etwas Zufälliges, da Buchhandlungen nichts anders sind, als Beförderungsmittel des literarischen Verkehrs, deren sich jeder Schriftsteller nach Belieben bedienen kann oder nicht. Also ist es auch nicht nothwendig, daß eine gedruckte Schrift in einem Buchladen existire, um sie öffentlich widerlegen zu dürfen. Wenn sie nur existirt, so ist mit ihrer Existenz auch das Recht zur öffentlichen Widerlegung gegeben.

Ad 2.

Aber die fragliche Schrift existirte noch nicht rechtlich! — Dieß muß zugegeben werden, da die Schrift das Imprimatur noch nicht erhalten hatte und nach den Gesetzen unsers Staats nichts ohne Zensur gedruckt werden darf. Ist denn aber der Leser einer gedruckten Schrift verpflichtet, die rechtliche oder unrechtliche Existenz derselben zu untersuchen? Wehe dem literarischen Verkehre, wehe der wissenschaftlichen Bildung überhaupt, wenn man dieß erst untersuchen müsste, bevor man eine Schrift läse oder beurtheilte! Da würde

man oft vor lauter Untersuchungen nicht einmal bis zum Lesen kommen. Der Grundsatz: Quisque praesumitur bonus, donec probetur contrarium, gilt auch in dieser Beziehung. Jede gedruckte Schrift muß als rechtlich existirend angenommen werden, bis das Gegentheil erwiesen. Ja es kommt dem Privatmanne gar nicht einmal zu, über die rechtliche oder unrechtliche Existenz einer gedruckten Schrift Untersuchungen anzustellen. Dieß ist Sache des Staats oder der Obrigkeit. Da sei Gott vor, daß ich dieser je in's Amt fallen sollte! Mir genügt es, eine Schrift auf rechtlichem Wege zu erhalten. Und dieß war hier der Fall. Ein rechtlicher Mann theilte sie mir als literarische Novität zum Lesen mit*). Sollt' ich etwa so neugierig oder so unverschämt sein, ihn auszufragen, wie er sie erhalten, ob auf rechtlichem oder unrechtlichem Wege? Das will ich gern Andern überlassen. Ich habe die Schrift bona fide erhalten, gelesen, geprüft, widerlegt. Wer das Gegentheil behaupten will, trete auf und beweise es!

Zum Ueberflusse will ich nur noch bemerken, daß ich späterhin zwar hörte, es hätten Anstände wegen der Zensur der Schrift stattgefunden. Allein da man zugleich von dem Inhalte derselben als einer bekannten Sache öffentlich sprach: so musst' ich glauben, es seien entweder jene Anstände beseitigt oder auch ohnedieß die Schrift unter der Hand verbreitet worden. Nun existirt hier zu Lande und vielleicht in der ganzen Welt kein Gesetz, welches verböte, eine unzensirte Druckschrift — besonders eine solche, deren Inhalt schon bekannt, die also faktisch schon in's Publikum emanirt ist — öffentlich zu widerlegen; auch geschieht dieß häufig in öffentlichen Blättern, deren Verfasser oder Herausgeber, wenn ihnen eine neue Schrift zu Gesichte kommt, deren Inhalt ihnen falsch oder gefährlich scheint, gar nicht erst danach fragen, ob die Schrift zensirt oder unzensirt sei, sondern sie de facto kritisiren. Was aber durch kein Gesetz verboten und

*) S. den Zusatz.

der literarischen Observanz gemäß ist, das steht jedem Gelehrten frei. Also durft' auch ich die fragliche Schrift, die mir als eine so eben erschienene von einem rechtlichen Manne mitgetheilt wurde, öffentlich widerlegen, sie mochte zensirt sein oder nicht.

Ad 3.

Daß endlich die fragliche Schrift angeblich nicht für den Buchhandel, sondern statt des Manuskripts für Freunde bestimmt war, ändert gar nichts in der Sache. Schon in der freiwilligen Erklärung (sub B) hab' ich dagegen erzipirt, daß jene Angabe nicht auf dem Titel der Schrift zu finden sei, mithin kein Mensch etwas davon wissen konnte. Sie scheint aber überhaupt erst ex post gemacht. Denn wenn nach glaubwürdigen Versicherungen wirklich über dreihundert Exemplare von dem »Etwas« abgezogen worden: so müsste man auch annehmen, daß der Verfasser eben so viele Freunde habe, denen er sie sub rosa mittheilen wollte. Das wäre aber in der That ein Unglück. Denn Aristoteles sagt mit Recht: Viele Freunde, kein Freund. Indessen darf man es freilich heutzutage mit der Freundschaft nicht so genau nehmen, da es Mode ist, sich eben so Andrer Freund als Diener zu nennen. Und in verbis sind wir Deutsche nun einmal faciles. — Aber gesetzt, es hätte auf dem Titel des »Etwas« gestanden: Manuskript für Freunde. Hätt' ich mich daran wohl zu kehren gebraucht? Ich will nicht sagen, daß ein gedrucktes Manuskript beinahe klingt wie ein hölzernes Eisen. Aber offenbar verwandelt ein Manuskript, das man drucken lässt, seine Bestimmung, wenn drucken so viel heißt, als durch die Buchdruckerpresse vervielfältigen. Sobald auch nur eins dieser gedruckten Exemplare unter die Leute kommt — und wer als der Allmächtige kann das verhüten? besonders wenn die Exemplare schon unter den Händen des Buchbinders gewesen — so ist wenigstens jenes eine Exemplar ein öffentliches Werk, eine Rede an das Publikum, weil Jeder, der es zu Gesicht bekommt, vernünftiger Weise präsumiren muß, daß auch hier die Buchdruckerpresse ihrer

natürlichen Bestimmung gemäß, nämlich zur Bekanntmachung der Gedanken eines Schriftstellers durch Vervielfältigung seiner Urschrift, gewirkt habe, und daß daher die Formel: Manuskript für Freunde, nur eine kleine Ziererei des Verfassers, wo nicht gar ein Vorwand zur Abweisung der Kritik sei. Aber die Kritik lässt sich mit solcher Zauberformel nicht abweisen, so wenig als mit jener, welche manche Professoren vor ihre Kompendien setzen: Leitfaden für meine Zuhörer. Die Kritik behauptet also ihr Recht, jede Druckschrift vor ihr Gericht zu ziehn. Denn sonst könnt' es am Ende allen schlechten Autoren einfallen, auf ihre Schriften dergleichen Zauberformeln zu setzen und so die Kritik zu entwaffnen.

Noch eine Frage für Juristen und Moralisten vom Fache, aber bloß im Allgemeinen. Setzet, es hätte Jemand ein schriftliches »Etwas« nicht durch die Presse des Buchdrukkers, sondern durch die Feder des Abschreibers vervielfältigt, um diese Abschriften unter seinen Freunden umlaufen zu lassen. Setzet ferner, das »Etwas« enthielte allerlei Insinuazionen, so darauf abzweckten, eine öffentliche und viel tausend Seelen heilige Sache im Geheim zu verunglimpfen oder lächerlich zu machen. Setzet endlich, dieses im Finstern schleichende »Etwas« wäre durch Verirrung — wie man denn im Finstern sich leicht verirrt — in die Hände eines Mannes gefallen, dem eben jene Sache ganz vorzüglich heilig wäre. Würde dieser Mann (juridisch oder moralisch, oder in beiderlei Hinsicht) Unrecht gethan haben, wenn er jenes »Etwas« an's Licht gezogen hätte, um es wo möglich in Nichts zu verwandeln? Hätt' er nicht vielmehr seine Pflicht gethan?

Zusatz.

Nachdem Vorstehendes bereits in die Druckerei gesandt war, erschien in der hiesigen politischen Zeitung vom 6. Dezember d. J. (Nr. 238) folgende »Erwiderung«:

Daß in meiner nothgedrungenen mäßigen, mit Schonung aller Persönlichkeiten geschriebenen Erklärung keine Beschuldigung gegen den Herrn Superintendenten D. Tzschirner enthalten sey, ergiebt der Augenschein von selbst. Daher habe ich auf dessen amtliche Erklärung nichts zu erwidern. Aber auch der Stand der Sache ändert sich dadurch nicht. Daß meine Schrift nicht erschienen, also mein unbedingtes Eigenthum sey, geben alle Theile zu *); daß sich ein Abdruck dieser Schrift seit dem 8ten Nov. in den Händen des Hrn. Censors befinde, behauptet der Drucker; und daß der Verfasser der Gegenschrift auf rechtlichem Wege zu diesem meinen Eigenthum gekommen sey, erklärt der Hr. Professor Krug freywillig. Da nun der rechtliche Inhaber fremden Eigenthums niemals die bestimmte Erklärung verweigern kann, wie er zu demselben gelangt sey, so wird der Hr. Professor Krug nicht umhin können zu erklären, von wem er meine Schrift erhalten hat. Leipzig, den 3. Dec. 1817.

Adam Müller.

Hier meine definitive Antwort darauf: Der Mann, von welchem ich Hrn. Adam Müller's Schrift erhalten, ist ein hiesiger Gelehrter (aber nicht ein mit der Zensur beauftragter) der sie mir in keiner andern Absicht gab, als der gewöhnlichen, nämlich mir eine so eben erschienene Schrift zum Lesen mitzutheilen, wie dieß täglich unter Literaturfreunden zu geschehen pflegt. Dieß kann ich Hrn. A. M. auf meine Ehre versichern. Ich habe aber auch späterhin, als bekannt wurde, daß die Schrift ohne Zensur gedruckt sei, jenem Manne mein Ehrenwort gegeben, ihn nicht zu nennen. Und von diesem Worte kann, außer ihm selbst, mich keine

---

*) S. oben Ad 1.

Macht der Welt entbinden. Es muß jedoch auffallen, daß Hr. A. M., der in seinen Schriften die Lehre vom unbedingten Eigenthume so heftig bestritten und für eine Hauptquelle unsers heutigen politischen Elends ausgegeben, jetzt auf einmal mit der Behauptung hervortritt, daß Etwas sein unbedingtes Eigenthum sei, und zwar eine Schrift, die er doch offenbar in der Absicht drucken ließ, daß sie Gemeingut werde. Sein unbedingtes Eigenthum waren nur seine Gedanken, bevor er sie drucken ließ. Gedruckte Gedanken aber sind ein bedingtes Eigenthum, wie Hr. A. M. schon daraus sehen kann, daß er nicht frei darüber verfügen darf. Ueber die Frage, ob seine Schrift erschienen sei oder nicht, will ich nicht weiter mit ihm rechten. Genug, mir ist sie als eine so eben erschienene von einem mir nur als rechtlich bekannten Manne mitgetheilt worden. Und somit hab' ich nicht zu verantworten, daß Hr. A. M. sein unbedingtes Eigenthum nicht besser verwahrt hat *).

*) Jetzo (1829) kann ich noch hinzusetzen, daß der Mann, der mir die Schrift mittheilte, ein Rechtsgelehrter war, nicht ein Gottesgelehrter, wie A. M. vermuthete, und daß ich daher um so weniger Bedenken tragen durfte, von dem Mitgetheilten öffentlichen Gebrauch zu machen. Der Name thut nichts zur Sache. Also bleib' er ungenannt. Es ist übrigens merkwürdig, daß das Jubelfest der Reformazion im J. 1717 gerade so, wie im J. 1817, von katholischen Zeloten verunglimpft wurde. Besonders zeichnete sich in dieser Hinsicht ein Jesuit aus, Namens Joh. Kraus, der vier solche Schriften zu Prag herausgab, unter andern auch ein »Schwan- Gans- und Adler-Gespräch der lutherisch-Gesinnten«. Sie wären jetzt alle vergessen, wenn ihnen nicht Cyprian in seinem «Berichte vom andern evangelischen Jubelfeste« die unverdiente Ehre erwiesen hätte, sie namhaft zu machen.

VII.

Daß es

mit der Vernunftreligion

doch etwas ist.

Ein Nachtrag

zum

theologischen Thesenstreite

des

neunzehnten Jahrhunderts.

(Erschien zuerst: Leipzig, 1819. 8.)

Vorrede.

Herr Archidiakonus Claus Harms in Kiel bewegte sich bisher in dem von ihm entzündeten Thesenstreite auf dem Gebiete der Theologie; und da ziemte es der Philosophie, dem Streite ruhig zuzuschauen. Seit kurzem aber hat er den Streit auf das Gebiet der Philosophie hinüber zu spielen gesucht, vermuthlich in der Hoffnung, daß er hier leichteres Spiel haben werde, als dort. In einer Schrift, die er unlängst unter dem Titel herausgab: »Daß es mit der Vernunftreligion nichts ist«, sucht er nämlich nichts Geringeres darzuthun, als daß Alles, was im Alterthum ein Anaxagoras, ein Sokrates, ein Plato, ein Epiktet, ein Antonin u. A., und in neuern Zeiten ein Leibnitz, ein Wolf, ein Bonnet, ein Reimarus, ein Mendelssohn, ein Jerusalem, ein Herder u. A. über die natürliche oder vernünftige Gotteserkenntniß gedacht und gesagt haben, nichts sei. Solche Anmaßung zurückzuweisen, ist Recht und Pflicht; ich aber sehe mich zwiefach dazu verpflichtet. Einmal, weil ich der christlichen Religion von ganzem Herzen zugethan bin und nicht einsehe, wie von einer positiven Religion, die mehr als Superstizion sein soll, auch nur die Rede sein kann, wenn es keine Vernunftreligion giebt. Sodann, weil ich kürzlich in einem akademischen Programme *) (de luminibus patriae nostrae nuper exortis gratulatio) gesagt habe, der Titel der eben genannten harm=

*) Das aber eigentlich vom sel. Tzschirner herrührt.

sischen Schrift sei verdruckt und müsse eigentlich heißen: »Daß es mit meiner Vernunft nichts ist.« Man hat dieß hart gefunden, weil es dort ohne Beweis steht. Hier ist also der Beweis. Uebrigens muß ich diejenigen meiner Leser, welche etwa wünschen, daß ich meine Ansichten vom Grund und Wesen der Vernunftreligion und deren Verhältnisse zur geoffenbarten Religion ausführlicher entwickelt und tiefer begründet haben möchte, auf meine ganz neuerlich erschienene Religionsphilosophie verweisen. Im vorliegenden Aufsatze hatt' ich es nur mit der Zurückweisung eines ungerechten Angriffes zu thun. Und jede Vertheidigung richtet sich ja nach dem Angriffe. Dieß mag auch einige Derbheiten entschuldigen, welche den harmsischen noch lange nicht gleich kommen *).

---

*) Wegen des Zusammenhangs dieser Schrift mit dem theologischen Thesenstreite hab' ich dieselbe hier mit abdrucken lassen.

Wenn es irgend einem Philosophen einfiele, eine Schrift unter dem Titel herauszugeben: Daß es mit der christlichen Religion nichts ist — so würden die Zionswächter, und vor allen Hr. Harms, nicht ermangeln, Zeter zu schreien, den Verfasser einer solchen Schrift bei allen christlichen Regierungen als einen boshaften und höchst gefährlichen Menschen zu denunziren und auf exemplarische Bestrafung solches Frevels anzutragen. Weit entfernt, ein Gleiches in Bezug auf die Schrift des Hrn. H. zu thun — ob wir gleich überzeugt sind, daß der, welcher die Nichtigkeit der Vernunftreligion beweisen will, eben dadurch auch die Nichtigkeit jeder positiven Religion, mithin selbst der christlichen, behauptet — halten wir vielmehr diese Schrift für ganz unschädlich, ja in gewisser Hinsicht sogar für heilsam. Denn wenn die Unvernunft sich nur recht offen ausspricht, so zerstört sie sich selbst und bereitet dadurch der Vernunft den schönsten Sieg. Es werden daher gewiß auch Viele von denen, welche durch die bekannten Thesen verleitet wurden, den Verfasser derselben, wo nicht für einen zweiten Luther, doch für ein großes Licht der lutherischen Kirche zu halten, durch diese neue Schrift desselben Verfassers eines Bessern belehrt werden; sie werden endlich einsehn lernen, daß, wer gegen die Vernunftreligion so zu Felde ziehen kann, die Vernunft selbst, wo nicht schon verloren habe, doch gar leicht bald verlieren könnte.

Zwar im Anfange geberdet sich der Verfasser noch so ziemlich vernünftig. »Nein, lieber Bruder« — sagt er zum Herrn D. Lehmus, Stadtpfarrer in Ansbach, an welchen die Schrift als Antwort auf eine frühere Zuschrift desselben gerichtet ist — »durch die ruhige Sprache der Wahrheit kann »ich nicht beleidigt werden.« Aber er beschränkt den Satz sogleich auf eine Bedingung, die freilich unerfüllbar ist: »Ja

»wenn es die Wahrheit ist, die wider mich redet, wirklich »sie selber, die mag reden wie sie will.« Also nur der Wahrheit in eigner leibhaftiger Persönlichkeit ist es vergönnt, wider den Verfasser zu reden, wahrscheinlich weil er glaubt, ihr alleiniger Hoherpriester zu sein. Uns andern, die wir uns solcher Würde nicht rühmen können, ziemt es, in demüthiger Unterwerfung die Orakelsprüche zu vernehmen, welche im Namen der Wahrheit uns zu verkündigen diesem Hohenpriester derselben beliebt! Und welches sind jene Orakelsprüche? — Wir wollen sie einzeln aufführen, uns aber doch einige Gegenbemerkungen erlauben, in der Hoffnung, daß wenigstens die meisten unserer Leser uns das Recht dazu gern zugestehen werden.

Zuvörderst wollen wir diejenigen Aussprüche vernehmen, durch welche der Verfasser den Streitpunkt (status controversiae) zwischen den Offenbarungsgläubigen, wozu er sich rechnet, und zu den Vernunftgläubigen, wozu er alle seine Gegner rechnet, zu bestimmen sucht. In dieser Beziehung heißt es S. 10 und 11: »Der Offen»barungsgläubige kann dem Vernunftgläubigen »nicht sagen: Weil diese und jene Lehre unmittelbar geof»fenbart ist, deswegen müssen wir sie annehmen. Dieser »giebt nicht zu, daß irgend eine Lehre unmittelbar geoffen»bart sei.« Wer hat dieß dem Verfasser gesagt? Der Vernunftgläubige kann dieß sehr wohl zugeben; und wir kennen deren genug, die es wirklich zugeben; er fodert nur, wenn diese oder jene Lehre für unmittelbar geoffenbart ausgegeben wird, Beweis für die Thatsache. Und dieß muß er, weil ihm sonst Muhammed's Lehre eben so gut, wie Jesu Lehre, als göttliche Offenbarung aufgedrungen werden könnte. Ferner: »Der Vernunftgläubige kann dem »Offenbarungsgläubigen nicht sagen: Weil diese und »jene Lehre in der Vernunft gegründet ist, deswegen müs»sen wir sie annehmen. Dieser giebt nicht zu, daß irgend »eine Lehre in der Vernunft gegründet liege.« Auch dieß ist falsch. Es hat tausend Offenbarungsgläubige gegeben

und giebt deren noch, welche nicht nur überhaupt, sondern auch in moralisch-religioser Hinsicht gar manche Lehre als in der Vernunft gegründet betrachten. Sie nehmen nur etwa die besondern Lehren des Christenthums, die religiosen Geheimnisse aus. Weiter: »Der Offenbarungsgläubige »kann nicht sagen: Durch den Glauben fassen wir die Re»ligion auf; denn der Vernunftgläubige verlangt Grün»de; die heben nach seinem Sprachgebrauche den Glauben »auf und setzen ein Wissen an die Stelle.« Nichts weniger als das. Wenn man in Religionssachen Gründe verlangt, so sind es eben Glaubensgründe, Gründe für den Vernunftglauben, wieferne man Vernunftgläubiger, und Gründe für den Offenbarungsglauben, wieferne man Offenbarungsgläubiger sein soll. Verlangt der Verfasser für seinen Glauben keine Gründe, so ist er weder ein Vernunft- noch ein Offenbarungsgläubiger, sondern ein stockblinder Kirchengläubiger, gleich jenem Köhler, der da sagte: »Ich glaube, was die Kirche glaubt«; wie denn auch der Verfasser S. 37 ausdrücklich sagt: »Was thut es denn, wenn »diese« [nämlich die Supernaturalisten] »einen blinden Glau»ben haben, glauben sie nur?« — Dann muß er aber auch zugeben, daß der eine Kirchenglaube so gut oder wahr als der andre sei. Endlich: »Der Vernunftgläubige kann »nicht sagen: Durch die Vernunft fassen wir die Religion »auf; denn der Offenbarungsgläubige hält eine »so aufgefasste Religion für Aberglauben und Schwärme»rei, oder für keine wirkliche Religion, für nichts.« Das möchten wohl außer dem Verfasser sehr wenig Offenbarungsgläubige thun. Die meisten erkennen in und mit der geoffenbarten Religion auch die Vernunftreligion an und betrachten jene als eine Bestätigung und Erweiterung dieser. Die ausschließlichen Gegensätze, wie sie hier vom Verfasser aufgestellt werden, sind also gänzlich erdichtet oder passen nur auf seinen stockblinden Kirchenglauben, der gar nichts von Gründen wissen will, sondern die Religion, welche gerade in dieser bestimmten Kirche gelehrt wird, schlechthin als un-

mittelbar von Gott gegeben annimmt. Der Verfasser sieht aber nicht in seiner Stockblindheit, daß er dann einem andern, dem seinigen vielleicht gerade entgegengesetzten, Kirchenglauben, und eben so jedem dritten, vierten 2c. dieselbe Gültigkeit einräumen muß. Denn wenn der Verfasser als ein Anhänger der lutherischen Kirche das Recht hat zu sagen: »Ich glaube nun einmal, daß das, was diese Kirche lehrt, »unmittelbar von Gott geoffenbart ist, und lasse mich deshalb auf keine Gründe ein« — so hat der Anhänger jeder andern, christlichen oder nichtchristlichen, Kirche ein gleiches Recht. Dann könnten aber auch vernunftlose Thiere, wenn man sie nur gewisse Glaubensartikel nachsprechen lehrte, z. B. Staare, Elstern und Papageien, wo nicht eigne Kirchen bilden, doch in die Claus-Harms-Gemeine der Gläubigen sehr wohl aufgenommen werden.

Betrachten wir die Sache aus einem höhern Gesichtspunkte, so ist zwischen Vernunft- und Offenbarungsgläubigen gar kein solcher Gegensatz, daß der Vernunftglaube den Offenbarungsglauben oder dieser jenen aufheben und ausschließen müsste. Der Religionsglaube heißt nur Vernunftglaube, wiefern er aus der ursprünglichen und allgemeinen Offenbarung Gottes durch die menschliche Vernunft und das mit ihr verschwisterte Gewissen (das daher auch Gottes Stimme genannt wird) hervorgeht; Offenbarungsglaube aber heißt er, wiefern er aus einer anderweiten und besondern Offenbarung Gottes durch gewisse Mittelspersonen (die daher Boten oder Gesandte Gottes an die Menschheit genannt werden) hervorgeht. In dieser Beziehung nimmt der Religionsglaube einen historischen und positiven Charakter an, welchen er in jener Beziehung nicht hat. Es ist aber offenbar, daß der Religionsglaube einen solchen Charakter gar nicht annehmen könnte, wenn er nicht schon unabhängig von demselben d. h. als Vernunftglaube bestände. Denn wie könnte doch Jemand glauben, daß Gott sich ihm durch gewisse Mittelspersonen auf besondre Weise geoffenbart habe, wenn er nicht schon in sich selbst (mehr oder weniger

klar und bestimmt) etwas fände, das ihn auf jenen Glauben führte und ihm denselben annehmlich machte, wenn ihn nicht schon Vernunft und Gewissen davon belehrten, daß ein höchstes Wesen sei und daß dieses Wesen sich zu dem Menschen wie der Schöpfer zu seinem Geschöpfe, der Vater zu seinem Kinde, der Lehrer zu seinem Lehrlinge verhalte? Wer daher, wie der Verfasser, den Vernunftglauben schlechthin verwirft, der müsste, wenn er konsequent sein wollte, auch den Offenbarungsglauben verwerfen; denn er entzieht diesem seine innerste Grundlage im menschlichen Gemüthe. Aber an Konsequenz ist freilich am wenigsten bei einem Schriftsteller zu denken, dessen Streben nur auf Bekämpfung der Vernunft durch sich selbst gerichtet ist.

Darum darf es auch nicht Wunder nehmen, daß der Verfasser von der Vernunft einen so beschränkten Begriff hat. Es fällt ihm nämlich erst S. 18, also ziemlich spät, die Frage ein: »Was ist Vernunft?« — Hier führt er nun zuerst eine Menge von Definizionen aus Schlegel's deutschem Museum, und dann noch einige aus eigner Lektüre auf, um zu zeigen, daß die Philosophen selbst nicht wüssten, was die Vernunft sei, und daß schon hieraus gewissermaßen folge, es sei nichts mit ihrer Vernunftreligion. Diese Folgerung ist aber sehr übereilt. Denn wenn der Verfasser die von ihm angeführten Definizionen nur genauer betrachtet hätte: so würde sich ihm bald gezeigt haben, daß ungeachtet des sehr verschiednen Ausdrucks, der freilich bei einigen schwankend und unklar ist, dennoch der Sinn im Ganzen fast derselbe sei. Die meisten Urheber jener Definizionen dachten nämlich unter Vernunft ein Vermögen des menschlichen Geistes, sich durch Ideen vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, vom Endlichen zum Unendlichen, vom Zeitlichen zum Ewigen — oder wie man diesen Gegensatz sonst bezeichnen will — zu erheben. Einige betrachteten dieses Vermögen bloß als Anlage, die noch nicht entwickelt und ausgebildet; Andre als (schon entwickelte und ausgebildete, und daher völlig thätige) Kraft; noch Andre reflektirten auf den Zustand,

der für den Menschen aus der Wirksamkeit dieser Kraft hervorgeht. Daher die so verschiednen Erklärungen. Wer wird denn aber bei wissenschaftlichen Untersuchungen nur an den Worten hangen? Das heißt nicht philosophiren, sondern buchstabiren! *)

Da nun dem Verfasser keine der von ihm angeführten Definizionen genügt, so giebt er nicht etwan eine bessere und richtigere, sondern sagt S. 24: »Wir reichen aus in dem »vorliegenden Geschäfte mit einem Begriffe der Vernunft, »den niemand bestreitet, weil er einen unbestrittenen Cha»rakter der Vernunft, wenigstens Einen Charakter dersel»ben bezeichnet, in welchem sich die Vernunft allezeit gewie»sen und sich darin zu weisen allezeit Lust hat — dieser ist »das Vermögen zu schließen.« Mehr also weiß der Verfasser von der Vernunft nicht zu sagen, als daß sie Schlüsse machen kann. Daher macht denn auch seine Vernunft eine Menge von Schlüssen, um zu beweisen, daß die Vernunft nicht das Prinzip der Religion sei. Nur Schade, daß es diesen Schlüssen an der Kleinigkeit fehlt, welche in der Logik nervus probandi heißt. Wir wollen sie dem Leser der Reihe nach vorlegen.

1. Um zu beweisen, daß die Religion das Prinzip der Religion nicht gewesen sei, macht der Verfasser S. 26 folgenden Schluß in Barbara:

»Eine jede Behauptung, die der Geschichte wider»spricht, ist unvernünftig.

---

*) Selbst wenn es noch keine richtige Definizion der Vernunft gäbe, oder gar keine möglich wäre, würde hieraus weiter nichts folgen, als die längst anerkannte Beschränktheit unsrer Vernunft in der Erkenntniß ihrer selbst. Es läßt sich überhaupt nicht Alles definiren. Wir machen uns jedoch anheischig, dem Verfasser eine vollkommen befriedigende Definizion der Vernunft zu geben, sobald er uns eine solche Definizion von Gott, oder von der Offenbarung, oder vom Dasein, oder auch nur von einem so allbekannten Hausgeräthe, wie ein Tisch, gegeben haben wird.

»Daß die Vernunft das Prinzip der Religion sei,
»diese Behauptung widerspricht der Geschichte.
»Also ist diese Behauptung unvernünftig.

Schon der Obersatz dieses Schlusses ist zweifelhaft. Denn es wird gar vieles als geschehen erzählt, was nie geschehen ist, und daher ohne Unvernunft widersprochen wird. Insonderheit ist die älteste Geschichte unsres Geschlechts durchaus so mythisch, daß sich die wirklichen Thatsachen von den erdichteten gar nicht mehr scheiden lassen. Eine Behauptung also, die dieser Geschichte widerspricht, ist darum noch nicht unvernünftig. Der Untersatz aber ist noch unstatthafter. Denn die Frage, ob die Vernunft das Prinzip der Religion (überhaupt) sei, ist gar nicht historisch. Die Geschichte kann nur von dem Entstehen der verschiednen positiven Religionen oder Religionsformen Nachricht geben. Diese aber hätten gar nicht entstehen können, wenn nicht die Religion an sich d. h. der Glaube an das Uebersinnliche, Göttliche und Ewige im menschlichen Geiste selbst eine ursprüngliche Grundlage hätte. Wo diese zu suchen, ob in der Vernunft oder anderswo, ist eine rein philosophische Frage. Es ist daher eine offenbare Sachverwechselung (*μεταβασις εις αλλο γενος*) wenn der Verfasser hier seine Leser bloß auf die Geschichte verweist.

2. Um ferner zu beweisen, daß die Vernunft das Prinzip der Religion auch nicht geworden sei, bildet der Verfasser S. 27 folgenden hypothetischen Schluß und zwar, wie er sagt, modo tollente:

»Wenn die gebildetsten Männer in einem gebildeten »Volke nicht zu einer Religion aus Vernunftprinzipien »kamen, so ist die Behauptung unvernünftig, daß die Ver»nunft das Prinzip der Religion sei.

»Julian, Perikles, Sokrates, diese gebildeten Männer »in einem gebildeten Volke, sind nicht zu einer Religion »aus Vernunftprinzipien gekommen.

»Also ist die Behauptung unvernünftig, daß die Ver»nunft das Prinzip der Religion sei.«

Hier ist schon ein lächerliches quid pro quo, daß der Verfasser einen hypothetischen Schluß im modus ponens (denn er schließt ja von der Wahrheit des Vordergliedes auf die des Hintergliedes im Obersatze, nicht von der Falschheit des Hintergliedes auf die des Vordergliedes) für einen Schluß im modus tollens erklärt. Er thäte daher wohl, erst ein Kollegium über die Logik zu hören, eh' er so mit logischen Kunstwörtern um sich würfe. Doch das ist Kleinigkeit. Der Schluß selbst beweist gar nichts. Denn erstlich hat der Obersatz keine Konsequenz. Mögen immerhin die gebildetsten Männer in einem gebildeten Volke nicht zu einer (dieser oder jener) Religion aus Vernunftprinzipien gekommen sein: die Vernunft kann dennoch das Prinzip der Religion überhaupt oder an sich sein. Denn diese oder jene Religion ist ja nur eine positive Form der Religion an sich. Der Untersatz aber verhält sich zum Obersatze gar nicht als Assumzion. Denn während dieser von den gebildetsten Männern im Allgemeinen redet, führt jener nur drei gebildete Männer an *). Hier müsste eine möglichst vollständige Induktion der gebildetsten Männer nicht eines oder zweier gebildeten Völker des Alterthums, sondern aller Völker aller Zeiten gegeben werden, wenn nur etwas bewiesen werden sollte. Aber eine solche Induktion würde doch nur einige Wahrscheinlichkeit, keine Gewissheit geben. Denn die gebildetsten Männer aller Völker aller Zeiten (selbst der künftigen) kennen wir nicht, wissen auch nicht, wie sie zu ihrer religiosen Ueberzeugung gelangt seien und welchen Antheil daran ihre Vernunft oder äußere Belehrung habe. Und dann gilt hier ebenfalls der Einwand, daß die Hauptfrage gar nicht historisch ist.

*) Und unter diesen noch dazu den Sokrates, der bei Xenophon sowohl als bei Plato die Hauptlehren der Religion, Gottes Dasein und die Unsterblichkeit der Seele, aus Vernunftgründen abzuleiten sucht, ob er gleich die äußere Gottesverehrung nach dem Gesetze des Staats (νομῳ πολεως) empfahl. Eine unzweckmäßigere Instanz konnte der Verfasser kaum anführen.

3. Um weiter zu beweisen, daß die Vernunft noch nicht das Prinzip der Religion sei, tritt der Verfasser S. 39 sogar mit einem gehörnten Schlusse auf, der aber »bloß »wider die Idealisten, und zwar wider diejenigen Idealisten, »welche sämmtliche Glaubenslehren« — was für welche? auch die harmsischen Thesen? — »hübsch annehmen,« gerichtet sein soll. Wir glauben indeß, daß die Idealisten (mit denen wir es übrigens keineswegs halten, sie mögen, was der Verfasser im Sinne hat, »hübsch annehmen« oder nicht) vor den Hörnern des stößigen Verfassers sich eben nicht fürchten werden. Jener gehörnte Schluß lautet nämlich also:

»Wenn die idealistische Ansicht, nach welcher sämmtliche Wahrheiten der Religion in der Vernunft enthalten »sein sollen, während eines Menschenalters nur von etwa »einem Dutzend Menschen aufgefasst ist, so sind alle andern Menschen, Razionalisten wie Superrazionalisten, »entweder stumpfsinnig oder eigensinnig oder mit Blindheit geschlagen, oder auch es ist mit dieser Ansicht nichts.

»Daß es [was denn?] nicht Stumpfsinn sei, dagegen »zeugen die Werke Vieler; daß es nicht Eigensinn sei, »das lässt uns der bekannte wissenschaftliche und moralische Charakter Vieler glauben; daß sämmtliche Razionalisten und Superrazionalisten mit Blindheit geschlagen »seien, das behaupten die Idealisten selber nicht.

»Also ist es mit der idealistischen Ansicht, nach welcher »alle Wahrheiten der geoffenbarten Religion in der Vernunft liegen, nichts.«

Welch ein Nest von logischen Fehlern! Wahrlich wenn der Verfasser ein Beispiel von einem recht argen Paralogismus hätte aufstellen wollen, er hätte kein passenderes ersinnen können. Im Obersatze folgt das Hinterglied gar nicht aus dem Vordergliede; das So hangt mit dem Wenn gar nicht zusammen. Was würde der Verfasser sagen, wenn in den Evangelien erzählt würde, es hätte zu der Zeit, als die Lehre Jesu auch nur von etwa einem Dutzend Menschen aufgefasst

war, irgend ein orthodoxer Zelot unter den Juden eben so gegen diese Lehre argumentirt? Oder meint er, diese Lehre sei sehr bald von vielen Dutzenden aufgefasst worden, so gilt dieß ja von der idealistischen Ansicht, die er bestreitet, ebenfalls. Ja es ist diese Ansicht viel weiter verbreitet, als der Idealismus selbst, dem sie der Verfasser beilegt. Sie ist von der razionalistischen im Grunde nicht verschieden, wie der Verfasser S. 37 selbst gesteht, und man findet sie sogar bei Vielen, die weder Idealisten noch Razionalisten sein wollen, sondern dem Glauben ihrer Kirche mit ganzer Seele ergeben und Supernaturalisten oder, wie der Verfasser sagt, Superrazionalisten im strengsten Verstande sind. So hat Herr von Sturdza, der seinen Kirchenglauben eben so steif und fest, wie Herr Harms den seinigen, vertheidigt und gegen die Neologen tapfer zu Felde zieht, in seiner bekannten Schrift über die orthodoxe (griechische) Kirche alle Geheimnisse des Christenthums, selbst die unterscheidende Lehre seiner Kirche, daß der Geist nur vom Vater, nicht auch vom Sohne ausgehe, durch angebliche Vernunftbeweise zu bestätigen gesucht. Also ist das Vorderglied des Obersatzes nicht einmal an sich richtig. Eben so ist das Hinterglied mit seiner vierfachen Disjunkzion (entweder stumpfsinnig oder eigensinnig ꝛc.) völlig unstatthaft, da die vier Gegensätze sich nicht ausschließen und auch nicht alle möglichen Fälle erschöpfen. Denn der Grund, warum jene idealistische Ansicht von so Wenigen aufgefasst worden, könnte auch in andern Umständen liegen, z. B. darin, daß sie noch nicht genug bekannt gemacht und deutlich entwickelt worden. — Der Untersatz aber enthält weder eine vollständige noch eine gehörig begründete Assumzion. Denn wer sind die Vielen, auf welche sich der Verfasser beruft? Und wie viel sind deren? Machen sie auch wirklich die Mehrheit aus? Denn wenn jemand z. B. sagt, in London geb' es viel Beutelschneider, so machen diese darum nicht die Mehrheit der Einwohner von London aus. — Im Schlussatze endlich verändert der Verfasser sogar einen Hauptbegriff (terminus) des Schlusses. Denn wäh-

rend der Obersatz von Wahrheiten der Religion ohne Beisatz redet, spricht der Schlussatz von Wahrheiten der geoffenbarten Religion. Das ist aber ein großer Unterschied. Denn nun kann man den Obersatz auch von der natürlichen Religion verstehn, welches beim Schlussatze nicht möglich ist. — Man sieht also, daß dieses ganze Tetralemma nicht das Mindeste beweist, außer: Daß es wirklich mit der Vernunft des Verfassers, wenigstens als Schlussvermögen betrachtet, nichts ist.

4. Endlich sucht der Verfasser zu beweisen, daß die Vernunft das Prinzip der Religion nicht sein könne. Damit musst' er aber anfangen. Denn wenn er nur diesen Satz recht gründlich erwiesen hatte, so bedurft' es der übrigen Beweise gar nicht. Da indessen der Verfasser einmal kein Freund der logischen Ordnung zu sein scheint, indem er gern allerlei sogenannte Geniesprünge macht und seine Rede überhaupt klingt, wie die eines Besessenen, der da spricht, quicquid in buccam venerit: so wollen wir ihm auch dieses Hysteronproteron gern vergeben und uns nur an seinen angeblichen Beweis halten. Dieser ist dießmal aus vielen Schlüssen zusammengesetzt, also eine Art von Polysyllogismus, dem es nur leider am Zusammenhange gebricht. Der erste Schluß ist, wie der Verfasser sagt, ein goclenianischer Sorites und lautet so:

»Alles was die Vernunft erzeugt, hat kein Leben.

»Alles was die Vernunft erzeugt, sind Abstracta.

»Der von der Vernunft, als sei er Gott, aufgestellte »Kausalitätsbegriff ist ein Abstractum.

»Also hat Gott, den die Vernunft dafür ausgiebt, kein »Leben.«

Das ist nun freilich weder ein ordentlicher noch ein umgekehrter (goclenianischer) Sorites. Denn jener hat die Form:

A — B
B — C
C — D etc.

Ergo A — D

Dieser aber hat die Form:

C — D
B — C
A — B

Ergo A — D

Des Verfassers Schluß hingegen hat die Form oder vielmehr Unform:

A — B
A — C
D — C

Ergo D — B

ist mithin gar kein Sorites. Wir möchten daher den Verfasser noch einmal bitten, sich ja erst ein Collegium logicum lesen zu lassen, eh' er in den spanischen Stiefeln der Syllogistik einherschreiten will, um seine Gegner zu besiegen. Betrachten wir aber jenen Schluß in Ansehung seines Gehalts (quoad materiam): so ist offenbar, daß alle seine Vordersätze erschlichen oder erbettelt (petitiones principii) sind. Denn kein vernünftiger Mensch wird dem Verfasser zugeben, daß die Vernunft, das höchste Lebensprinzip in uns, nichts als todte Abstracta erzeuge, und daß die Vernunft den bloßen Kausalitätsbegriff, der eben nur ein solches Abstractum sei, als ihren Gott aufstelle. Die Vernunft anerkennt und verehrt Gott als ein lebendiges Wesen, das die Welt erschaffen hat, erhält und regiert, als den Heiligen und Seligen, als den liebevollen Vater der Menschen. Und wenn dem Verfasser seine eigne Vernunft nichts davon sagt; wenn ihm die Kunde von diesem Gotte nur von außen gekommen; wenn ihm die Religion überhaupt (nach S. 44) nur »etwas von außen Gegebnes« ist: so ist es wahrlich mit seiner Religion

eben so schlecht als mit seiner Vernunft bestellt. Denn so ist seine Religion ein ihm bloß angebildetes Accidens, und die aus einer solchen Religion hervorgehende Gottesverehrung ist nicht viel besser als der Fetischdienst eines, seinen vererbten oder sonst von außen mitgetheilten Gott verehrenden Hottentotten, weshalb der Verfasser auch (nach S. 41) vor den Laren und Penaten der Heiden einen großen Respekt zu haben scheint.

Doch wir sind es müde, alle die Fehler aufzudecken, welche der Verfasser in seinen sogenannten Vernunftschlüssen gegen die Vernunft, die schon darum nichts als Paralogismen sein können, macht; und unsre Leser sind es wahrscheinlich auch. Wir schenken also dem Verfasser die Schlüsse in Barbara und Celarent, die er noch S. 47 und 48 aufstellt, um zu beweisen, daß die Vernunft nur ein Bild von Gott gebe — daß die Vernunftgläubigen Abgötterei lehren, weil sie ein bloßes Bild anbeten lehren — daß sie einen vollkommnern Gott fodern, als sie gegenwärtig haben, weil Ideen Foderungen eines vollkommneren Seins seien — daß die Vernunft nicht leide, über die Richtigkeit ihrer Idee von Gott zu urtheilen, weil keine Geisteskraft, am wenigsten die Vernunft, ein Urtheil über die Richtigkeit ihres Zeugnisses leide. Das ist Galimatias. Wer behaupten kann, wie unser Verfasser S. 48 und 49, daß das Vermögen zu fassen und anzunehmen, was uns von Gott und göttlichen Dingen gesagt wird, bloß ein intellectus passivus sei, das dabei thätige Vermögen aber richtiger Phantasie als Vernunft genannt werden sollte; oder S. 62, daß die Predigt nicht zur Wissenschaft und Kunst, sondern vielmehr diese beiden zu ihr in die Schule gehen sollten; oder S. 85, daß gar keine Religion in moralischer Hinsicht besser sei, als eine Vernunftreligion — wer so konfus schreibt, daß er selbst gestehen muß, wie unser Verfasser S. 67, verschiednes, was in den zweiten Abschnitt gehöre, komme schon im ersten vor — wer es billigen kann, wie unser Verfasser S. 74, wenn ein schwär-

merischer Geistlicher sich einbildet, er könne durch Handauflegen den heiligen Geist mittheilen — wer es misbilligen kann, wie unser Verfasser S. 75 und 76, wenn den Kindern beim Religionsunterrichte neben den Bibelsprüchen auch vernünftige Gründe für die Religionswahrheiten vorgehalten werden, weil bei ihnen noch keine Vernunft vorhanden sei [auch nicht einmal als unentwickelte Anlage? wann wird also der Mensch vernünftig?] — wer nicht will, wie unser Verfasser S. 77, daß der Mensch durch Vernunftgebrauch die Religion zu seinem Eigenthume mache, weil sie Gottes sei und bleiben müsse, und weil dadurch der Glaube seine Verdienstlichkeit verliere [der also wohl um so verdienstlicher sein wird, je unvernünftiger er ist?] — wer sich selbst, wie unser Verfasser S. 86, zu der Klasse der ganz Auswendigen zählt, die nichts in sich zu haben behaupten, was nicht von außen in sie gekommen wäre — wer sogar, wie unser Verfasser S. 51 ff. und S. 102 ff., die klarsten Aussprüche der Schrift, in welchen sie von einer natürlichen, also vernünftigen, Gotteserkenntniß, von einem vernünftigen Gottesdienste, von einem dem Menschen in's Herz geschriebenen, also auch durch Vernunft erkennbaren, durch das Gewissen sich so vernehmlich ankündigenden Gesetze Gottes redet, dergestalt deutelt, daß die Vernunft entweder ganz herausgejagt oder nur als das böse Prinzip im Menschen zugelassen wird — wer überhaupt so sprachwidrig, so verworren, so gemein, so burlesk, ja so burschikos und renommistisch über Religionssachen schreibt, wie unser Verfasser in unzähligen Stellen seiner Schrift, besonders gegen das Ende, in der Apostrophe an seine andersdenkenden Amtsbrüder S. 105 ff. — — den wird kein Engel vom Himmel eines Bessern belehren, geschweige ein Mensch. Wir thun daher auf diese Ehre gänzlich Verzicht, und wollen uns gern damit begnügen, wenn wir einige seiner bessern Anhänger zu der Ueberzeugung gebracht haben, daß Hr. H. die Vernunftreligion, aus völliger Unkenntniß derselben, zwar verlästert, aber keineswegs vernichtet habe; wie sie denn auch nie ein

Mensch vernichten kann und wird, weil sie göttlicher Abkunft ist.

Uebrigens wollen wir nicht leugnen, daß der Verfasser trotz seinem Wüthen gegen die Vernunft hin und wieder auch manches vernünftige und treffende Wort sagt, wie das S. 89 und 90 gegen die poetischen oder sogenannten gemüthlichen Prediger. Doch kann er es auch hier nicht lassen, in dem vorhin bezeichneten Tone von Coups und Kniffen und Kusshänden zu sprechen. Auch fehlt es nicht an wortspielenden Witzeleien, wie wenn der Verfasser S. 112 die drei nathanischen Ringe satanische nennt. Dem Schreiber dieses fällt dabei ein Epigramm ein, das er einst als Terzianer im Namen eines seiner Lehrer, der voll orthodoxes Eifers in gleicher Weise von Lessing's Nathan sprach, ex tempore machte, und das er dem Verfasser zu dessen Erbauung beim Abscheide noch mittheilen will:

Der schönste Geist gebar den weisen Nathan,
Empfangen von dem hässlichsten, dem Satan.

Gebe nur der Himmel, daß nicht einmal jemand den Einfall habe, auf die bekannten Thesen ein ähnliches Epigramm zu machen! Denn so leicht es ihm werden müsste, darin den hässlichen Geist zu gewahren, so schwer müsst' es halten, darin etwas vom schönen aufzuspüren *).

---

*) Um die Vernunftreligion recht schwarz zu machen, bürdet ihr Hr. H. (S. 108) auch Sand's Mordthat auf, indem er bei Erwähnung derselben auf seine 89. These verweist: »Bei der Vernunftreligion in einem Lande wäre kein Mensch seines Lebens sicher.« Wie boshaft und wie abgeschmackt zugleich! Weiß er denn nichts von den tausend und aber tausend Mordthaten, die zur Ehre der geoffenbarten Religion begangen worden? Was würd' er nun sagen, wenn jemand dieser die Schuld davon aufbürdete? — Und hätte nur Sand die Vernunftreligion hören wollen, so würde sie ihm bald gesagt haben, daß es unvernünftig, ja gotteslästerlich sei, Gott zu bitten, er möge eine beabsichtigte Mordthat gelingen lassen, wenn sie ihm wohlgefalle, und dann, wenn sie gelungen, zu schließen, sie gefalle Gott wohl. Das ist wahrlich nichts als baarer Fanatismus; und eben solche Fanatiker wollen uns, nicht

Alle, aber doch Viele von denen erziehn, welche so laut auf die Vernunft schimpfen. Möge also Hr. H. wohl bedenken — wenn er noch einer ruhigen Ueberlegung fähig — bis zu welchem Aberwitz und Unwesen sein Vernunfthaß führen könne! — Wundersam stimmt darin mit ihm der Rezensent von Köppen's Politik nach platonischen Grundsätzen in den »Wiener Jahrbüchern« (Bd. 6. Art. 1.) zusammen. Denn dieser definirt (S. 13 und 54) die Vernunft auch als ein bloß passives Vermögen des Empfangens, und behauptet zugleich (S. 40), ein passives Prinzip sei ein prekares »d. h. kein Prinzip.« Also ist wohl auch die Vernunft als ein bloß passives Vermögen eigentlich kein Vermögen, und sonach alles das, was man Gesetz, Recht, Religion der Vernunft nennt, im Grunde — Nichts! Bravo, Herr Rezensent! Sie können noch Kardinal, wo nicht gar Papst werden. Heil dann der christlichen Kirche! Denn Ihr zauberischer Krummstab wird sie gewiß in eine Heerde von Schaafen verwandeln.

VIII.

Ueber die

Bibelgesellschaften.

Ein kosmopolitisch-theologisches Gutachten.

(Erschien zuerst in Bran's Minerva: Jena, 1821. Nr. 3.)



Die Bibelgesellschaften sind unstreitig eine sehr bedeutende und wohl zu beherzigende Erscheinung unsrer Zeit. Sie erstrecken ihre Wirksamkeit weit über Europa hinaus bis zu den entferntesten Weltgegenden. Sie umfassen die gebildetsten, wie die rohesten Völker der Erde. Sie wenden sich sowohl an die, welche das Christenthum schon kennen und bekennen, als an jene, welche noch wenig oder nichts von demselben wissen, oder wohl gar im feindseligen Gegensatze gegen das Christenthum stehen. Sie wollen also die Kenntniß und den Einfluß des göttlichen, in der Bibel gleichsam verkörperten, Worts auf die sittlich-religiose Bildung der Menschheit nicht bloß unter den Christen, sondern auch unter den Nichtchristen befördern, und eben dadurch diese zum Christenthume hinführen. In der letzten Hinsicht haben sie daher gleichen Zweck mit den sogenannten Missionsgesellschaften, an welche sich ebendarum auch viele Bibelgesellschaften, besonders die in England, genauer angeschlossen haben.

Dem Menschenfreunde, welcher sich nicht bloß als Bürger dieses oder jenes Staats, sondern zugleich als Weltbürger im bessern Sinne des Worts betrachtet, kann die Wirksamkeit dieser Gesellschaften nicht gleichgültig sein. Er wird, er muß sich die Frage vorlegen: was ist von dem Zwecke, was ist von den Mitteln zum Zwecke dieser Gesellschaften zu halten?

Anlangend den schon bezeichneten Zweck, so ist wohl gegen denselben vernünftiger Weise nichts einzuwenden. Es ist ja Pflicht eines jeden Menschen, die sittlich-religiose Bildung seiner Nebenmenschen möglichst zu

befördern. Und wenn, wie wir hier als eingestanden voraussetzen dürfen, die in der Sammlung der alt- und neutestamentlichen Schriften, welche wir schlechtweg die Bibel nennen, niedergelegten Wahrheiten ein Hauptbeförderungsmittel jener Bildung sind: so ist wohl gegen Vereine, die sich eben die Verbreitung dieser heilsamen Wahrheiten unter allen Völkern der Erde und somit die sittlich-religiose Bildung der gesammten Menschheit zum besondern Zweck ihrer Thätigkeit machen, an sich nicht das Mindeste einzuwenden, vielmehr ein solches Streben höchst wohlthätig und lobenswerth zu nennen.

Aber ein Zweck kann sehr gut, die Mittel zum Zwecke dagegen können, wo nicht schlecht in sich selbst, doch minder gut und dem Zwecke nicht wohl angemessen sein. Es fragt sich also ferner, was in dieser Beziehung von den Bibelgesellschaften und ihrer weitverbreiteten Wirksamkeit zu halten.

Bekanntlich besteht die Hauptwirksamkeit jener Gesellschaften darin, daß sie die Bibel — ein ursprünglich in der hebräischen und altgriechischen, also in todten, nur noch den Gelehrten verständlichen Sprachen geschriebnes Buch — in so viel lebende Sprachen als möglich übersetzt, überall verbreiten. Diese, bald aus dem Grundtexte, bald aus schon vorhandnen Versionen, mit mehr oder weniger Genauigkeit gemachten Uebersetzungen umfassen in der Regel alle Schriften des alten und neuen Testaments, wenigstens die des neuen, enthalten aber zur Erklärung des Textes gar keine Anmerkungen, weil man fürchtete, solche erklärende Anmerkungen möchten Manches hinein oder heraus erklären, mit einander oder mit den in dieser oder jener Kirche angenommenen Glaubenslehren in Widerstreit gerathen, und dadurch Anstoß erregen. Dieß ist nun auf der einen Seite wohl gut, auf der andern aber auch sehr schlimm. Die Bibel ist unstreitig das schwierigste Buch zum Verstehn, nicht nur in Ansehung einzeler Stellen, sondern auch in Ansehung ganzer dazu gehöriger Schriften, selbst für Gelehrte, welche sie im Grundtexte lesen können, wie viel mehr für den gemeinen

Mann, der sie nur in einer Uebersetzung lesen kann, die, jemehr sie sich dem Grundtexte anschmiegt, nur um so unverständlicher wird, wenn gar nichts zur Erklärung beigefügt ist. Darum hat auch die römisch-katholische Kirche den Grundsatz angenommen, daß die Bibel von Laien, besonders von ganz ungebildeten, nicht gelesen werden dürfe, und ebendeshalb das Bibellesen im Allgemeinen, wenn auch nicht unbedingt, verboten. Wiewohl wir nun jenen Grundsatz nicht billigen können, so können wir doch auch den entgegengesetzten Grundsatz der Bibelgesellschaften, daß die Bibel von Allen ohne Ausnahme gelesen werden solle, nicht billigen. Das Bibellesen muß allerdings jedem frei stehen, der die Bibel lesen will, weil niemand, selbst die Kirche nicht, ein Recht hat, das Bibellesen irgend einem Menschen zu verbieten. Aber daraus folgt nicht, daß auch jeder die Bibel lesen soll, weil nicht jeder die zum verständigen und heilsamen Bibellesen — und ein solches kann man doch vernünftiger Weise nur wollen — nöthigen Vorkenntnisse und Fähigkeiten hat.

Um unsre Ansicht von der Sache mit einem Worte auszusprechen, so glauben wir, daß ein kurzer und fruchtbarer Auszug aus der Bibel in der Landessprache zur sittlich-religiosen Bildung des Volkes (d. h. hier des gemeinen Mannes) weit heilsamer sein würde, als eine Uebersetzung der Bibel im Ganzen. Vieles in der Bibel geht uns ja gar nicht mehr an und kann zu unsrer Erbauung gar nicht mehr dienen. Oder glaubt man wirklich, daß z. B. die bis in die kleinsten Einzelheiten eingehenden mosaischen Zerimonialgesetze, die nicht einmal für die Juden mehr verbindlich sind, für die heutigen Christen oder gar auch für Nichtchristen, wenn sie dieselben im alten Testamente lesen, irgend einen praktischen Nutzen haben, daß sie auf das Gemüth der Leser irgend einen heilsamen Eindruck in sittlich-religioser Hinsicht machen können? Manches in der Bibel kann sogar für junge Gemüther anstößig und verderblich werden; wohin wir insonderheit alle die Stellen und Erzäh-

lungen rechnen, in welchen nach der Sitte der alten Welt über das Geschlechtliche ganz unverhohlen und in starken Bildern gesprochen wird. Den Reinen ist freilich alles rein. Aber wie viel giebt es der Reinen, denen alles rein ist? Wir wissen aus Erfahrung, daß gerade solche Stellen und Erzählungen von jungen Leuten fleißig, ja recht con amore, gelesen wurden, und daß sich ihre Einbildungskraft an den darin vorkommenden Bildern heftig entzündete. Aber noch weit mehr ist in der Bibel, sowohl dem alten als dem neuen Testamente, so dunkel und selbst für Gelehrte so unverständlich, daß es, vom gemeinen Manne gelesen, sein Gemüth nimmer erbauen, sondern nur verwirren kann. Unleugbar haben die Prophezeihungen Daniel's, das hohe Lied Salomo's, welches zum Theil auch zur vorigen Klasse gehört, und die Offenbarung Johannis in dieser Beziehung weit mehr Schaden als Nutzen gestiftet, und werden ihn immer mehr stiften, je mehr die Bibelgesellschaften diese Schriften unter dem Volke verbreiten werden. Sie haben immer der Schwärmerei und dem Aberglauben zur Nahrung gedient, und dadurch eine Menge von phantastischen Träumern und apokalyptischen Schwärmern erweckt. Daß solcher Menschen in unsern Zeiten so viel hervorgetreten, mag wohl zum Theile seinen Grund in den Zeitumständen haben. Gewiß aber tragen auch die Bibelgesellschaften einen Theil der Schuld, indem sie Uebersetzungen der ganzen Bibel ohne alle erklärende Anmerkungen überall verbreiteten, und so jenen Menschen gleichsam in die Hände arbeiteten.

Man sage doch nicht zur Entschuldigung, dieß sei zufälliger Misbrauch einer an sich guten Sache! Wo der Misbrauch so nahe liegt, so oft wiederkehrt, da ist er nicht bloß zufällig. Ein körniger Auszug aus der Bibel aber, enthaltend bloß die lehrreichsten Erzählungen, und diejenigen Schriften oder Schriftstellen, in welchen die vornehmsten Heilswahrheiten und Lebensregeln klar und kräftig ausgesprochen sind, würde keinem Misbrauche der Art unterworfen sein.

Man sage auch nicht etwa, die Bibel müsse im Ganzen gelesen werden; dann erst öffne sich das Verständniß derselben einem frommen und redlich forschenden Leser! Das ist leeres Geschwätz. Es hat tausend fromme und redlich forschende Männer gegeben, welche die Bibel mehr als einmal von A bis O gelesen und am Ende doch eingestanden haben, daß sie Vieles gar nicht verständen. Und die besonnensten Mitglieder der Bibelgesellschaften werden dieß Geständniß wohl gleichfalls ablegen. Sind denn aber auch Alle, welchen die Bibelgesellschaften jenes Buch der Bücher in die Hand geben, solche fromme und redlich forschende Leser? Sind nicht auch Viele darunter, welche nur frömmeln und gar nicht forschen? Viele, welche nur in dunkeln Gefühlen schwelgen und die Bibel bloß zur Anregung derselben brauchen? Viele endlich, die gerade über solchen Schriften und Schriftstellen brüten, welche am allerdunkelsten sind, weil dieselben ihrem Grübelsinne die meiste Nahrung geben, oder ihrer ungezügelten Einbildungskraft den freiesten Spielraum lassen? Wird also jener falsche Religiosismus, den man nicht unschicklich Mystizismus nennt und der ein Hauptgebrechen unsrer Zeit ist, durch die Bibelgesellschaften nicht auch mit gehegt und gepflegt?

Möchten doch die Bibelgesellschaften, deren wohlgemeinten Absichten wir gern alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, alles dieß wohl beherzigen! Möchten sie bedenken, daß man nach dem Entwickelungsgange der Natur und selbst nach der Vorschrift der Bibel den Kindern (und dieß sind geistig alle Ungebildete, auch wohl manche sogenannte Gebildete) erst Milch darreichen soll, ehe man ihnen stärkere Speise bietet, daß aber die Bibel im Ganzen der stärksten, für die meisten Ungebildeten ganz unverdaulichen, Speise gar viel enthält! Möchten sie erwägen, daß sie Gott auch für den Schaden verantwortlich sind, den sie, selbst gegen ihre Absicht, durch unbedachtsame Verbreitung der ganzen Bibel unter dem Volke stiften können, ja schon gestiftet haben, und gewiß noch mehr stiften werden, wenn ihr Thun und Treiben in der

bisherigen Art und Maße fortgeht! Möchten sie endlich auch daran sich erinnern, daß der Unterricht unsrer Jugend aus den niedern Volksklassen noch gar erbärmlich, daß ohne Verbesserung dieses Unterrichts auch kein heilsames Bibellesen möglich ist, und daß daher die ungeheuren Geldsummen, welche bereits von den Bibelgesellschaften durch milde Beiträge christlicher Seelen zusammengebracht und bloß auf die Verbreitung der Bibel in unzählbaren Abdrücken von Uebersetzungen derselben in fast alle lebende Sprachen verwandt worden, zum Theile weit heilsamer auf jene Verbesserung des Jugendunterrichts hätten verwandt werden können und sollen! Denn wie höchst elend sind noch so viele Schulgebäude auf dem Lande und in kleinen Städten, wo eine Menge von Kindern, selbst zum Nachtheil ihrer Gesundheit, täglich stundenlang eingepfercht werden! Wie schlecht sind noch die Besoldungen so vieler Schullehrerstellen, und wie schlecht eben darum die Lehrer selbst, weil kein gebildeter und des bessern Unterrichts kundiger Mann solche Stellen annehmen will! — Hier ist vor allem Hülfe nöthig. Hier könnten und sollten die Bibelgesellschaften und mit ihnen die Missionsgesellschaften tausendmal wohlthätiger wirken, als durch Anschaffung und Austheilung von Bibeln, zu deren fruchtbaren Lesung die wenigsten Kinder der niedern Volksklassen in den Schulen gehörig vorbereitet werden. Gebt also auch diesen Kindern vorerst keine Bibeln, sondern nur Katechismen mit Bibelsprüchen und Bibelauszüge in die Hände! Das ist die Milch, durch welche sie erstarken werden, um nach und nach die stärkere Speise der Bibel selbst vertragen zu lernen, wenn sie späterhin von selbst Lust bekommen sollten, auch die ganze Bibel zu lesen. Ich sage, von selbst. Denn auffodern sollte man Niemanden dazu, weil ohne eignen Antrieb meist auch kein Beruf dazu vorhanden. Meint ihr aber, Gottes Geist sei auch in Schwachen mächtig und werde selbst den schwächsten Bibelleser in alle Wahrheit leiten: so geb' ich wohl jenes, aber nicht dieses zu, weil ihm die Erfahrung widerspricht, und weil

Gottes Geist immer nur so wirkt, wie es den, auch göttlichen, Gesetzen der menschlichen Natur angemessen ist.

Zum Schlusse sei mir erlaubt, noch einen Fehler zu rügen, dessen sich manche Bibelgesellschaften in äußerer Beziehung schuldig machen. Sie begnügen sich nämlich nicht, ihr Unternehmen im Allgemeinen bekannt zu machen und der Unterstützung ihrer Mitchristen durch milde Beiträge zu empfehlen, sondern senden umher und lassen persönlich dazu auffodern, machen auch wohl hinterher die einzelen Beiträge mit den Namen der Geber bekannt. Das heißt einerseit der Wohlthätigkeit und selbst dem Gewissen Gewalt anthun, anderseit aber auch die Eitelkeit in's Spiel ziehen, oder, wo diese nicht stattfindet, die Bescheidenheit verletzen. So will das Reich Gottes nicht gefördert sein. Lasse man doch jeden nach seiner Ueberzeugung von der Güte der Sache und nach seinem guten Willen geben, und ohne Ausnahme ungenannt! Man wird vielleicht einige Thaler weniger bekommen; aber das Gegebne wird desto verdienstlicher sein und reichern Segen bringen, besonders, wenn es gut angewandt wird. Misdeuten aber wird man hoffentlich weder diese Rüge noch diesen ganzen Aufsatz. Nur Bibelgesellschaftler von der frömmelnden Sorte, an denen es leider auch nicht fehlt, vermöchten dieß. Nur diese könnten vielleicht den Verfasser für einen Feind der Bibel oder gar des Christenthums selbst erklären. Diesen kann er jedoch alle seine übrigen Schriften getrost entgegenstellen, in welchen sich, auch bei noch so großer Verschiedenheit seiner Ansichten von den ihrigen, nie eine Feindseligkeit dieser Art ausgesprochen hat. Vielleicht dürft' er auch, wär' es nicht überhaupt ungeziemend, sich seines Lebens zu rühmen, dieses ihnen entgegenstellen. Doch kann er wohl ohne Unbescheidenheit sagen: Wer sich vollkommen dünkt, der werfe den ersten Stein auf ihn!



